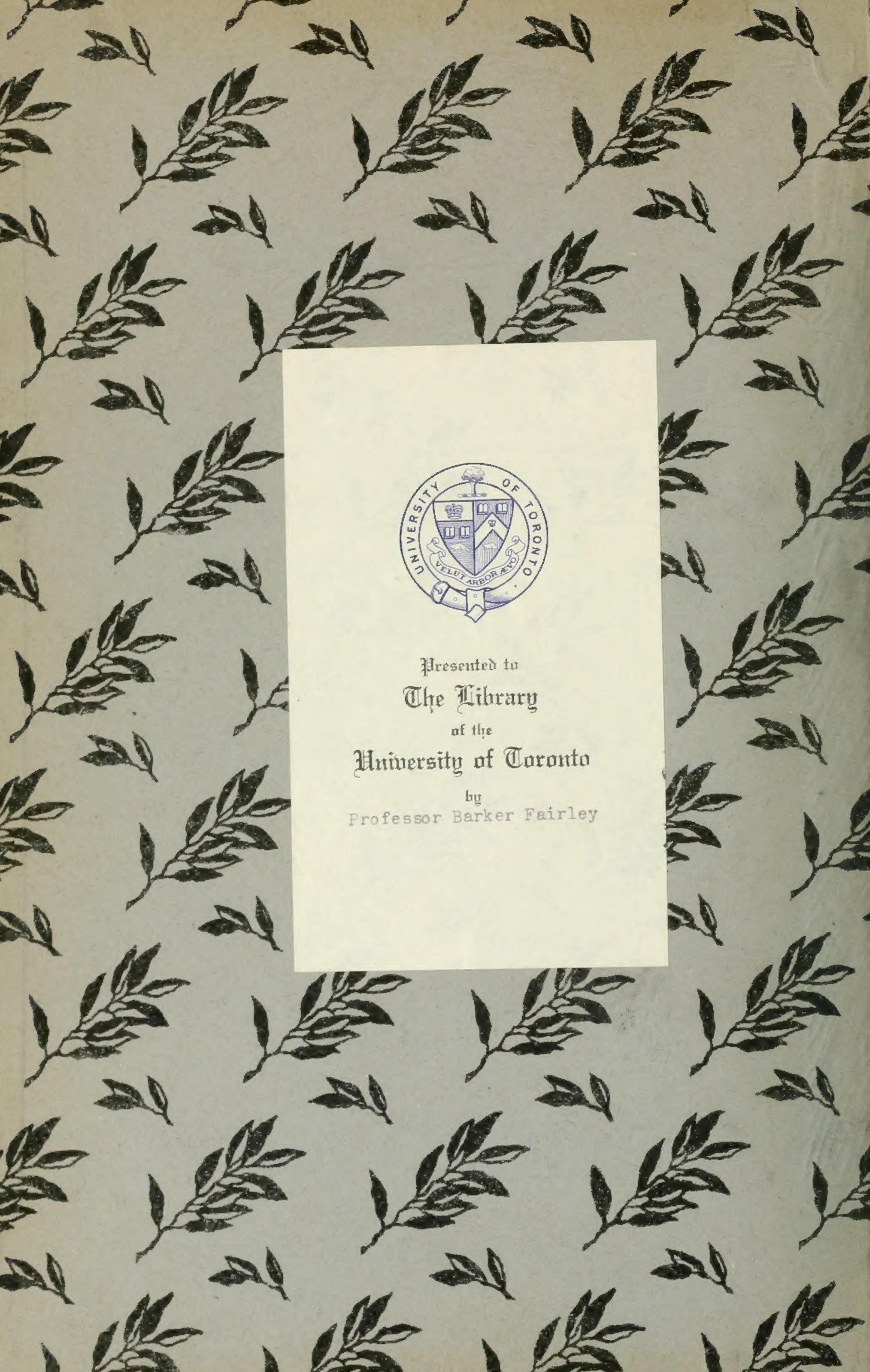



UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO



Briefe Friedrichs des Großen

In deutscher Übersetzung

Zwei Bände

Mit Illustrationen

von

Adolph v. Menzel



Verlag von Reimar Hobbing in Berlin

1914

Briefe Friedrichs des Großen

Erster Band

Herausgegeben von

Max Hein

deutsch von

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski und Eberhard König



Verlag von Reimar Hobbing in Berlin

1914

Die Abbildungen sind von Elfried Bock
ausgewählt und angeordnet

Vorwort

Als Text für die Übersetzung wurden Band 16—20 und 24—27 der Œuvres de Frédéric le Grand der alten Akademieausgabe zugrunde gelegt; die Briefe an Grumbkow und Maupertuis wurden jedoch nach der Neuausgabe von Koser (Leipzig 1898) übertragen. Für die Korrespondenz mit Voltaire wurde die Neuausgabe von Koser und Droysen (3 Bände, Leipzig 1908—1911) benutzt. Weiter wurde die Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen herangezogen. Die Übersetzung ist im wesentlichen das Werk Friedrichs von Oppeln-Bronikowski; von Eberhard König sind die Briefe Friedrichs an seine Gemahlin und an Wilhelmine sowie zum Teil die der „Politischen Korrespondenz" entnommenen Stücke übertragen. Im Original deutsch sind die Briefe an König Friedrich Wilhelm I., Hauptmann von Hacke, Kämmerer Fredersdorf, Konrektor Moritz, Professor Myller und Rektor Heynatz. In ihnen ist die Orthographie modernisiert, doch sind altertümliche Wortformen erhalten geblieben.

In den Anmerkungen finden sich vielfach Verweise auf „Die Werke Friedrichs des Großen in deutscher Sprache", Band I X, die aber nur zur Ergänzung des daselbst Gesagten dienen. Nur bei den Ortsdaten der Briefe aus den Kriegsjahren beschränkte sich der Herausgeber auf einen bloßen Verweis auf jene Bände.

In früher Jugend (1717) unterzeichnete Friedrich deutsche Schreiben mit „Friederich", schon seit 1719 mit „Friderich"; diese Form ist in den übersetzten Briefen durchweg gewählt worden.

Herrn Professor Dr. Volz spricht der Herausgeber auch an dieser Stelle seinen Dank für manche wertvolle Unterstützung aus.



Friedrich der Grosse als junger Kronprinz
Gemalt von [illegible] im Besitz Sr. Majestät des Kaisers

Der Kronprinz

Einleitung

In dem Bewußtsein des unüberbrückbaren Gegensatzes zu seinem Vater ist Friedrich Wilhelm I. zum Manne geworden. Seine die Grenze des Grotesken streifende Einfachheit, sein steter Fleiß und seine Sparsamkeit, die Abneigung gegen jede Einmischung in die große Politik und seine Friedensliebe, kurz, sein ganzes Wesen bildete sich unter diesen Eindrücken während seiner Kronprinzenzeit. Als er mit 25 Jahren den Thron bestieg, war er ein fertiger Charakter; seine Regierungsweise, seine Stellung zu den großen Mächten, seine Anschauungen über Religion, seine Neigungen und Interessen waren am Schluß seines Lebens unverändert geblieben gegen den Tag, da er seinem Vater folgte. Er hatte schon zu dessen Lebzeiten den Kampf gegen Verschwendung, Mißwirtschaft und Beamtenfaulheit begonnen; er übernahm seinen Staat als ein von Gott ihm anvertrautes Pfand, für das zu leben ihm als heilige Pflicht galt. Preußen konnte nur groß werden und bleiben, wenn es ein starkes Heer, eine vorzügliche Finanzwirtschaft, ein schlichtes, fleißiges Beamtentum, und wenn es an seiner Spitze einen König hatte eben wie ihn. Kompromisse zu schließen, fremde Eigenart gewähren zu lassen, falls sie sich tüchtig zeigte, schwierige, widerspruchsvolle Naturen zu begreifen, all das lag der einfachen, nur aufs Praktische und Nächstliegende gerichteten Derbheit Friedrich Wilhelms fern. Sein ältester Sohn sollte werden, was er selbst war: ein guter Christ, Soldat und Wirt. Mehr brauchte der Lenker des Staates nicht, alles andere war für ihn unnütz, wenn nicht schädlich. In diesem Sinn regelte der König die Erziehung seines Sohnes. Eine peinlich genaue Tageseinteilung und Bestimmung über alles, was der Kronprinz zu lernen und zu treiben hatte, schloß jede Freiheit in der Entwicklung des Knaben aus, der ja auch durchaus zu einem zweiten Friedrich Wilhelm werden sollte. Die beiden Briefe aus Friedrichs Kinderzeit klingen ganz, als würde sein Vater mit dieser Erziehung Erfolg haben; Gehorsam und Liebe zum König und militärische Angelegenheiten machen den Inhalt dieser kleinen Schreiben aus (27. Juli 1717 und 11. Juni 1720).

Dann stellt der fünfzehnjährige Prinz nach der Konfirmation seinem bisherigen Lehrer Duhan de Jandun am 20. Juni 1727 ein Pensionsversprechen in den wärmsten Ausdrücken aus. Was konnte Friedrich bewegen, sich seinem Erzieher so zu verpflichten? Sicher wissen wir es nicht, aber vermutlich war es Duhan, der die früh beginnende Opposition des Kronprinzen gegen seinen Vater unterstützte. Denn Friedrich fügte sich dem Zwange nicht aus Neigung. Die körperlichen Anstrengungen, zu denen der König den schwächlichen Knaben nötigte und die militärischen Übungen

waren ihm zuwider; an dem auf rein praktische Ziele eingestellten Unterricht fand sein regsamer, für Literatur und Musik empfänglicher Geist kein Genügen; seine Uniform galt ihm nicht als Ehrenkleid, sondern als Sterbekittel, lieber hätte er auch in Äußerlichkeiten seinem Schönheitsbedürfnis nachgegeben. Friedrich war erst zwölf Jahre alt, als der König zum erstenmal zu anderen ein Mißtrauen gegen seine Folgsamkeit äußerte. Damit begann der Konflikt zwischen Vater und Sohn, der in der Katastrophe von 1730 seinen Höhepunkt erreichte. Wenn Friedrich so jung schon sich seiner Gegensätzlichkeit zum König bewußt wurde, ist das außer mit seiner unzweifelhaften Frühreife auch sehr stark durch den Einfluß seiner Mutter Sophie Dorothea zu erklären, die in der geistigen Anlage ihres Sohnes und seinem Schönheitssinn sich selbst wiederfand. Sie bestärkte ihn heimlich in diesen Neigungen, denen offen zu folgen ihr selbst die patriarchalische Tyrannei des Gemahls verbot. Duhan war es, der mit anderen dem Kronprinzen ohne Wissen des Königs eine kleine französische Bibliothek einrichtete, in die dieser sich flüchtete, sobald es die Wachsamkeit seiner Umgebung ermöglichte. Schlimmer als all dies war die Verwicklung des Kronprinzen und seiner Schwester Wilhelmine in den Gegensatz der Eltern wegen ihrer Verheiratung mit englischen Königskindern. Eben dadurch wurde das Verhältnis Friedrichs zu seinem Vater fast unerträglich. Einen Versöhnungsversuch Friedrichs vom 11. September 1728 wird man schwerlich als aufrichtig empfinden, in der Antwort des Königs jede verständnisvolle Nachsicht mit harmlosen Eigenschaften seines Sohnes vermissen, dabei freilich im wesentlichen seine Zurückweisung doch begreifen können. Aber nach einem Ausgleich sucht man vergebens. So lag denn Friedrichs Fluchtplan vom August 1730 nur in der Logik der Tatsachen. Daß er scheiterte, war vielleicht besonders darum ein Glück, weil nun das Intrigenspiel der Damen ein Ende fand, der Kronprinz seine heimliche und offene Opposition aufgeben und sich wenigstens zu einer äußeren Unterwerfung entschließen mußte. Andrerseits mag Friedrich Wilhelm erkannt haben, daß es über seine Macht ging, den Sohn sklavisch zu seinem Ebenbilde erziehen zu wollen. Die Entfernung vom Hof, erst eine schwere Strafe für Friedrich, wurde ein Segen für Vater und Sohn. Im November 1730 wurde zunächst die Haft aufgehoben; Friedrich blieb in Küstrin zur Ausbildung bei der Kriegs- und Domänenkammer unter immer günstigeren Bedingungen von seiten des Königs; im April 1732 durfte er die oft erbetene Uniform als Oberst des Regiments in Ruppin wieder anziehen, im Herbst 1736 erhielt er mit dem Einzug in Rheinsberg einen für das damalige Preußen glänzenden Hofhalt. Seine Leistungen als Regimentskommandeur erkannte der König bei jeder Besichtigung warm an; wiederholt betraute er seinen Thronfolger mit Inspektionsreisen, gestattete ihm auch einmal die Teilnahme am Polnischen Erbfolgekrieg zum Zweck seiner militärischen Ausbildung. Kurz, äußerlich hatte Friedrich seit seiner Flucht in immer steigendem Maß eine Stellung erhalten, wie er sie sich nur wünschen konnte.

Gestaltete sich seitdem auch das innere Verhältnis von Vater und Sohn anders? Man wird dies im wesentlichen verneinen müssen. Zwar die Briefe Friedrichs an den König scheinen eine andere Antwort zu fordern. Da findet man nur völliges Eingehen auf dessen Wünsche, Anregungen zu Verbesserungen auf den Domänen oder bei industriellen Betrieben, Berichte, wie es beim Regiment steht, gelegentlich einmal eine im Geschmack des alten Herrn derb erzählte Anekdote; nicht selten sind die Briefe von Geschenken begleitet; kein Brief, der nicht umständliche Versicherungen kindlichen Gehorsams enthielte. Kein Brief aber auch, der ahnen ließe, daß ihn der Prinz geschrieben hat, der bereits die Aufmerksamkeit der Politiker und der Denker auf sich lenkte. Friedrich Wilhelm scheint die eigentliche Schuld dafür zu treffen, daß ein irgendwie innerliches Verhältnis nicht aufkam. Er bevormundete den Sohn nicht mehr bis in alle Einzelheiten seines Lebens und gab den Versuch auf, Herr zu werden auch über sein Denken und Fühlen. Aber von Verständnis und mildem Geltenlassen der Eigenart Friedrichs war nach wie vor keine Rede. Bei geringen Anlässen überhäufte er ihn in der ersten Zeit mit maßlosen Vorwürfen. Friedrich dürfte im Jahre 1730/31 zunächst auf wirkliche Versöhnung gehofft und dem Vater in diesem Sinn noch weitgehende Geständnisse gemacht haben (18. August 1731). Aber die Härte des Königs scheint ihn zurückgestoßen zu haben. Im Januar 1732 klagt er, alle schrecklichen Demütigungen seien umsonst gewesen, der Vater sei und bleibe mißtrauisch; nun verliere er freilich viel von seinem Eifer. „Gewinnt man so die Herzen und das Vertrauen?" Vor allem wurden alle guten Vorsätze Friedrichs durch die brutale Gewalt vernichtet, mit der sein Vater ihn zur Verlobung mit der ungeliebten Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern zwang.

So kam es, daß er vor dem König sein Innenleben verbarg. Wilhelmine, die beste Freundin seiner Kindertage, Duhan de Jandun, der feinsinnige sächsische Diplomat Ulrich von Suhm, Oberst von Camas und vor allem wenigstens zunächst Friedrich Wilhelm von Grumbkow blieben oder wurden jetzt die Vertrauten seines Herzens; die Briefe an sie geben uns ein wahres Bild der Stimmungen und Neigungen des Kronprinzen. Grumbkow ist als Charakter die interessanteste Persönlichkeit von ihnen. Er besaß das unerschütterliche Vertrauen seines Königs. Ein frommer Christ und tüchtiger Beamter, dabei ein wackerer Kriegsmann und gewaltiger Zecher, der es mit August dem Starken aufnehmen konnte, hatte er sich die Hochachtung des Königs erworben; mit seiner anscheinenden pommerschen Biederkeit und Biergemütlichkeit sicherte er sich dessen Vertrauen. Der König glaubte ihn ganz in seinem Interesse tätig. Tatsächlich bezog Grumbkow vom Wiener Hof ein hohes Jahrgehalt, für das er dem Gesandten Graf Seckendorff alle Vertraulichkeiten verriet, die der arglose Herrscher ihm mitteilte. Im Sinne Österreichs hatte er gegen die englischen Heiratspläne der Königin gewirkt und damit deren und Friedrichs glühenden Haß auf sich gezogen. In Küstrin aber schloß er Frieden mit dem Kronprinzen; auf welcher Grundlage, ist nicht klar. Jedenfalls hat Friedrich fortan auf seinen

Beistand zählen können. Immerhin, ganz scheint sich Grumbkow ihm nicht ergeben zu haben, wie unten zu erwähnen sein wird. Grumbkow hatte offenbar keine Lust, es um des Kronprinzen willen mit dem Vater zu verderben. Darum versagte er sich auch den Bitten Friedrichs, ihn vor der Verlobung mit Elisabeth Christine zu bewahren. Die Briefe, die Friedrich damals an ihn schrieb, sind mit ihren jähen Stimmungswechseln, ihren Bitten, Drohungen und ihren Zynismen der beste Spiegel der Seele des Zwanzigjährigen. Er hat sich Grumbkow voll erschlossen; aber als er von ihm eine Absage erhält, da deckt er sich (22. Februar 1732) sehr geschickt und betont: „Ich kenne keine verschiedenen Interessen zwischen mir und dem König; wir haben die gleichen". Die Vorsicht war überflüssig; zu tief schon hatte sich Grumbkow mit ihm eingelassen, um an Verrat denken zu können. Und Friedrich erhielt sich den wertvollen Bundesgenossen, dem er übrigens ebenso wie Seckendorff und später Suhm auch finanziell verpflichtet war. Denn der kronprinzliche Hofhalt kostete mehr, als der König dafür bestimmt hatte. Grumbkow mußte den Zorn des Königs beschwichtigen, wenn dieser Friedrich als Atheisten verdächtigte oder von ihm Eingriffe in seine Autorität befürchtete; er mußte helfen, wenn Friedrich Wilhelm eine Verwaltungsarbeit geliefert zu haben wünschte, und Friedrich damit nicht aus noch ein wußte, wovon jener natürlich nichts hören durfte. Seine Stellung zu seinem Vater war und blieb unaufrichtig und unfrei. Im ganzen läßt sich aber verfolgen, daß seine Urteile über den Vater von Jahr zu Jahr milder wurden. So schreibt er Duhan am 2. Oktober 1736: „Die Bande des Blutes gebieten mir Stillschweigen über ein Thema, über das ich manches zu sagen hätte"; als er Voltaire am 6. Juli 1737 den Verfall der Akademie der Wissenschaften schildert, erwähnt er den Vater nicht. Wie sehr der König an dem unglücklichen Verhältnis mit die Schuld trug, zeigt der Brief an Camas vom 21. Dezember 1738. Er habe den Wert der Wissenschaften anerkannt; „ich fühle, wie die kindliche Liebe in mir sich verdoppelt", schreibt Friedrich. Wie leicht hätte sein Vater doch mit etwas Eingehen auf seine Eigenart sich sein Herz gewinnen können. Aber bald muß er dem vertrauten Freund sagen, daß wieder alles beim alten sei; der alte Haß ist wieder erwacht. „Ich muß meinen Vater als meinen schlimmsten Feind betrachten, der mir beständig auflauert und den Augenblick erspäht, wo er mir den Genickstoß geben kann", Worte, die ihre Rechtfertigung nur in dem Schmerz über den Zusammenbruch seiner Hoffnungen finden.

So mußte Friedrich denn wie schon seit seiner Kinderzeit seinem Wissensdrang heimlich nachgehen. Für Küstrin hatte der König ihm sämtliche Bücher verboten, selbst solche vom Finanzwesen; nur Erbauungslektüre war gestattet; „aus Büchern lernt man nichts, sondern die Praxis muß es machen." Es war selbstverständlich, daß der Kronprinz sich an diese drakonische Verfügung nicht hielt. Er schmiedete unermüdlich Verse, las antike Schriftsteller in französischer Übersetzung; Molière und Boileau werden schon damals Grumbkow gegenüber erwähnt; auch Philosophie

und Physik beschäftigten ihn; die streng verpönte Flöte blieb seine liebe Gefährtin. Ganz ähnlich hielt er es in Ruppin, nur daß er hier schon die Freiheit hatte, auch den ästhetischen Freuden des Feinschmeckers einigen Platz einzuräumen. Gutes Essen hat stets mit sein Teil zum Wohlbefinden Friedrichs beigetragen.

Um nicht dem Irrenhause zu verfallen, schreibt er am 23. Oktober 1736 aus Rheinsberg, müsse man ein Übermaß von Weisheit und ein Übermaß von Torheit vermeiden, das Ernste mit dem Heiteren, Vergnügungen mit Sittenstrenge verbinden. Nach diesem Grundsatz hat er das Leben seines jungen Hofhaltes geregelt. Einen Kreis gewandter, geistvoller Kavaliere hatte Friedrich dort um sich gesammelt. Gewiß, es gab Zerstreuungen aller Art, Theater, Musik, Maskeraden; wer Freude an der Jagd und am Becher hatte, mochte ihr nachgehen. Denn an diesem Hof war jedem seine Freiheit gelassen. Aber dergleichen stand zurück hinter ernster Arbeit. „Wir politisieren wenig, reden noch weniger und denken viel", so schreibt der Kronprinz ein wenig großartig am 14. Oktober 1738. Aber die Vielseitigkeit seiner Interessen ist allerdings erstaunlich. Er kannte die klassische französische Literatur seiner Zeit bereits, als er sich im August 1736 an deren führenden Geist, Voltaire, wandte, und mit ihm einen Briefwechsel anknüpfte. Ob er jemals auch nur den Versuch gemacht hat, in die deutsche Dichtkunst einzudringen, wissen wir nicht. Er wäre wohl bald unbefriedigt davon abgekommen; durfte doch die deutsche Muse damals den Wettstreit mit der französischen noch entfernt nicht wagen. Ein Werk des Philosophen Wolff, der um 1736 den größten Einfluß auf ihn erhielt, mußte Suhm ins Französische übersetzen. Wohl habe, so schrieb er Suhm, auch die deutsche Sprache ihre Schönheiten; „aber nie werden Sie mich überzeugen, daß sie so wohllautend ist wie die französische". Friedrich bildete sein poetisches Talent unermüdlich weiter; sein Ideal war, ein ganz reines stilgerechtes Französisch zu schreiben; mit zu diesem Zweck begann er den Briefwechsel mit Voltaire, der seine Gedichte zur Durchsicht zugesandt erhielt. Selbst an eine Tragödie wollte er sich in der Rheinsberger Muße wagen. Auch mit größeren Kompositionen versuchte sich Friedrich; so ließ er 1738 für den Grafen Schaumburg-Lippe eine seiner Symphonien abschreiben.

Wie schon in Küstrin und selbst vor der Flucht beschäftigte er sich gründlich mit Geschichte und Philosophie. Die zahlreichen historischen Beispiele, die er in Briefen und Schriften anzuführen weiß, legen das beste Zeugnis ab von seinen umfassenden Geschichtsstudien. Im Mittelpunkt aber stand ihm damals die Philosophie; „mein Geist ist ganz in ihrem Banne", bekennt er 1737. In Berlin und Küstrin hatte er sich Descartes angeschlossen, in Rheinsberg an Christian Wolff, den Schüler von Leibniz, später an Locke. Zunächst scheint ihm die Philosophie die Lösung aller Welträtsel zu bieten. Wolff habe Dinge erklärt, die vordem ganz unverständlich waren. „Mir ist, als ob ich durch ihn täglich mehr Einsicht gewinne, als ob es mir bei jedem Satz, den ich studiere, wie Schuppen von den Augen fällt" (18. Juli 1737). Wolff habe ihn seiner Vernunft sich bewußt werden lassen; sonst „ginge ich wie die große

Masse auf den Krücken des Aberglaubens und des Irrtums". Indes schon 1737 beginnen seine ersten Zweifel, ob er in der Philosophie auch Antwort auf alle seine Fragen finden könnte. „Die metaphysischen Fragen gehen über unser Verstehen. Umsonst suchen wir das zu erraten, was unser Begriffsvermögen übersteigt" (18. Februar 1737). „Früher erschien mir die Metaphysik als ein Land, in dem sich große Entdeckungen machen ließen; jetzt erscheint sie mir wie ein durch Schiffbrüche verrufenes Meer. Sie gleicht einem Quacksalber; sie verspricht viel, und die bloße Erfahrung beweist, daß sie nichts hält" (17. Juni 1738). Und am 18. Mai 1740 gibt er den Grundpfeiler der Wolffschen Philosophie, den Satz vom zureichenden Grunde, preis, und bekennt, Sicherheit über die Fragen, die ihn so viel beschäftigt haben, Gott, Materie, Willensfreiheit, lasse sich nicht gewinnen. 1737 hatte er gemeint, die Menschen seien unfrei, denn alle Ereignisse ließe Gott nach festem, von aller Ewigkeit her vorgesehenem Plan eintreten und nur Gott könne sie lenken; denn sonst wäre Gott ein müßiger Zuschauer oder der Zufall müßte herrschen. „Der Zufall kann es nicht sein, denn Zufall ist ein sinnloses Wort." Zwei Jahre später ist er skeptischer. Der Gemahl Maria Theresias und der der künftigen Zarin seien gar unbedeutende Herren. „Und doch scheinen diese zwei Häupter, ich weiß nicht durch welche Notwendigkeit oder Vorsehung dazu bestimmt, den größten Teil Europas zu regieren ... Wie es jetzt zugeht, scheint alles so ziemlich aufs Geratewohl zu geschehen ... Die Zügel der Regierung eines Reiches werden unkundigen Händen anvertraut, und ein edler Mensch schmachtet in finsterer Vergessenheit ... Man wird mir für diese Wunderlichkeit des Schicksals nie einen triftigen Grund beibringen." Das Nachdenken über all diese Fragen sei zwecklos, man würde nie eine Antwort finden. Gott habe dem Menschen so viel Einsicht gegeben, als er brauche, um sich durch die Welt zu schlagen; und unsere Bestimmung sei zu handeln, nicht zu grübeln. Eben darum ist die Moral der wichtigste Teil der Philosophie; ihr stehe er nicht so gleichgültig gegenüber wie der Metaphysik, denn sie „trägt zum menschlichen Glück das meiste bei". Ähnlich wie an der Metaphysik verzagt er an der Physik, für die er sich damals auch lebhaft interessierte; wiederholt berichtet er Voltaire von Experimenten. „Scheint es Ihnen nicht," meint er einmal, „als ob es in der Physik ebensoviel Ungewißheiten gibt, wie in der Metaphysik? Ich sehe mich rings von Zweifeln umlagert."

Friedrich suchte in solcher Stimmung nicht etwa Zuflucht in der Religion. Von früh auf scheint die unerbittliche Klarheit seines Denkens ihm das Bekenntnis zum christlichen Dogma unmöglich gemacht zu haben; Äußerungen zum König und zu Grumbkow, die das Gegenteil beweisen könnten, dürften mit Rücksichtnahme auf deren abweichenden Standpunkt zu erklären sein. Von Kindheit an und bis ins hohe Alter hatte Friedrich das Bedürfnis nach der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft. Und doch konnten diese allein ihn nicht voll befriedigen. Zum Handeln, nicht zum Grübeln war nach seinem Empfinden der Mensch ja geschaffen. In steigendem Maß widmete er sich der Vorbereitung zu der hohen Aufgabe, zu der das Schicksal

ihn bestimmt hatte. Es scheint, daß die Neigung dazu ebenso natürlich in der Seele des Kronprinzen aufkeimte wie sein rein geistiges Streben, beides untrennbar von seinem Wesen, und doch beides in ewigem Kampf miteinander.

Im Februar 1731, zu einer Zeit, wo Friedrich nach dem Willen des Vaters ganz in den Arbeiten bei der Kammer hätte aufgehen und sich als einzige Lektüre Erbauungsbücher gestatten sollen, forderte er in einem langen Brief an seinen Freund Natzmer Polnisch-Preußen, Mecklenburg, Schwedisch-Pommern und Jülich-Berg zur Abrundung für Preußen (vgl. Werke Bd. VII, S. 197 ff.). Mit regem Interesse verfolgte er 1735 die Verhandlungen, die zur Beendigung des Polnischen Erbfolgekrieges führten. Noch maß er, etwas anders als 1739 im Antimachiavell, die Moral der Politiker durchaus mit dem engen Maße der Privatmoral, verurteilte alle Beteiligten der Reihe nach und beteuerte: „Ich werde stets die Politik befolgen, meinen Freunden und Verpflichtungen treu zu sein. Man betrügt nur einmal und nicht wieder." (15. November 1735.) Erstaunlich ist der Scharfblick, mit dem der Kronprinz bei seinen 23 Jahren durchschaut, daß die polnische Krone Frankreich nur zum Vorwand diente, und daß der Krieg in Wirklichkeit um Italien entbrannt war (12. November 1735). Viel näher berührten Preußen die Verhandlungen um die Erbfolge in Jülich-Berg. Das Aussterben des dort regierenden Hauses Pfalz-Neuburg war in Aussicht. Preußen standen nach einem Erbvertrag von 1666 Ansprüche auf beide Gebiete zu. Aber Schritt für Schritt hatte Friedrich Wilhelm I. sich von seinem guten Recht abdrängen lassen. 1728 im Vertrag von Berlin verzichtete er auf Wunsch Kaiser Karls VI. auf Jülich und erhielt von diesem die Erbfolge in Berg garantiert. 1731 eröffnete der Kaiser ihm, daß er einen Teil von Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf aufgeben müsse; im Februar 1738 vollends wurde Preußen von Österreich, Frankreich, England und Holland zu neuen Verhandlungen aufgefordert; es sollte bei Eintritt des Erbfalls die Länder nicht besetzen, während seinem Konkurrenten, dem Pfalzgrafen von Sulzbach, deren vorläufige Besetzung eingeräumt wurde. Den Kronprinzen erbitterte die Zurücksetzung und das Zurückweichen des Königs tief. „Da mir der Ruhm des Königs sehr am Herzen liegt," schreibt er Grumbkow am 20. Januar 1737, „schmerzt es mich, zu sehen, daß nicht alle nötigen Maßregeln ergriffen werden, um die Sache erfolgreich durchzuführen ... Was mich am meisten beunruhigt, ist, daß ich unsrerseits eine gewisse Lethargie sehe, und das zu einer Zeit, wo die Furcht vor unseren Waffen vergangen ist, und man die Verwegenheit so weit treibt, uns zu verachten." Einige Wochen später erklärt er, e r würde in diesem Falle Militär bereithalten. „Dann bin ich, sobald jemand Miene macht, meinen Plänen entgegenzutreten, imstande, ihm auf den Leib zu rücken." Sein Haß richtet sich in erster Linie gegen Österreich, das seinen Vater aufs schmählichste mißachtet. „Der maßlose Stolz der Monarchien war stets der Vorbote ihres Niederganges oder ihres Sturzes. Stürbe der Kaiser an einem der nächsten vier Tage, welche Umwälzungen würde die Welt dann nicht erleben!" Und am 1. November 1737 schreibt er Grumbkow: „Anschei

nend hat der Himmel den König dazu bestimmt, alle Vorbereitungen zu treffen, die Weisheit und Vorsicht vor Ausbruch eines Krieges erfordern. Wer weiß, ob die Vorsehung mich nicht aufspart, um glorreichen Gebrauch von diesen Vorbereitungen zu machen und sie zur Ausführung der Pläne zu benutzen, zu denen die Voraussicht des Königs sie bestimmt hatte." Im Anfang des Jahres 1738 plante er, mit einer Flugschrift, „Betrachtungen über den gegenwärtigen politischen Zustand Europas" die öffentliche Meinung in England und Holland vor den Machtbestrebungen des Kaisers und Frankreichs zu warnen; die Veröffentlichung unterblieb jedoch, da die preußische Politik sich Frankreich wieder näherte (vgl. Werke Bd. I, S. 226 ff.).

Es ist klar, daß Friedrich bei solchem Ehrgeiz und staatlichem Selbstbewußtsein die Abneigung gegen den Soldatenstand überwinden mußte, die er früher, wohl in Opposition gegen alles, wozu der König ihn zwang, empfunden hatte. Ob es schon aufrichtig gemeint war, wenn er am 18. August 1731 den Vater „aus purer Inklination" bat, wieder Soldat werden zu dürfen, mag dahingestellt bleiben. Aus den letzten Jahren der Kronprinzenzeit lassen sich sichere Beweise dafür erbringen. So preist er am 4. Mai 1739 seine Tätigkeit als Offizier: „Wir sind nicht nur militärische Gesetzgeber, sondern uns ist auch die Kunst anvertraut, Menschen zu bilden ... Das Phantom, das man Ruhm nennt, das Idol der Kriegsleute, ermuntert uns und treibt uns an, eine zuchtlose Horde an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. Im Geiste sieht man Feldzüge, Belagerungen und Schlachten voraus, und von diesen Vorstellungen erhitzt, malt uns die Einbildungskraft Siege, Lorbeeren und Triumphe aus." An Camas schreibt er, nachdem die Truppenbesichtigung durch den Vater glücklich verlaufen ist (11. Juni 1738): „Ich wünschte nichts so glühend, als die gleiche Befriedigung nach einer Schlacht zu verspüren, in der ich die feindlichen Truppen über den Haufen geworfen hätte. Ich hoffe, es wird dazu kommen, und ich kann Sie und mich selbst in der Ebene von Düsseldorf zu den Erfolgen beglückwünschen, die wir unter dem Befehl des Königs erringen werden."

Den großen Verdiensten seines Vaters um die Armee scheint Friedrich nicht voll gerecht geworden zu sein; wenigstens klagt er noch in der „Geschichte des Hauses Brandenburg" (vgl. Werke Bd. I, S. 187), daß in der Friedenszeit „die höhere Kriegskunst ganz in Vergessenheit geriet und das Interesse von Tag zu Tag mehr in Kleinigkeiten unterging". Um so begeisterter erkannte er die Leistungen des Königs auf dem Gebiet der inneren Verwaltung an; das schönste Zeugnis dafür ist der Brief an Voltaire vom 27. Juli 1739, in dem er schildert, wie Friedrich Wilhelm das verödete Ostpreußen in ein blühendes Land umwandelte. „Ich finde etwas Heroisches in der hochherzigen und emsigen Art, wie der König diese Wüste besiedelt, sie fruchtbar und glücklich gemacht hat". Etwas früher, am 8. Januar 1739, hatte er an Voltaire seine eigne Auffassung vom Herrscheramt geschildert: es bestehe darin, dem menschlichen Elend so viel als möglich abzuhelfen. „Der Herrscher empfängt Treue und Gehorsam von seinen Untertanen und gibt ihnen Überfluß, Wohlstand, Ruhe und alles zurück,

was zu Wohlfahrt und Gedeihen der Gesellschaft beiträgt." Nicht reich, aber zufrieden müsse das Volk sein, denn „die Freude ist das wirklichste Gut dieses Lebens" (9. September 1739).

War diese jugendliche Freundlichkeit auch von der patriarchalischen Strenge Friedrich Wilhelms weit entfernt, im Ziel, der pflichttreuen Hingabe an den Staat, waren Vater und Sohn einig. Vergebens hatte der König versucht, den Kronprinzen nach seinem Bilde zu formen. Er war seinen Händen entglitten und hatte sich seine eigne Welt erbaut. Erst an seinem Lebensabend begann Friedrich Wilhelm die Bedeutung seines Sohnes zu ahnen; die Sorge schwand, daß die leichtsinnigen Zeiten Friedrichs I. wiederkehren würden; er fühlte, daß trotz aller Neigung zu Poesie und Philosophie, zu Musik und Theater, ein „zweiter Friedrich Wilhelm" in seinem Nachfolger steckte. Vielleicht war dies der eigentliche Grund, warum Vater und Sohn sich 1739 etwas näher kamen. Friedrich erklärt die Besserung mit Grumbkows Tod. Seitdem, schreibt er am 27. Juli, sei alles anders geworden. „Friede ist wieder eingekehrt, draußen und drinnen." Diese Bemerkung ist erstaunlich; er hatte Grumbkow zum Vertrauten seiner Differenzen mit dem Vater, seiner Mißstimmung über dessen auswärtige Politik gemacht; nur in einem Fall wissen wir, daß er ihm keinen reinen Wein einschenkte (Brief vom 29. Oktober 1737). Und nun soll Grumbkow die Verständigung zwischen Vater und Sohn hintertrieben haben? Friedrichs Verhalten ihm gegenüber wäre dann schwer zu begreifen. Genug, daß eine Besserung eintrat. Im Dezember 1739 konnte er Camas aus Berlin melden: „Sie können sich ungefähr denken, in welcher Lage ich bin. Immerhin ist sie hundertmal besser als vor Jahresfrist, wo sie verzweifelt war."

Damals war der König schon schwer leidend; seit Januar wußte Friedrich, daß bald große Pflichten seiner harren würden. „Ich wünsche den Tod meines Vaters durchaus nicht," schreibt er damals seiner Gemahlin, „Gott bewahre mich davor. Ich werde, glaube ich, betrübter über seinen Tod sein, als so manche, die sich zu seinen Lebenszeiten in Liebedienerei nicht genug tun konnten. Die Stimme der Natur waltet doch allzu stark in mir."

Oft war der Kronprinz unmutig geworden über die schlaffe Friedenspolitik, so manches Mal hatte er gewaltsam seinen Ehrgeiz zurückzwingen müssen. Nun stand er unmittelbar vor der Übernahme der Herrschergewalt. Ergriff er sie im Glücksgefühl befriedigter Sehnsucht? Am 3. Mai 1740 schreibt er aus Ruppin an Wilhelmine: „Noch einmal atme ich die Freiheit in vollen Zügen; wer weiß, ob ich ihr nicht für lange Zeit werde entsagen müssen!" Und an Voltaire aus Rheinsberg zwei Wochen später: „Ich gebe meine Unabhängigkeit schweren Herzens auf, und voller Sehnsucht nach der bisherigen glückseligen Einsamkeit bin ich gezwungen, die große Weltbühne zu betreten."

Mein allerliebster Papa

Ich dancke unterthänigst daß Sie einen
Officier von so grossen meriten als den
Major Senning zum Obrist Lieutenant
bey meinem Regiment gegeben haben,
werde auch allezeit suchen meinem
allerliebsten papa in allem zu conten-
tiren weil mir wohl bewust daß all
mein Glück in dieser welt von dero
gnade dependiret, solte auch suchen
meine unterthänigste devotion auf alle
weyse zu attestiren, wann ich nur das
glück hätte Ihnen in Wusterhau-
sen aufzuwarten der ich Zeit meines
Lebens verharre

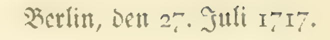
meines allerliebsten Papa

Berlin den
27. Julii 1717.

unterthänigster Sohn und Diener
Friderich

Original des ersten Briefes an seinen Vater

1. An seinen Vater


Berlin, den 27. Juli 1717.



ein allerliebster Papa, ich danke untertänigst, daß Sie einen Offizier von so großen Meriten, als den Major Finck[1], zum Oberst-Leutenant bei meinem Regiment gegeben haben, werde auch allezeit suchen, meinen allerliebsten Papa in Allem zu kontentieren, weilen mir wohl bewußt, daß all mein Glück in dieser Welt von Dero Gnade dependieret; wollte auch suchen, meine untertänigste Devotion auf alle Weise zu attestieren, wenn ich nur das Glück hätte, Ihnen zu Wusterhausen[2] aufzuwarten, der ich Zeit meines Lebens verharre meines allerliebsten Papa's

untertänigster Sohn und Diener,

F r i e d e r i c h.

2. An seinen Vater

Berlin, den 11. Juni 1720.

Mein lieber Papa,

Ich wünsche von Grund des Herzens, daß mein lieber Papa möge gesund und vergnügt auf der Reise[3] gewesen sein, auch sich ferner allezeit wohl befinden. Mein lieber Papa sei dabei so gnädig und behalte mich doch allezeit lieb, und gönne mir bald die große Freude, Ihn wieder hier zu sehen. Ich bin am 7. dieses zu Cöpenick gewesen; meine Kompagnie[4] hat nicht allein die Handgriffe sehr gut gemachet, sondern auch so gut gefeuert, daß es unmöglich besser sein kann. Meinem lieben Papa übersende hiebei ganz unterthänigst die Listen von meinen beiden Kompagnien. Ich wiederhole meinen herzlichen Wunsch, daß Gott meinen lieben Papa bald wieder gesund zu uns bringen möge, empfehle mich nochmalen zu Seiner beständigen Gnade und Liebe, und bin dafür lebenslang mit allem untertänigsten und kindlichen Respekt . . .

[1] Major Finck von Finckenstein wurde 23. Juli 1717 Oberstleutnant und wohl gleichzeitig Kommandeur der kronprinzlichen Kadetten († 1727). — [2] Wusterhausen, das beliebteste Jagdschloß Friedrich Wilhelms I. — [3] Der König war im Juni nach den Niederlanden gereist. — [4] Die Leibkompagnie des Infanterieregiments v. Gersdorff.



3. An Duhan[1]

Potsdam, 20. Juni 1727.

Mein lieber Duhan,

Ich verspreche Ihnen, sobald ich mein eigenes Geld in Händen habe, jährlich 2400 Taler zu geben und Sie immer noch etwas mehr zu lieben als jetzt, wenn ich es vermag.

Friderich, Kronprinz.[2]

4. An seinen Vater

Wusterhausen, Sonnabend, den 11. September 1728.

Mein lieber Papa,

Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, teils weil es mir abgeraten, vornehmlich aber weil ich mich noch einen schlechteren Empfang, als den ordinären, sollte vermuten sein; und aus Furcht, meinen lieben

[1] Jaques Egide Duhan de Jandun (1685—1746) stammte aus einer vornehmen Refugiéfamilie. 1715 bei der Belagerung von Stralsund, die er freiwillig mitmachte, hatte Friedrich Wilhelm I. ihn kennen gelernt und zum Erzieher Friedrichs bestellt. Eifrig auf dessen geistige Förderung ohne Rücksicht auf Wünsche des Vaters bedacht, wurde er 1730 nach Pillau verwiesen; 1732 durfte er als Bibliothekar nach Blankenburg gehen. Friedrich rief ihn gleich nach seinem Regierungsantritt nach Berlin zurück. — [2] Darunter Friedrichs Siegel.

Papa mehr mit meinem gegenwärtigen Bitten zu verdrießen, habe es lieber schriftlich tun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mir etwas zu reprochieren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen getan, das meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit untertänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem Seinen Tun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Konträre sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird; indessen versichere ich Ihm, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde . . .

Hierauf erwiderte der König:

Sein eigensinniger böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet; denn wenn man nun Alles tut, absonderlich seinen Vater liebet, so tut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht Alles sieht. Zum Andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminierten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inklinationen hat, der sich schämt, nicht reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und nicht verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal reprimandieret, aber Alles umsonst und keine Besserung in nichts ist. Zum Andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welchen, und nicht populär und affable ist, und mit dem Gesicht Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen tut, als mit der Force angehalten; nichts aus Liebe, und er Alles dazu nichts Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nichts nütze ist.

Dieses ist die Antwort. Friederich Wilhelm.

5. An seinen Vater

Küstrin, den 19. November 1730.

Allergnädigster König und Vater,

Ich bin sehr erfreuet worden, durch die Kommission[1] gehöret zu haben, daß Sie mir Dero väterliche Gnade inskünftige wieder wollen zufließen lassen. Ich gestehe zwar, daß dieser Weg mir sehr sauer ankommt, aber ich hoffe, daß Sie allergnädigst aus

[1] An diesem Tage hatte der Kronprinz vor einer Kommission unter General v. Grumbkow einen Treueid abgelegt, worauf der Arrest aufgehoben wurde und Friedrich ein Haus in Küstrin beziehen durfte.



Madame de Rocoulle, Oberhofmeisterin, und erste Erzieherin
des Kronprinzen. Gemälde aus der Schule des Pesne, im Besitz
Sr. Majestät des Kaisers

meiner Konduite ersehen werden, daß mich ganz und gar submittieret habe, und fasse auch hierbei das Vertrauen zu Ihnen, Sie werden so gnädig sein und mir auch Gnade widerfahren lassen; bitte auch hierbei, gnädigst zu erlauben, daß der Prediger Noltenius mir künftigen Sonntag das heilige Abendmahl verreiche, dieweil es wohl billig ist, daß ich mich mit Gott hierdurch versöhne; bitte noch hier zuletzt, mich nicht immer in Dero Entfernung zu lassen, sondern zu erlauben, wenn es Ihnen wird gefällig sein, mich zu Dero Füßen zu werfen, verharrend indessen mit allem ersinnlichsten Respekt.

6. An seinen Vater

Küstrin, den 18. August 1731.

Allergnädigster König und Vater,

Ich danke Gott tausendmal, der das Herz meines allergnädigsten Vaters also gegen mich gelenket, daß Sie mir meine so schwer begangenen Fehler in Gnaden verziehen haben[1]. Hätte ich nicht die Erkenntnisse einer solchen unverdienten Gnade, so wäre ich nicht wert, ein Mensch zu heißen, und, um meinem allergnädigsten Vater zu weisen, wie Sie mir mein Herz solchergestalt gewonnen haben, daß ich ohnmöglich etwas Verschwiegenes oder Geheimes vor Ihnen haben könnte, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie mir mehr Gnade, als Sie wohl meinen, getan, ja ich muß mit Reue und Scham gestehen, daß ich viel schuldiger, als Sie mich wissen, gewesen bin, und mich sehr stark gegen Sie vergangen. In Hoffnung, daß mein allergnädigster Vater mir dieses auch vergeben wird, so muß ich bekennen, daß in der Zeit, als meine ersten Schulden auskamen[2], und Sie mir von der Heirat meiner Schwester mit dem Herzog von Weißenfels[3] sprachen, ich alsofort in Potsdam einen Brief an die Königin von England schrieb, und ihr darin versprach, daß, woferne sie die Heirat des Prinzen Wales mit meiner Schwester beschleunigen wolle, ich eine von ihren Prinzessinnen nehmen wollte; hierauf kriegte zur Antwort, daß sie außer dem Parlamente nichts tun könnte. Nachgehends kam Hotham[4] nach Berlin, der mir einmal auf der Parforce-Jagd versicherte, er käme einstens und alleine um meines Briefes willen nach Berlin. Mein allergnädigster Vater wissen, wo die Sachen weitergegangen sind, also daß ich nicht nötig habe, weiter zu erzählen. Ich bitte Sie um der Wunden Christi willen, mir dieses auch noch zu verzeihen, und schwöre Ihnen, daß ich mein Tage weder an eine englische Prinzessin, noch an dergleichen Intriguen nimmer mehr gedenken will, und durch meine ganze Submission, meinen völligen Gehorsam und auf-

[1] An seinem Geburtstag, dem 15. August, hatte der König zum erstenmal Friedrich besucht. — [2] 1727/28. — [3] Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels, der letzte Herzog aus einer 1656 bis 1746 regierenden albertinischen Nebenlinie. — [4] Der englische Gesandte.

richtigste Treue in allen Stücken meine so übel gehabte Konduite zu reparieren suchen will. Dürfte ich mir wohl, nach einem Bekenntnis eines solchen Gebrechens und nach so vielen unverdienten Gnaden, so Sie mir erzeigen, nur die eine ausbitten, wieder Soldat zu werden? Machen Sie mich zu was in der Welt Sie wollen, ich werde mit Allem zufrieden und vergnüget sein, wenn es nur Soldat ist. Sein Sie so gnädig und glauben mir, daß es aus purer Inklination ist, und wo Sie mir die Gnade tun, meine Bitte zu erhören, so werden mein allergnädigster Vater sehen, ob es aus dem Herzen, oder nicht, gehet, und wo Sie es nicht also finden, als ich es sage, so strafen Sie mich, wie Sie nur wollen. Woferne ich vor Diesem nicht so Lust dazu gehabt habe, als ich es gesollt, so habe ich sie jetzunder, daher, weil man das Gute niemalen besser erkennet, als wenn man das Uebel gehabt hat. Ich überlasse mich ganz und gar meines allergnädigsten Vaters Disposition; Sie werden am Besten wissen, was mir gut ist. Indessen bitte ich Sie untertänigst, versichert zu sein, daß ich mit untertänigstem Respekt und immerwährender Dankbarkeit und kindlicher Submission verbleibe meines allergnädigsten Königs und Vaters

ganz getreu gehorsamster Diener und Sohn

Friderich.

P. S. Sie werden wohl so gnädig sein und erlauben, daß ich meiner Frau Mutter von Dero gegen mich gehabten Gnade durch einen Brief untertänigst melde[1].

7. An seinen Vater

Küstrin, den 1. September 1731.

Allergnädigster König und Vater,

Ich danke meinem allergnädigsten Vater ganz untertänigst für den Brief[2], so Sie die Gnade gehabt, mir zu schreiben; ich gestehe, daß ich solche Gnade nicht verdient habe, und schätze sie desto höher derowegen. Was meine vorige Konduite angehet, so muß zu meiner Scham gestehen, daß ich solche nicht exkusieren kann, und bitte nur ganz untertänigst, Sie haben die Gnade, solche zu vergessen. Dieses Andenken ist mir so schmerzhaft, daß ich es nicht genug bereuen kann; was aber das Zukünftige anlanget, so versichere meinem allergnädigsten Vater ganz untertänigst und aufrichtig, daß, da ich Ihn gebeten, Soldat zu werden, solches nicht aus Flatterie, son-

[1] Dieser Brief fand keine freundliche Aufnahme; wenigstens ist er zerrissen auf uns gekommen. — [2] Der König war gegen die Versprechungen Friedrichs etwas mißtrauisch; erst solle er sich als tüchtiger „Wirt" bewähren; wenn er sich wirklich gut führe, dann würde er auch Soldat werden; freilich ginge es Friedrich mit diesem Wunsch kaum von Herzen, „ich glaube, daß du mir nur flattiren wollest".

dern recht von Grund meines Herzens gegangen sei, und versichere, daß ich keine der Mittel, so Sie mir gnädigst indiquieret, um darzu zu gelangen, aus der Acht lassen kann. Nichts kränket mich aber in der Welt mehr, als daß ich Manchen durch voriges mein unglückseliges Projekt mag geärgert haben. Wollte Gott, ich hätte sobald Gelegenheit, als ich es wünschte, diesen Flecken aus meinem Leben zu vertilgen! Und da jetzo das Spargement hier gehet, als wenn die Polen, an die sechs tausend Mann stark, hier einfallen würden, so hoffe, mein allergnädigster Vater werden mir, falls diese Rede wahr sei, erlauben, einige Gelegenheit um mich zu distinguieren, zu suchen; übrigens werde, so viel möglich, mich auf die Wirtschaft und Menage zu applicieren suchen. Vergangenen Montag[1] bin auf der Entenjagd beim Obersten Wreech gewesen, habe aber oft gefehlet und nichts geschossen, und Mittwoch bin nach dem Wollup gewesen, woselbst ich mich sehr verwundert, daß er vor diesem nicht mehr als sechzehn hundert Taler getragen hat und jetzo auf zwei und zwanzig tausend Taler gestiegen ist; glaube aber, daß noch ein Haufen Verbesserungen daselbst zu machen wären, woferne die Brücher noch geräumet würden, die jetzo keinem Menschen Vorteil schaffen und so dick sind, daß es zu keiner Weide, noch zu nichts dienen kann, und ist ohnedem nichts als Elsen- und Birkenholz, was dar stehet; ich glaube gewiß, daß diese Verbesserung ein tausend Taler zehn mehr einbringen sollte, denn dieses ist lauter Weizenland. Ich habe alle Anstalten des Oberamtmanns gesehen, welche man für die reguliertesté Wirtschaft hier hält; er läßt wieder eine Scheune mehr bauen, als dar gewesen, und übrigens hat er das verstorbene Vieh alles wieder angeschaffet. Ich habe auch nachgehends nach einem Hirsch und nach einem Schmaltier geschossen; weilen mir aber die Büchse in der Hand ein paar Mal losgegangen, so habe nichts getroffen; jetzunder aber werde fleißig nach dem Ziel schießen, um wieder in Uebung zu kommen. Donnerstag bin beim Direktor[2] zu Gaste gewesen, wo wir allezeit die Freiheit genommen haben, meines allergnädigsten Vaters Gesundheit zu trinken, und gestern bin etwas ausgefahren gewesen, da mir der Oberst Wreech seine Haushaltung gewiesen und ich mich etwas daselbst aufgehalten . . .

8. An seinen Vater

Küstrin, den 8. September 1731.

Allergnädigster König und Vater,

Ich bedanke mich ganz untertänigst für den Brief, die Pferde, Wagen und Kleider, so mein allergnädigster Vater mir geschicket. Was erstlich den Brief angehet, so versichere, daß es stets mein ernstlicher Wille sei, Dero Befehle und Willen zu erfüllen,

[1] 27. August. Zur Jagd ist Friedrich nur seinem Vater zuliebe gegangen. Vgl. Werke Bd. VII, S. 55 ff. und Werke Bd. VIII, S. 178. — [2] Hille, Direktor der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin.

und bin versichert, daß mir unser Hergott darzu verhelfen wird, und wenn ich es auch nicht aus Ursache meiner schuldigsten Pflicht zu tun schuldig wäre, so würde die gnädige Versprechung, so Sie mir getan, mich, woferne ich solches hielte, mich wieder zum Soldaten zu machen, genug darzu bewegen. Ich gestehe ganz untertänigst, daß ich alle die Gnade, so Sie für mich haben, nicht wert bin, und werde mich, auf alle Art und Weise, suchen, aller Dero großen Gnade wert zu machen. Vorigen Dienstag[1] bin ich nach dem Amt Carzig gewesen, und unterweges haben wir beim Markgraf Karl[2] zu Soldin gegessen, aber nach dem Essen nach dem Amt gefahren. Dieses Amt ist lange nicht von solchem guten Lande als beim Wollup; es ist vieler Sand und an einigen Orten kalkgründig. Dichtebei ist ein Ort, welcher der Brand genannt wird, woselbst vor einigen Zeiten der Wald abgebrannt; der Amtmann[3] vermeinet, daß es daselbst eine gute Gelegenheit wäre, ein Vorwerk anzulegen, und ich glaube selber, daß er Recht hat, denn die Ursachen, so die Forstbedienten einwenden, sind, daß das Holz daselbst wieder ausschlagen solle. Hier gehört viel Zeit dazu, und gehen wohl zwanzig bis dreißig Jahre hin, daß dieser wüste Platz nichts bringet, da er doch, wenn ein Vorwerk angeleget würde, einige hundert Taler einbringen würde. Im Uebrigen habe die Schäferei und andere Ställe ebenfalls besehen, und lässet es, als wenn der Amtmann ein recht guter Wirt sei . . .

9. An Frau von Wreech[1]

[Küstrin, etwa Mitte Oktober 1731.]

Gnädige Frau,

Die Heuschrecken, die Landplage der Gegend, haben stets so viel Rücksicht auf Sie genommen, daß sie Ihre Güter verschonten. Ein Schwarm weit ärgerer und gefährlicherer Insekten als die obengenannten will bei Ihnen einfallen, und dies Viehzeug will nicht allein das Land verheeren, es ist so dreist, Sie bis in Ihr Schloß zu verfolgen. Es sind sogenannte Verse; sie haben vier Füße, scharfe Zähne und einen langgestreckten Leib. Ein gewisser Rhythmus bildet ihre Grundlage und gibt ihnen das Leben. Die beifolgenden sind vom ärgsten Schlage: sie kommen frisch vom Parnaß, von dem der gute Geschmack sie verjagt hat. Ich bin überzeugt, sie werden ein gleiches Schicksal in Tamsel erfahren, einer Stätte, deren Richterspruch sich selbst Apollo und die neuen Musen unterwürfen und deren Urteil sicher

[1] 4. September. — [2] Markgraf Karl von Schwedt, Enkel des Großen Kurfürsten. — [3] Gleichbedeutend mit Pächter des Domänenamts, dem auch einige obrigkeitliche Befugnisse anvertraut waren. — [1] Luise Eleonore v. Wreech, geb. v. Schöning (1708—1764), war seit 1723 mit dem Obersten Wreech (1689—1746) auf Tamsel bei Küstrin verheiratet. Friedrich genoß oft die Gastfreundschaft der liebenswürdigen Frau; seine Beziehungen zu ihr wurden offenbar ganz zu Unrecht verdächtigt. Vgl. auch die Gedichte Werke Bd. X, S. 4—6.

gerecht wäre. Immerhin bin ich hocherfreut, daß die väterliche Fürsorge des Herrn Apollo erwacht, und daß er es jetzt übernimmt, den Parnaß von den schlechten Machwerken dürftiger Poeten zu säubern. Ich glaube, es muß ihm sehr gut anstehen, wenn er mit einer großen Dressurpeitsche Jagd auf diese poetischen Mißgeburten macht. Da ich zur Zahl derer gehöre, die er ausgepeitscht hat, so kann ich Ihnen, gnädige Frau, Näheres berichten. Ich versichere Ihnen, wenn man ihn so sah, war er das leibhaftige Ebenbild eines der Leute, die die Hunde aus den Kirchen jagen. Nicht aus Rachsucht gebe ich ihm diesen Beinamen, obwohl ich in mancher Hinsicht Grund dazu hätte; denn seit ich mich mit Poesie abgebe, war mein Thema gewöhnlich ein Preislied der Frauenschönheit, mit etwas Zärtlichkeit untermischt, ein Thema, das anscheinend das Verseschmieden sehr beliebt macht. Wie dem aber auch sei, ich verzeihe ihm die Prügel und alles. Da aber die Belohnung des Guten stets Hand in Hand mit der Bestrafung des Bösen geht, so bin ich, gnädige Frau, überzeugt, daß die schönen Fortschritte, die Sie in der nämlichen Kunst gemacht haben, nicht unbelohnt bleiben werden. Ferner bin ich überzeugt, daß die gelehrten neun Schwestern Sie als zehnte annehmen werden — vorausgesetzt, daß Sie ihre Eifersucht nicht zu sehr erregen. Denn hätten sie die Ehre, Sie so zu kennen wie ich, so wären Ihr Geist, Ihre Vorzüge und Ihre Schönheit, durch die Sie jene weit übertreffen, der einzige Hinderungsgrund für dies Vorhaben. Falls Ihnen aber ihre Unwissenheit zugute kommt, würde ich Sie bitten, gnädige Frau, dem Herrn Apollo Vorhaltungen über sein Benehmen zu machen. Sagen Sie ihm bitte, es paßte sich für einen Direktor der Künste und Wissenschaften nicht, einen Ehrenmann zu mißhandeln, und seine Stockhiebe wären alles andre als höflich. Gern würde ich ihm ein Mittel empfehlen, wie er mich künftig in einer Weise züchtigen kann, die weder mir noch sonst einem Poeten weh tut. Er braucht nur einen Ritterorden zu gründen, den er den „Orden vom schlechten Reim“ nennen mag. Wenn er uns dann den Ritterschlag gibt, steht es ihm völlig frei, uns nach Herzenslust zu prügeln; die Ritterehre wird uns dann die Schläge geduldig ertragen lassen. Ich hege das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir dies Vergnügen bereiten werden. Oder wenn Sie mich aus dieser Verlegenheit befreien wollen, können Sie es ohne Mühe.

Gestatten Sie dann nur, daß ich meine Verse unter Ihrer Obhut mache und Sie zu diesem Zweck um Hilfe anrufe; denn im Namen einer so vollkommenen Frau kann ich nichts Schlechtes fertig bringen. Ich erwarte Ihren Spruch über meine Bitte, erwarte ihn mit Ungeduld, aber auch mit Resignation. Tun und bestimmen Sie, was Ihnen beliebt, aber gestatten Sie mir die kühne Versicherung, daß ich in Vers und Prosa mit großer Hochschätzung und Verehrung bin

Ihr aufrichtig getreuer Freund und Diener

Friderich.

10. An Grumbkow

Krossen, 27. Dezember 1731.

Hochverehrter Herr und Freund,

Gestern abend erhielt ich in Frankfurt Ihr Schreiben, das mich ungemein erfreut hat. Ich kann Ihnen versichern, ich hege nicht den geringsten Zweifel an Ihrer Gesinnung gegenüber der Königin, und ich bin überzeugt, daß sie sich auch darin völlig auf Sie verläßt[1] ...

Heute aß ich bei Herrn Lauterbach; die Mahlzeit war denkbar langweilig. Oberst Bredow, Herr von Schönaich, Herr Lauterbach, der kleine Äquinox und Rat Löben[2] waren dabei. Ich wurde zeremoniell behandelt. Zuerst wurde ein großer Lehnstuhl vor die Tischmitte gerückt, auf dem ich Platz nehmen mußte. Ich hielt es aber für angezeigt, mich nicht zu rühren. Nachdem ich glücklich gelandet war, fanden neue krampfhafte Zeremonien statt, um die andren zu Tische zu nötigen. „Nun, meine Herren," sagte ich, „nehmen Sie doch Platz." — Dabei blieb es. Schließlich, nachdem ich mir den Hals wund geredet hatte, um sie zu Tisch zu komplimentieren, erbarmten sie sich meiner Kehle und ihrer Füße und setzten sich. Darauf begann ich eine löbliche Unterhaltung über die Grenzen und den Umfang des Herzogtums[3]; kaum aber hatte ich angefangen zu reden, so schwieg die ganze Gesellschaft aus chinesischer Ehrfurcht still. Ich war innerlich wütend und fluchte aus vollem Herzen über die Höhen und Tiefen meines Schicksals. Bald ist's ein Übermaß aufdringlicher Höflichkeit, bald eine öde, nüchterne Wohlanständigkeit. Nichtsdestoweniger mußte ich gute Miene dazu machen und mir alle Mühe geben, um die Unterhaltung in Gang zu bringen. Doch umsonst! Die Herren waren mehr Dickköpfe als geschmeidige Höflinge und wollten den Mund durchaus nicht aufmachen; zum Übermaß der Höflichkeit wurde zwischen jedem Gang eine Stunde Pause gemacht. So blieben wir drei tödlich langweilige Stunden bei Tische, blickten einander an, und ich schwor mir zwischen den Zähnen, nie wieder in Krossen ein offizielles Diner mitzumachen.

Im übrigen war ich erstaunt, die Stadt so schmuck zu finden. Alles ist so gut und regelmäßig gebaut, daß ich unwillkürlich Frankfurt mit Leipzig und Krossen mit Gera verglich. In Frankfurt bin ich ganz verliebt und wäre glücklich, könnte ich dort meine Tage in guter Gesellschaft beschließen. Man hat dort eine unverhoffte Illumination veranstaltet, die mir gar keinen Spaß gemacht hat. Hätte ich das mindeste davon erfahren, ich hätte alles versucht, um es zu verhindern. Außerdem haben mir die Studenten[4] ein Ständchen gebracht; Sie kennen ja dies freie Völkchen und werden sich selbst sagen, daß ich es nicht vermeiden konnte. Selbstredend schreibe

[1] Dieses Schreiben liegt, wie die meisten von Grumbkow, nicht vor. — [2] Die genannten Personen sind nicht weiter bekannt. — [3] Krossen, das 1482 von Brandenburg erworben wurde. — [4] Frankfurt a. O. hatte 1506—1811 eine Universität.

ich alles dem König, der mir hoffentlich diese Sache nicht verübelt, für die ich nichts kann und die ich nie geduldet hätte, da ich weiß, daß sie ihm vielleicht mißfällt.

Morgen werde ich die schlesische Grenze sehen, und wenn ich dann nach Züllichau fahre, werde ich an die sächsische und polnische Grenze kommen. Dem König werde ich einen möglichst eingehenden Bericht darüber erstatten. Ich wäre froh, wenn er die Mühe guthieße, die ich mir in seinem Dienst gebe! Das ist ein Mittel, mich unermüdlich zu machen, denn nichts ermutigt mehr zur Arbeit, als wenn man das vorgesteckte Ziel erreicht, welches stets die Zufriedenstellung des Herrschers und die Wohlfahrt des Landes sein muß. Doch ich gehe zu sehr auf den Gegenstand ein, und über dem Vergnügen, Ihnen zu schreiben, vergesse ich, daß ich Sie mit meiner Unterhaltung sehr langweilen könnte. Ich will lieber schließen, nicht ohne Ihnen zu versichern, daß ich zeitlebens mit großer Dankbarkeit, Hochachtung und herzlicher Freundschaft Ihr aufrichtigster Freund und Diener bin.

F.

11. An Grumbkow

(Anfang Januar 1732.)

Hochverehrter Herr und Freund,

Ich habe Ihren Brief richtig erhalten und sehr über Ihre spaßhafte Beschreibung von Hätkchens[1] Hochzeit gelacht. Sie schreiben auch von dem Kummer der Königin. Was das betrifft, so können Sie sich denken, daß ich den lebhaftesten Anteil daran genommen habe. Sie würden mir sogar einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir die wirklichen Gründe verrieten, denn fürs erste halte ich jeden Anlaß zu Reibungen für abgetan.[2] Ich denke hin und her, aber bisher habe ich noch nicht ergründen können, welchen Grund der König gehabt haben mag. Ich will nicht hoffen, daß ich wieder der Stein des Anstoßes war; wenigstens versichere ich, daß ich an allem Vorgefallenen völlig unschuldig bin. Auch bitte ich Sie, mein Herr, der Königin und meiner Bayreuther Schwester meinen untertänigsten Respekt zu vermelden. Erhalte ich Befehl, nach Berlin zu kommen, so versteht es sich von selbst, daß ich hingehen und gute Miene zum bösen Spiel machen werde. Was der Kaiser über mich gesagt hat[3], ist sehr liebenswürdig. Ich glaube indes, es würde mir in den Augen des Herrn mehr schaden als nutzen, wenn der es erführe. Was die Worte der Kaiserin angeht, so gestehe ich, daß es mir mehr Freude machen würde, wenn sie mir eine ihrer Töchter als eine ihrer Nichten[4] zur Frau gäbe. Immerhin ent-

[1] v. Hacke; vgl. den Brief vom 15. Juli 1732. — [2] Es handelte sich wohl um Konflikte wegen der Mitgift Wilhelminens, die am 20. November 1731 geheiratet hatte, aber erst am 11. Januar mit ihrem Gemahl nach Bayreuth abreiste. — [3] Wohl zu Seckendorff, der im Dezember nach Wien gereist war. — [4] Elisabeth Christine, Friedrichs spätere Gemahlin, war eine Nichte der Kaiserin.

scheide ich mich für nichts, und solange man mir gestattet, Junggeselle zu bleiben, werde ich Gott danken. Wenn ich heirate, werde ich gewiß einen sehr schlechten Ehemann abgeben; denn ich fühle weder Beständigkeit noch Zuneigung genug für das weibliche Geschlecht, um mir einzubilden, das käme in der Ehe nach. Schon der bloße Gedanke an meine Frau ist mir so zuwider, daß ich nicht ohne Abscheu daran denken kann. Ich würde trotzdem aus Gehorsam stets alles tun, nur gäbe es keine gute Ehe. Ich werde sehr gedrängt, zu schließen, da die Post abgeht. Trotzdem will ich Sie vorher noch meiner aufrichtigen Freundschaft versichern und bitte Sie zu glauben, daß kein Mensch Sie je mehr lieben und achten wird als ich.

P. S. Ich werde nie eine Frau nehmen, es sei denn aus den Händen der Frau Markgräfin von Bayreuth.

12. An Grumbkow

(Küstrin, Januar 1732.)

Hochverehrter Herr und Freund,

Ihr Brief hat die Reise wohl überstanden und ist mir regelrecht zugegangen. Gott sei Dank bringt er nichts Schlimmes, und ich kann hoffen, bis Mitte Februar hierzubleiben, denn der Herzog von Lothringen[1] kommt nicht eher. Ich fürchte sehr, dann die Quarantäne in Potsdam durchzumachen, um von neuem gut abgestempelt zu werden, d. h. als „akkurater Offizier". Ich glaube, das zu sagen wäre auch ein Verbrechen, und doch ist es so. Bei der Nähe von Nauen[2] werde ich vermutlich auch oft nach Potsdam hinüber müssen. Bekomme ich Wind davon, so will ich gleich ein wirtschaftliches Projekt aushecken, das meine Anwesenheit durchaus erfordert, denn ich glaube, das wird stets eine Ausflucht sein[3].

Ich gestehe, daß ich gehofft hatte, gesünder zu sein; mein Magen verzankt sich sehr häufig mit mir; auch mein Kopf, der so hart ist wie nie, trägt zu meinen Leiden bei, aber die Liebe zum Ruhme besiegt alle Übel. Welch ein Glück für mich und die gute Markgräfin[4], daß Armut kein Laster ist; denn nach diesem Grundsatz wären wir die größten Schurken auf Erden. Ich mißbillige sehr, daß der Erbprinz von Ansbach sich weigert, die ihm geliehene Summe zurückzuzahlen. Wenn das einreißt, gibt es nicht Treu und Glauben mehr auf der Welt. Aber mir scheint auch, man hätte gute

[1] Franz Stephan, der spätere Kaiser Franz I. und Gemahl der Maria Theresia. — [2] Die für Friedrich in Aussicht genommene Garnison. — [3] Bei der Küstriner Kammer erhielt Friedrich Einblick in die Handels- und Wirtschaftspolitik; dort schrieb er einen Aufsatz „Plan wegen des Commercii nach Schlesien". — [4] Friederike Luise, Friedrichs seit 1729 mit dem Markgrafen Karl Friedrich Wilhelm von Ansbach in unglücklicher Ehe verbundene Schwester.

Unterpfänder verlangen müssen. Ich schreibe frei heraus, aber ich weiß, Sie werden mich nicht verraten und stets an die unwandelbare Hochachtung Ihres getreuen Freundes und Dieners glauben.

F.

13. An Grumbkow

[Küstrin, Januar 1732.]

Hochverehrter Herr und Freund,

Wir waren heute völlig niedergeschmettert, als wir einen sehr schlimmen Brief des Königs an Wolden[1] erhielten. Er schreibt, Wolden werde früher oder später mit seinem Kopfe haften, aber er sagt nicht wofür. Soweit wir es verstanden haben, muß er irgendeinen Verdacht hegen. Ich für mein Teil will nie vor Gott treten, wenn ich die kleinste Intrige gegen ihn gesponnen habe und im geringsten im Verkehr mit irgendwelcher fremden Macht stehe. Ich bin unglücklich, Feinde zu haben, die den König stets gegen mich aufzuhetzen suchen. Es liegt auf der Hand, daß dies von irgendeinem Schurken kommt, der gelogen hat, um sich einzuschmeicheln, und daß es nicht vom König ausgeht. O Gott, was würde geschehen, wenn ich oft in seiner Nähe sein müßte, stets verfolgt von der verfluchten Sippe der falschen Angeber! Um Gottes willen, Herr General, lieber will ich hier bei Wasser und Brot leben, als daß das eintritt! Lieber will ich sterben, und wenn der Tod mir nicht zu Hilfe kommt, werde ich ihn in meiner Verzweiflung suchen.

Bei alledem bin ich doch beklagenswert! Nachdem ich mich in allem dem Willen des Königs gefügt und in Berlin schreckliche Demütigungen erduldet habe, bei denen der König hat sehen können, was Gehorsam vermag, nachdem ich mir den Geist schon Tag und Nacht zermartert habe, um ihm zu gefallen, bin ich nun weit davon entfernt, und was schlimmer ist, die Zukunft läßt mich erzittern! Meine einzige Zuflucht sind Sie, lieber General, und Graf S[eckendorff]. Ich schwöre Ihnen, ich bin unschuldig, und hoffe, wenn der andere[2] zurück ist, wird er so gut sein, meine zerrütteten Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen. Ich für mein Teil habe viel von meinem Eifer verloren und werde sehr viel kühler werden, wenn man mich so zurückstößt. Gewinnt man so die Herzen und das Vertrauen? Wie ist das nur zu denken? Verzeihen Sie mir alles, was ich hier schreibe, wenn es zu frei ist; aber ich bin so traurig und kummervoll, wie ein Mensch nur sein kann. Ich danke Ihnen auch tausendmal für die zwei Flaschen Ungarwein, die mir um so besser munden werden, als sie von teurer Hand kommen. Ich habe auf Ihre Gesundheit getrunken.

[1] Friedrichs Hofmarschall. — [2] Seckendorff weilte bis Ende Januar 1732 in Wien; er half dem Kronprinzen wiederholt in finanziellen Verlegenheiten.

Ihr Bruder wird sich hoffentlich erholen[1]; er ist ein höchst würdiger Mann, der dem König noch lange gute Dienste leisten könnte. Im übrigen bitte ich Sie, zu glauben, daß ich Ihnen von Herzen ergeben bin.

Friderich.



14. An Grumbkow

[Küstrin, 19. Januar 1732.]

Hochverehrter Herr und Freund,

Ich habe Ihr letztes freundliches Schreiben richtig erhalten und danke Ihnen tausendmal, namentlich für den Trost, den Sie mir spenden. Ich hoffe jetzt, nicht zu denen zu gehören, die bei Hofe sind, wenn der Herzog ankommt. Der Glückliche, er kann vernünftigerweise nicht viel zu klagen haben, denn er reist mit allen Annehm-

[1] Philipp Otto von Grumbkow, Kanzler der pommerschen Regierung und Präsident der Stettiner Kriegs- und Domänenkammer.

lichkeiten. Er ist regierender Herzog und beim Kaiser lieb Kind; außerdem hat er einst auf ein glänzendes Schicksal zu hoffen. Doch zu etwas andrem! Ich bin sehr froh, daß die gute Markgräfin von Bayreuth abgereist ist; sie wünschte es sehr, um dem angenehmen Verkehr aus dem Wege zu gehen, den sie unstreitig hätte unterhalten müssen, wenn sie im Lande geblieben wäre. Ich wünsche ihr soviel Glück und Segen wie irgend denkbar, selbst auf Kosten meiner Ruhe und Zufriedenheit. Hoffentlich wird sich der König dazu aufraffen, etwas freigebiger gegen sie zu sein, und korrekter gegen den Vogler.

Was Sie, oder vielmehr Degenfeld[1] von der mecklenburgischen Prinzessin sagen, bringt mich auf einen Gedanken: könnte ich sie nicht heiraten und sie in unser Land[2] kommen und Rußland aufgeben? Sie bekäme eine Mitgift von 2 bis 3 Millionen Rubeln: denken Sie nur, wie ich dann mit ihr leben könnte! Ich glaube, die Sache ließe sich machen. Die Prinzessin ist lutherisch und will vielleicht nicht griechisch-katholisch werden. Auch Madame Adercaß, ihre Gouvernante, kann sie zur Zustimmung bewegen, zumal die Aussicht auf die Erbfolge nicht sichersteht. Keinen dieser Vorteile finde ich bei der Prinzessin von Bevern[3]; die ist, wie viele Leute selbst am Hofe des Herzogs[4] sagen, durchaus nicht schön, spricht wenig und benimmt sich wie ein Klotz. Die gute Kaiserin hat auch so wenig übrig, daß sie ihrer Nichte nur einen ganz bescheidenen Zuschuß geben könnte. Ich bitte Sie, mir offen Ihre Ansicht darüber zu sagen und mir nichts zu verhehlen.

Allmählich erhole ich mich wieder, nur habe ich noch keine Kräfte und keinen Appetit. Nach dem Donnerwetter, das uns auf den Kopf gekommen ist, können Sie sich wohl denken, daß ich meine Zeit schlimm verbringen würde, wenn ich nach Berlin ginge. Wenn Sie wollen, werde ich es Ihnen schriftlich geben, daß ich den Herzog von Lothringen hochschätze und stets lieben werde. Deshalb soll ich ja nach Berlin kommen, aber jetzt ist meine Reise zwecklos. Auch hoffe ich, Herr von S[eckendorff] wird mich dem nicht aussetzen, daß ich in Gegenwart von Fremden gemißhandelt und vom König angeschnauzt werde. Procul a Jove, procul a fulmine! Bekäme ich dann dasselbe Regiment wieder, so würde mir W[olden] genommen, den ich doch gern behielte. Im übrigen, lieber Freund, seien Sie versichert, daß niemand Sie mehr lieben und achten kann als ich. Vale.

F.

Ich erhielt heute den Brief, den B . . . . mitgebracht hat, und danke Ihnen tausendmal für den herzlichen Anteil, den Sie an allem, was mich betrifft, nehmen! Heute wäre es an der Zeit, zu rufen: O Abgrund! Denn wie ich Ihnen mit Vergnügen und lebhafter Genugtuung sagen kann, empfing ich heute zwei Briefe vom

[1] Christoph Martin Graf von Degenfeld, preußischer Gesandter in London. — [2] Anna, Enkelin Iwans V. von Rußland, 1740 41 Regentin Rußlands für ihren Sohn Iwan VI.; vgl. Werke Bd. II, S. 60 und 96. — [3] Elisabeth Christine. — [4] Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern, der Vater Elisabeths.

König; der vom 17. datierte ist der beste, den er mir je geschrieben hat. Er drückt mir seine volle Zufriedenheit aus und verspricht mir, mich einzurichten, mir Geld zu geben, mir Geschirr und Tafelgerät machen zu lassen, sodaß alles auf einem Esel befördert werden kann. Ich werde infolgedessen kein Auge zumachen, da ich stets fürchte, man will mich einschläfern und überlisten. W[oldens] Briefe waren sehr gut; daher bin ich auch überzeugt, daß Sie an unserer Freude teilnehmen und mit zu ihr beigetragen haben. Ich muß mit dem Direktorium[1] wegen eines Vorschlages über eine Verbesserung der Glashütten in Krossen verhandeln. Im übrigen seien Sie versichert, lieber Freund, daß ich im Glück wie im Unglück nie aufhören werde, Sie zu lieben und zu achten. Ganz der Ihre

F.

15. An Grumbkow

Küstrin, 26. Januar 1732.

Hochverehrter Herr und Freund,

Ihre Briefe erfreuen mich ganz besonders, wenn sie nach einer Reise nach Potsdam geschrieben sind. Das Befinden des Königs macht mir viel Kummer, aber ich hoffe, seine gute Natur wird ihm wieder aufhelfen. Er hat heute an mich geschrieben und zeigt mir in sehr huldvoller Form an, daß er mich für ein paar Tage kommen lassen würde, wenn der Herzog von Lothringen da wäre. Ich habe mit aller möglichen Unterwürfigkeit geantwortet und dabei angedeutet, daß es mir große Freude machen würde.

Was die Prinzessin von Bevern betrifft, so kann man auf eins rechnen: wenn ich gezwungen werde, sie zu heiraten, werde ich sie verstoßen, sobald ich der Herr bin, und ich glaube, die Kaiserin wäre darüber nicht sehr erbaut. Ich will keine Gans zur Frau haben. Vielmehr will ich mit ihr vernünftig reden können, oder ich mache nicht mit. So, das wird geschehen, wenn man mich zwingt, und kein Mensch kann mir einen Vorwurf daraus machen, da ich zu etwas gezwungen worden bin, wozu ich nicht die mindeste Neigung hatte.

Die Ärzte haben mir gesagt, ich hätte das schleichende Fieber bekommen, wenn ich jetzt nicht mit einer gewissen Diät begonnen hätte. Ich bin so schrecklich abgemagert, daß ich ganz wie damals aussehe, als ich oben auf dem Schlosse saß[2]. Der Direktor[3] sagt es auch; aber das Fieber ist vorüber, und ich tue vernünftigerweise alles mögliche, um stärker zu werden; hoffentlich schlägt es an. Hier waren drei Feste: das eine

[1] Dem Generaldirektorium in Berlin. — [2] Gemeint ist die Haft auf dem Küstriner Schloß vom 4. September bis 19. November 1730. — [3] Der Kammerdirektor Hille, Friedrichs wohlwollender, verständnisvoller Vorgesetzter.

bei Wolden, das zweite beim Präsidenten[1] und das dritte wieder bei Wolden. Ich war bei keinem, sondern habe mich damit begnügt, das Bett zu hüten und meinen hochweisen Ärzten recht folgsam zu sein. Der eine ist ein Pendant in folio, er spricht drei Viertel Latein und ein Viertel Deutsch. Ich weiß nie, was er meint. Neulich fragte er, ob ich fihiculum wollte. Ich erwiderte, ich wüßte nicht, was das sei, er erklärte es mir auf Deutsch. Um mit ihm zu sprechen, brauche ich einen Dolmetscher. Sie werden ihn bald kennen lernen, es ist der berühmte Professor Bergen[2] aus Frankfurt.

Das ist mein holdester Zeitvertreib. Bisweilen kommen Marius, Sulla, Cinna, Cäsar, Pompejus, Crassus, Augustus, Antonius und Lepidus, um sich mit mir zu unterhalten. Gleichwohl bitte ich Sie, zu glauben, daß ich trotz meiner Krankheit oft an Sie als an einen wahren Freund denke. Ich trinke auch auf Ihr Wohl, nur mit dem Unterschiede, daß es früher in Wein geschah und jetzt in Medizinen. Nichtsdestoweniger bitte ich Sie zu glauben, das ich ganz der Ihre bin.

Friderich.

16. An seinen Vater

Küstrin, den 29. Januar 1732.

Allergnädigster König und Vater,

Ich bedanke mich untertänigst für den gnädigen Brief, somit mein allergnädigster Vater geschrieben; ich werde in allen Stücken meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben, und, wegen des Biers, ist hier sehr gut Bier[3], daran ich mich schon gewöhnet habe; Champagner-Wein habe nur getrunken, weil es die Doktores befohlen haben. Nichts beklage mehr, als daß ich jetzunder meines allergnädigsten Vaters Dienst nicht so abwarten kann, wie ich gerne wollte[4]; indessen habe ich einer Sache nachgedacht, da mein allergnädigster Vater gewiß Vorteil haben wird: dieses ist, daß jetzunder in jeder Provinz Ordre erging an die Kammern, einen akkuraten Anschlag von ihren Glashütten zu machen, und daß, aufs Fondement der Debits-Rechnungen, davon der Lohn darnach der Arbeiter abgezogen wird, dem Pächter ein räsonnabler Profit gelassen, und das Uebrige für meinen allergnädigsten Vater angeschlagen[5]. Hier in der Provinz haben die Herren vom Forstwesen die Inspektion über die Glashütten gehabt, und weil sie solche Anschläge nicht machen

[1] Der Präsident der Kriegs- und Domänenkammer von Münchow. — [2] Johann Georg von Bergen. — [3] Friedrich Wilhelm war bekanntlich großer Biertrinker und scheint seinem Sohn Bier empfohlen zu haben, der dem Wein den Vorzug gab. — [4] Der Kronprinz litt damals an einem Fieber. — [5] Dieser Hinweis war dem König „recht angenehm".

können, so hat es denn so gegangen; sobald aber die Kammer Ordre kriegte, es zu untersuchen, so kam gleich acht hundert Taler plus von Gott und Rechts wegen heraus, und wo die Sachen in selbigen Verfassungen in anderen Provinzen sind, so muß mein allergnädigster Vater einen konsiderablen Profit haben. Mein allergnädigster Vater nehme nicht ungnädig, daß ich so ofte mit Planen komme; aber ich denke recht ernstlich an Alles, was meinem allergnädigsten Vater einen rechtmäßigen Profit machen kann, und wenn ich was meine gefunden zu haben, so schreibe ich es gleich voller Freuden auf; zum wenigsten versichere, daß es aus recht aufrichtiger Intention geschiehet. Es ist aus einem Vergessen von mir gekommen, daß ich meinem allergnädigsten Vater nichts von meiner Krankheit geschrieben habe; ich bitte untertänigst, mir die Negligence zu vergeben ...



17. An Grumbkow

Küstrin, 11. Februar 1732.

Hochverehrter Herr und Freund,

Mit großer Freude ersehe ich aus Ihrem Briefe, daß meine Angelegenheiten so gut stehen. Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihren Ratschlägen getreulich folgen werde. Ich will mich zu allem hergeben, was von mir verlangt wird. Wofern

ich mir durch meinen Gehorsam nur die Gnade des Königs erwerben kann, will ich alles tun, was in meiner Macht steht, wobei ich jedoch dem Herzog von Bevern die Bedingung stelle, daß das corpus delicti bei der Großmutter erzogen wird[1]. Denn lieber will ich Hörner tragen oder unter dem Pantoffel meiner Zukünftigen stehen, als eine Gans heiraten, die mich durch ihre Dummheiten in Wut versetzt und mit der ich mich schämen müßte, mich zu zeigen. Ich bitte Sie, darauf hinzuwirken; denn wenn man die Romanheldinnen so haßt wie ich, fürchtet man die spröde Tugend. Lieber wäre mir die größte H . . . von Berlin als eine Frömmlerin, der ein halbes Dutzend Mucker an den Röcken hängen. Wenn es noch möglich wäre, sie zu bilden, aber daran zweifle ich! Ich werde durchaus darauf dringen, daß sie bei der Großmutter erzogen wird. Können Sie, lieber Freund, dazu beitragen, so bin ich überzeugt, daß Sie es tun werden. Es hat mich etwas betrübt, daß der König gegen mich noch Zweifel hegt, wo ich ihm doch meinen Gehorsam in einer Sache bezeigt habe, die meinen Anschauungen grundsätzlich zuwiderläuft! Wodurch könnte ich ihm denn stärkere Beweise geben, wenn er doch stets zweifeln will? Umsonst würde ich mich dem Teufel verschreiben, es wird trotzdem immer das alte Lied bleiben. Denken Sie aber bitte nicht, ich wollte den Herzog, die Herzogin oder ihre Tochter vor den Kopf stoßen! Ich weiß zu wohl, was ich ihnen schuldig bin, und schätze ihre Verdienste zu hoch, um mich nicht in den strengsten Grenzen des Anstands zu halten, selbst wenn ich sie und ihre Brut wie die Pest haßte.

Ich hoffe sehr, in Berlin frei heraus mit Ihnen reden zu können. Ihnen allein werde ich alles sagen, was ich denke; ich werde Ihre Ratschläge befolgen; aber dafür erwarte ich auch, daß Sie mir mit Ihrem Einfluß beistehen werden, obwohl ich weiß, daß der Kammerdiener Ihres verstorbenen Vaters ebensoviel Einfluß besaß wie Sie. Sie können Sich wohl vorstellen, in welche Verlegenheit ich kommen werde, wenn ich, vielleicht ohne es zu sein, den Amoroso spielen und an einer stummen Häßlichkeit Geschmack finden soll; denn dem guten Geschmack des Grafen Seckendorff traue ich in dieser Hinsicht nicht sehr. Noch einmal: man lasse die Prinzessin die Schule der Eheleute und die Schule der Frauen[2] auswendig lernen; das wird für sie zuträglicher sein als das „Wahre Christentum“ des weiland Johann Arndt. Wenn sie ferner stets auf einem Fuß tanzen, Musik lernen und nota bene lieber zu frei als zu tugendhaft werden wollte, ach, lieber General, dann würde ich Zuneigung für sie empfinden. Ein Tor würde eine Törin heiraten, und das Paar würde zusammenstimmen. Ist sie aber stumpfsinnig, so würde ich selbstredend auf sie verzichten und [sie könnte] zum Teufel [gehen]! Alles hängt von ihr ab, und ich würde lieber Fräulein Jette[3] ohne Gut und Geld heiraten, als eine dumme Prinzessin zur Lebensgefährtin zu haben. Es heißt, daß sie eine Schwester hat, die wenigstens gescheit ist. Warum nimmt man die Ältere? Die zweite ist ebensoviel wert und vielleicht mehr.

[1] Christine Luise, geb. Prinzessin von Öttingen. — [2] Zwei Lustspiele von Molière. — [3] Grumbkows Tochter.

Sapienti sat. Da ist auch noch die Prinzessin Christine von Eisenach, die ganz nach meinem Geschmack wäre und mit der ich es gerne probieren würde. Läßt sich das machen, so wäre es [besser] als alle Beverns auf der Welt. Kurz, ich komme bald in Ihre Gegend, und vielleicht werde ich mit Cäsar sagen: Veni, vidi, vici.

Ich habe die unteilbare Materie aus meinen Briefen verbannt und stehe Ihnen dafür, daß sie nicht wiederkehrt. Ein metaphysischer Anfall und ein poetischer Vergleich ließen sie mich an jener Stelle meines Briefes zur Welt bringen. Heute bin ich zur Feier meiner Abreise bei Rohwedell[1] eingeladen; es ist eine drollige Zusammenstellung von Gästen. Gott weiß, wie das wirken wird. Unsre tolle Dobreffisky[2] ist auch da .... [aber ich kann Ihnen] erst nach dem Fest davon berichten. Im übrigen bitte ich Sie, lieber General, mich nicht für so hochdeutsch zu halten, daß ich die guten Ratschläge, die Sie mir geben, übelnähme. Wenn Sie mir Ihre Gedanken verhehlen, werde ich Sie nicht für meinen Freund halten, denn Falschheit zeugt von großem Haß gegen die, an denen man sie übt. Ich bitte Sie, mein Leben lang auf dem jetzigen Fuße zu bleiben und eine Katze eine Katze und Rollet einen Spitzbuben zu nennen[3]. Man soll nicht schmeicheln, denn der Mensch schmeichelt sich selber genug, und jeder hat einen geschickten Zensor nötig, der treu ist und es versteht, uns von unserm Unrecht und unsern Verkehrtheiten zu überzeugen, nicht mit Stirnrunzeln, sondern scherzend. Ich würde mich auf dem Gipfel des Glückes wähnen, wenn wir zusammen reisen könnten. Wenn ich dazu beitragen kann, verehrter Herr, machen Sie mir die Freude, es mir zu sagen. Aber ich fürchte, der König bedarf Ihrer zu sehr und kann Ihre Ratschläge nicht entbehren.

Der Brief aus Bayreuth ist sehr interessant. Ich hoffe, Anfang September wird meine Schwester wieder völlig genesen sein. Wenn ich reise, hoffe ich den Trost zu haben, sie für vierzehn Tage oder drei Wochen zu besuchen. Ich liebe sie mehr als mein Leben, und durch all den Gehorsam, den ich dem König bezeigen werde, hoffe ich diese Belohnung zu verdienen. Das Vergnügungsprogramm des Herzogs von Lothringen ist sehr gut, aber der Hof trägt zu wenig dazu bei; man hätte wohl zwei Hofbälle geben können. Wie froh werde ich sein, Herr General, Sie wiederzusehen, und mit einem Manne zu sprechen, von dessen Freundschaft ich überzeugt bin. Ich bitte Sie, bleiben Sie stets mein Freund! Sie sollen mit keinem Undankbaren zu tun haben, im Gegenteil, mit einem, der es sich zur Ehre macht, seine Dankbarkeit zu beweisen, und der sich nicht schämt, eine empfangene Wohltat anzuerkennen. Die Post geht ab. Leben Sie wohl. Ich bin der Ihre, wie der Papst dem Teufel gehört.

Friderich.

[1] Friedrichs Kammerjunker. — [2] Vielleicht verschrieben für Baronin Esther Susanne von Dobrzenska. — [3] Zitat aus Boileau, Satiren I, 52.

18. An Grumbkow

Küstrin, 18. Februar 1732.

Hochverehrter General,

Ich habe mit Schulenburg[1] gesprochen, und Sie können sich auf alles verlassen, was er Ihnen von mir sagen wird. Noch einmal, mein Herr: wenn die Prinzessin nicht angenehm und wenn sie dumm ist, werde ich sie niemals nehmen. Und wenn man sich auf den Kopf stellte, man käme doch nicht zum Ziele. Denn ich will mich nicht fürs Leben unglücklich machen. Ich weigere mich nicht, überhaupt zu heiraten, aber könnte ich doch wenigstens die Prinzessin von Eisenach oder die Schwester derjenigen nehmen, die man mir aufladen will! Meine Schwester hat in ihrem Arrest die Wahl zwischen drei Prinzen gehabt, und mich will man zu einer einzigen Prinzessin zwingen: dies Verfahren wird stets gerügt werden. Ich bitte Sie um der Wunden Jesu Christi willen, machen Sie doch, daß man mich nicht zu einer zwingt. Will man mich aber verheiraten, so biete ich noch heute der Prinzessin Christiane von Eisenach die Hand. Schließlich kann ein Vater wohl zu seinem Sohne sagen: „Du sollst die und die nicht heiraten", aber er kann ihn nicht zu einer Bestimmten zwingen. Statt daß der König glaubt, sich meiner zu versichern, wird nie etwas daraus, wenn ich nicht eine Frau bekomme, die ich lieben kann.

Soviel in kurzen Worten von dem, was ich Ihnen zu sagen habe. Mit der Post ging es nicht. Sie kennen mich und haben mich, glaube ich, in Lagen gesehen, wo ich vielleicht zuviel Standhaftigkeit bewiesen habe. Kurz, lieber will ich sterben als wider Willen heiraten. Weder Gewalt, noch Drohung noch Vorteil, nichts kann mich zu etwas bewegen, das mich zeitlebens unglücklich macht und vielleicht meine ewige Verdammnis bewirkt. Bedenken Sie das wohl, mein Herr, und fügen Sie zu den Verpflichtungen, die ich gegen Sie habe, noch die hinzu, daß ich Ihnen mein zeitliches Wohlergehen und mein ewiges Heil verdanke. Sie sind zu brav und redlich, um das zu unterlassen, und haben ein zu gutes Herz, um einen Unglücklichen im Wasser zu sehen, ohne ihm beizuspringen. Ich vertraue nur auf Gott, Sie und meine Standhaftigkeit und bitte Sie zu glauben, daß niemand mit mehr Achtung als ich, verehrter Herr und Freund, Ihr aufrichtigster Diener und Freund ist.

Friderich K. P.

[1] Generalmajor Graf von der Schulenburg, Chef der Landsberger Grenadiere zu Pferde.

19. An seinen Vater

Küstrin, den 19. Februar 1732.

Allergnädigster König und Vater,

Ich habe heute die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters Brief zu empfangen, und ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater von der Prinzessin[1] zufrieden ist. Sie mag sein, wie sie will, so werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehle nachleben; und mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen, und erwarte all in untertänigster Submission meines allergnädigsten Vaters weitere Ordre. Ich kann schwören, daß ich mich recht freue die Gnade zu haben, meinen allergnädigsten Vater wieder zu sehen, dieweil ich ihn recht aufrichtig liebe und respektiere . . .

20. An Grumbkow

Küstrin, 19. Februar 1732.

Hochverehrter Freund,

Urteilen Sie selbst, lieber General, ob ich über die Beschreibung sehr entzückt sein kann, die Sie mir von dem abscheulichen Gegenstand meiner Wünsche machen! Um Gottes willen, klären Sie den König darüber auf! Er möge sich doch entsinnen, daß die Dummen die Eigensinnigsten zu sein pflegen! Hat er nicht vor einigen Monaten an Wolden geschrieben, er ließe mir wenigstens die Wahl zwischen einigen Prinzessinnen? Das wird er doch nicht widerrufen! Ich verlasse mich völlig auf den Brief, den Schulenburg Ihnen übergeben wird[2]; denn weder Hoffnung auf Gut und Geld noch Vernunft kann mich von meiner Meinung abbringen, und wenn ich doch unglücklich sein soll, so läuft es auf das gleiche heraus. Der König möge doch bedenken, daß er mich für mich und nicht für sich verheiratet. Er selbst wird tausendfachen Verdruß davon haben, wenn er zwei Menschen zusammentut, die sich hassen, wenn er die unglücklichste Ehe von der Welt sieht und die gegenseitigen Klagen vernimmt, die lauter Vorwürfe für ihn sein werden, daß er unser Joch geschmiedet hat. Als guter Christ möge er bedenken, ob es wohlgetan ist, zwei Menschen zusammenzuzwingen, den Grund zu einer Scheidung zu legen und den Anstoß zu allen

[1] Elisabeth Christine, Friedrichs spätere Gemahlin, die nach dem Geschmack des Königs war: „Sie ist wohl aufgezogen, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein; die Prinzessin ist nicht häßlich, auch nicht schön; sie ist ein gottesfürchtiges Mensch." — [2] Der vorhergehende Brief vom 18. Februar.

Sünden zu geben, die uns eine unglückliche Ehe begehen läßt. Eher bin ich zu allem auf der Welt entschlossen, und da die Dinge so stehen, können Sie dem Herzog unumwunden sagen: es mag kommen, was da wolle, ich nehme sie nie! Ich bin zeitlebens unglücklich gewesen, und ich glaube, es ist mein Schicksal, unglücklich zu bleiben. Man muß Geduld haben und die Zeiten nehmen, wie sie kommen. Vielleicht hätte mich nach all dem Kummer, den ich durchgemacht habe, seit ich auf der Welt bin, ein so plötzliches Glück zu hochmütig gemacht. Kurz, es komme, was da wolle, ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich habe genug gebüßt für ein aufgebauschtes Verbrechen und gebe mich nicht dazu her, meinen Kummer zu verewigen. Mir bleibt noch ein Ausweg: ein Pistolenschuß kann mich von meinem Kummer und meinem Leben befreien. Ich glaube, der liebe Gott würde mich deshalb nicht verdammen, sondern sich meiner erbarmen und mir zum Lohn für mein elendes Leben die ewige Seligkeit geben. Soweit kann die Verzweiflung einen jungen Menschen treiben, dessen Blut noch nicht so abgekühlt ist wie das eines Siebzigjährigen! Ich besitze Selbstgefühl, mein Herr, und wenn man gewaltsame Mittel so haßt wie ich, treibt einen das siedende Blut stets zum Äußersten.

Ich billige die Staffette des Kaisers sehr, der den törichten Schritt seiner Schwägerin verurteilt. Wie lächerlich macht sich die Frau doch vor der Welt, und folglich auch ihre Tochter! Wenn es auf Erden noch ehrliche Leute gibt, so müssen sie daran denken, mich aus einer der gefährlichsten Lagen zu befreien, in der ich je gewesen bin. Ich verzehre mich in schwermütigen Gedanken und fürchte sehr, meinen Kummer nicht verbergen zu können. Das ist mein Gemütszustand; er wird aber nie meine Gesinnung gegen Sie verändern, mein lieber General. Ich bin mit vollkommener Hochachtung und aller denkbaren Wertschätzung, verehrtester General, Ihr aufrichtig ergebener Diener und Freund

Friderich.

Ich erhielt einen Brief vom König; darnach scheint er von der Prinzessin sehr eingenommen zu sein, und ich glaube, ich könnte noch acht Tage hier zubringen. Ist das erste Feuer des Beifalls verglommen, so kann man den König in lobender Weise auf ihre Fehler aufmerksam machen. Mein Gott, hat er noch nicht genug gesehen, was eine unglückliche Ehe ist? Meine Schwester von Ansbach[1] und ihr Herr Gemahl hassen sich wie die Sünde! Er hat täglich tausendfachen Verdruß darüber. Kurzum, wenn ich mit ihr wie Mann und Frau leben soll, muß sie schön sein und unsere Gemüter müssen zusammenstimmen, sonst ist es ausgeschlossen, daß ich sie je liebe. Und was bezweckt der König damit? Will er sich meiner versichern, so ist dies nicht das Mittel dazu. Die Prinzessin von Eisenach vermöchte das wohl, aber keine Gans; im Gegenteil, es ist eine innere Unmöglichkeit, ein Wesen zu lieben, das

[1] Vgl. den Brief vom Januar 1732 an Grumbkow (Nr. 12).

unser Unglück verursacht. Der König ist verständig; ich bin überzeugt, er wird es selbst begreifen; beugen wir also dem Unglück beizeiten vor, damit wir unsere Nachlässigkeit nicht zu bereuen haben!

Grumbkow wies Friedrich am 21. Februar auf den krassen Widerspruch in seinen beiden Briefen vom 19. Februar hin und lehnte eine weitere Mitwirkung an Plänen ab, die ihm den Kopf kosten könnten.

21. An Grumbkow

Küstrin, 22. Februar 1732.

Mein Herr,

Es hat mich sehr betrübt, zu sehen, wie schlecht Sie das Vertrauen deuten, das ich in Sie gesetzt habe, und daß Sie die Leute verurteilen, ohne sie zu hören. Darin sehe ich ein sicheres Zeichen, daß Sie mir stets mißtraut haben, obwohl ich Ihnen ziemlich starke Beweise dafür gegeben habe, daß Sie keinen Grund dazu hatten. Was habe ich denn gesagt, das einen so übereilten Bruch mit mir rechtfertigt? War es vielleicht, daß ich mich nicht zu einer Heirat zwingen lassen wollte, die mir nach Ihrer eignen Beschreibung zuwider ist? Liegt darin etwas Unvernünftiges? Aber man hält mir entgegen, ich hätte mich dem König gegenüber verpflichtet. Dafür berufe ich mich auf Sie, mein Herr, ob das sich verpflichten heißt, wenn ich schreibe, ich würde zeitlebens den demütigen Gehorsam bewahren, den ich allen Befehlen des Königs schuldete, und ihm in jeder Sache meine blinde Unterwerfung zeigen, aber ich müßte den Gegenstand sehen. Was sollte ich denn sonst sagen? Sage ich ihm dergleichen nicht immerfort? Sollte ich mich dem Willen des Königs unterwerfen, ohne die Person gesehen zu haben? Das wäre doch unvernünftig. Wenn sie mir aber garnicht gefällt, so werde ich diesen Knäuel mit dem König entwirren; er ist zu gerecht, um mich zeitlebens unglücklich zu machen. Gott vergebe denen, die diese Verwirrung angerichtet haben, denn alles Üble, was daraus entstehen kann, wird auf ihr Gewissen kommen. Ich kenne, mein Herr, keine verschiedenen Interessen zwischen mir und dem König; wir haben die gleichen; wer dem König dient, dient auch mir, und wer mir dient, dient dem König. Sobald ich die Gründe kenne, die der König hat, und die Sie stichhaltig finden, bin ich überzeugt, daß Sie mich vielleicht von meiner Meinung abbringen werden. Stets werde ich so handeln, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe, weder vor Gott noch vor dem König noch vor mir selbst. Es hat mich geschmerzt, mein Herr, daß Sie mir nicht mehr mit Ihren Ratschlägen beistehen wollen, aber mein Trost ist, daß ich Sie nicht beleidigt habe. Das ist alles, mein Herr, was ich Ihnen zu sagen habe. Nichtsdestoweniger bleibe ich, Herr General, mit derselben Hochachtung wie bisher Ihr aufrichtiger Freund und Diener

Friderich.

22. An Wilhelmine[1]

Berlin, 6. März 1732.

Teuerste Schwester,

Kommenden Montag[2] soll meine Verlobung sein, wobei es genau wie bei der Deinen hergehn wird. Die Bewußte ist nicht schön und nicht häßlich, zwar nicht ohne Geist, aber von recht geringer Bildung, dabei ist ihr Auftreten schüchtern und läßt viel an guter Lebensart vermissen. Dies ein getreues Bild der Prinzessin, nach dem Du ermessen magst, ob sie mir zusagt oder nicht. Ihr Hauptverdienst ist: sie hat mir die Freiheit verschafft, Dir zu schreiben — mein einziger Trost, seit Du fern bist! Meine angebetete Schwester, Du kannst Dir ja niemals vorstellen, wieviel tausend treue Wünsche meines Herzens Deinem Wohlergehen gelten; alle meine Wünsche laufen nur darauf hinaus, und kein Augenblick ist ohne solchen Wunsch. Du siehst, ich bewahre Dir allezeit die aufrichtige Freundschaft, die seit unserer zartesten Jugend unsere Herzen aneinander kettet; so bekenne denn wenigstens, teure Schwester, daß Du mir bitter Unrecht tatest, als Du meiner Neigung zu Dir mangelnden Ernst vorwarfst und falschen Berichten über meine Leichtgläubigkeit, die man Dir zutrug, ein Ohr liehest: steht doch meinem Herzen keiner nahe, als Du allein; daran vermögen bei mir falsche Darstellungen oder die Trennung nichts zu ändern. Glaub' wenigstens von derlei Gerede über mich nichts mehr und laß kein Mißtrauen wider mich in Dir aufkommen, Du habest denn zuvor schlagende Beweise in Händen — freilich, ehe dies geschähe, müßte ich ganz von Gott verlassen und verdreht im Kopfe sein, Heimsuchungen, vor denen ich wohl sicher bin. In dieser Überzeugung wiederhole ich Dir hier, daß ich Dich sehr liebe, und in aufrichtiger Hochschätzung und Verehrung bis ans Grab bin und bleibe, Du meine teuerste Schwester,

Dein ergebenster und getreuster Bruder und Diener

Friderich.

23. An Grumbkow

Nauen[3], April 1732.

Mein lieber General,

Ich danke Ihnen tausendmal für den Brief, den Sie die Güte hatten, mir zu schreiben. Ich habe gleich gesagt, der Tisch müßte morgen reicher gedeckt werden,

[1] Wilhelmine (geb. 3. Juli 1709) war am 1. Juni 1731 dem 2 Jahre jüngeren Erbprinzen Friedrich von Bayreuth verlobt worden. Die Hochzeit hatte am 20. November stattgefunden; vgl. das Gedicht zu ihrer Vermählung Werke Bd. X, S. 7ff. — [2] 10. März. — [3] In Nauen und Ruppin lagen die beiden Bataillone des Infanterieregiments von der Goltz, zu dessen Chef der Kronprinz am 29. Februar 1732 ernannt worden war.

damit der Kaiserliche Gesandte[1] gut aufgenommen wird. Das Buch[2], das Sie mir gütigst zusandten, ist reizend; ich schicke Ihnen in einem Kuvert das von Ihnen gewünschte Lied. Im übrigen danke ich Ihnen tausendmal für die Mühe, die Sie sich geben. Sie können versichert sein, obwohl ich nicht viele Worte mache, daß ich trotzdem mit großer Zuneigung, Hochachtung und Wertschätzung Ihr aufrichtigster Freund und Diener bin.

Friderich.

24. An Grumbkow

Nauen, 27. April [1732].

Hochverehrter General,

Ich habe Ihren Brief richtig erhalten und kann sagen, ich war wirklich erquickt, als ich Ihre Nachrichten erhielt, da ich Sie für einen meiner wirklichen Freunde halte. Ich habe gleich gemerkt, woher die Intrige gegen Natzmer[3] stammte, und durch alle Umstände darauf geschlossen, daß sie nur von seinem Vater ausgehen konnte. Zugleich hat der Biedermann mir schaden wollen, aber ich werde den König bald zu überzeugen suchen, daß ich nichts weniger als ein Atheist bin. Man kann heiter sein, kann Freude und Vergnügen lieben, aber trotzdem soll man vor allem Gott das zukommen lassen, was ihm gebührt. Kurz, ich glaube am meisten bestraft zu sein, wenn ich die mir untergeschobenen Ansichten hege. Gott sei Dank ist alles falsch, und mein Gewissen wirft mir in dieser Hinsicht nichts vor. Ich werde Ihren diesbezüglichen Rat genau befolgen und es mir gesagt sein lassen, daß es recht verwegen von mir war, über Religion zu sprechen. Auch kann ich Ihnen nicht genug danken für die liebenswürdige Art, in der Sie den jungen Edelmann Ihrem Bruder empfehlen. Ich bin überzeugt, er wird alles aufbieten, um sich dessen nicht unwert zu machen. Er und ich schulden Ihnen so viel Dank, daß wir undankbar sein müßten (was wir nicht sind), wenn wir uns nicht erkenntlich zeigten. Etwas liegt mir schwer auf dem Herzen, die Verbannung des armen Duhan[4]. Ich hätte gern Fürsprache für ihn eingelegt; aber ich sprach letzthin mit dem König über die Vergangenheit, und er grollt ihm noch. Ich bitte Sie, mir zu raten, wie ich es anstellen soll, um ihn aus dem elenden Nest zu befreien. Ich wäre überglücklich, könnte ich Ihnen durch Befolgung Ihres Rates auch bei dieser Gelegenheit mein Vertrauen und die

[1] Seckendorff (1726—1734), kaiserlicher Gesandter in Berlin. — [2] Bezieht sich auf das Geld, das dem Kronprinzen ein vertrauter Diener Grumbkows überbrachte. — [3] Friedrichs bisheriger Kammerjunker, der an die Stettiner Regierung versetzt wurde; sein Vater war Generalfeldmarschall. — [4] Vgl. den Brief vom 20. Juni 1727.

große Hochachtung und Wertschätzung bezeigen, die ich stets gegen Sie bewahren werde. Ich verbleibe, mein lieber General, Ihr aufrichtiger und treuer Freund und Diener

Friderich.

25. An Seckendorff[1]

Ruppin, 15. Juli 1732.

Ich bin Ihnen für die mir gütigst übersandte Beilage äußerst verbunden. Seien Sie überzeugt, daß sie mir unendliche Freude bereitet hat, und sagen Sie bitte dem Prinzen von Savoyen meinen wärmsten Dank! Der König ist von Magdeburg zurück und war höchst zufrieden mit den Regimentern, die er besichtigt hat. Er hat an mich geschrieben und hinzugefügt, „ich sollte machen, daß mein Regiment kein Salatregiment wäre, und sollte mit der Kompagnie gut Exempel geben."[2] Ich glaube meinerseits alles zu tun, was ich vermag. Aber ich habe ihm geschrieben, ohne Geld bekäme man keine guten Rekruten, und ich bäte darum, mir die 2125 Taler zu geben, die ich Ihnen für die letztjährigen Rekruten schulde. Weiter gibt es nichts Neues. Ich hoffe Sie bald wiederzusehen, mein lieber General, und Sie mündlich meiner besonderen Hochachtung zu versichern, mit der ich verbleibe

Ihr getreuer Freund und Diener

Friderich.

26. An den Hauptmann von Hacke[3]

Ruppin, den 15. Juli 1732.

Mein lieber Herr von Hacke,

Mein Gott, was hat mir Buddenbrock[4] für eine Zeitung gebracht! Ich soll nichts aus Brandenburg kriegen, mein lieber Hacke? Ich habe darauf dreißig Mann aus der Kompagnie austrangieret, und wor soll ich sie nun wieder kriegen? Ich wollte wohl dem Könige eben so wohl, wie der Dessauer[5], große Kerls geben, aber Geld

[1] Veit Ludwig von Seckendorff (1673—1763) war 1726—1734 österreichischer Gesandter in Berlin und von beherrschendem Einfluß auf den König. In dem Konflikt zwischen Vater und Sohn war er wenigstens in den späteren Jahren redlich um Vermittlung bemüht. Seit 1731 suchte er auch zum Kronprinzen gute Beziehungen zu gewinnen, um ihn ins österreichische Interesse zu ziehen; im besonderen half er ihm in seinen Geldnöten; vgl. auch Werke Bd. I, S. 147. — [2] Die in Anführungsstriche gesetzten Worte sind im Original deutsch. — [3] Hacke war ein von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich sehr geschätzter Offizier; bei beiden war er Generaladjutant; er starb als Generalleutnant 1754. — [4] Leutnant im Regiment des Kronprinzen. — [5] Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

habe ich nicht[1], und kriege und prätendiere auch nicht sechs Mann für einen. So heißt es wohl recht: Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nichts hat, dem wird genommen von dem, das er hat. Das ist keine Kunst, daß des Fürsten und die magdeburgischen Regimenter schön sind, wenn sie Geld vollauf haben und kriegen darnach noch darzu dreißig Mann umsonst. Ich armer Teufel aber habe nichts und werde auch mein Tage nichts kriegen. Bitte Ihn, lieber Hacke, bedenke Er doch das; und wor ich kein Geld habe, so führe ich dem Könige künftiges Jahr Asmus allein als Rekruten vor, und wird mein Regiment gewiß Krop sein. Sonsten habe ein deutsches Sprichwort gelernet, das heißet: Versprechen und Halten etc. Ich verlaße mich allein auf Ihn, mein lieber Hacke; wor Er nicht hilft, da wird es schlecht aussehen. Heute habe wieder angeklopfet, und wor das nicht hilft, so ist es getan. Wenn ich noch könnte Geld geliehen kriegen, so wäre es noch gut, aber daran ist nicht zu denken; so helft mir doch, lieber Hacke; ich versichere, daß ich es allezeit danken werde, der ich jederzeit meines lieben Herrn Hauptmanns ganz ergebener Diener und Freund bin.

Friderich.

27. An Grumbkow

Ruppin, 4. September 1732.

Hochverehrter General,

Heute früh erhielt ich einen Brief des Königs, bei dem ich fast auf den Rücken gefallen bin. Es handelt sich wieder um den angenehmen Gegenstand: meine Dulzinea. Man will mich mit Stockschlägen verliebt machen, aber leider habe ich nicht die Natur des Esels und fürchte sehr, man wird kein Glück damit haben. Der König drückt sich folgendermaßen aus: „Ich habe gehört, daß Ihr nicht eifrig genug an Eure Braut schreibt. Ihr sollt mir den Grund melden und ihr häufiger schreiben." Ich antwortete, sie hätte sich seit vierzehn Tagen nicht gemeldet, und ich hätte den letzten Brief vor acht Tagen geschrieben; einen anderen Grund wüßte ich ihm nicht anzugeben. — In Wahrheit fehlt es mir an Stoff, und oft weiß ich nicht, womit ich die Seite ausfüllen soll. Mein Gott, wenn man[2] doch nur ein bischen daran denken wollte, daß mir diese Heirat nolens volens vorgeschlagen wurde, und daß meine Freiheit der Lohn dafür war! Aber ich glaube, das dicke Hökerweib, die edle Frau Herzogin[3], spielt mir diesen Streich in dem Glauben, mich beizeiten kirre zu machen. Ich wünsche aus tiefstem Herzen, daß der Teufel ihre hochmütige Haube mit dem Blitze

[1] Zu der sehr kostspieligen Anwerbung der „langen Kerls". — [2] D. h. der König. — [3] Antoinette Amalie, geb. Prinzessin von Braunschweig-Blankenburg, Friedrichs Schwiegermutter.

trifft. Hoffentlich wird sich der König, sobald ich verheiratet bin, nicht mehr in meine Angelegenheiten mischen; sonst fürchte ich stark, die Sache wird übel ablaufen, und die Frau Prinzessin dürfte dabei schlecht wegkommen. Die Ehe macht mündig, und sobald ich es bin, bin ich Herr im Hause, und meine Frau hat nichts darin zu befehlen. Nur kein Weiberregiment in irgend etwas auf Erden! Ein Mann, der sich von Weibern regieren läßt, ist meiner Ansicht nach der größte Kujon von der Welt und verdient nicht, den Ehrennamen Mann zu tragen. Drum, wenn ich heirate, heirate ich als Mann von Lebensart, d. h. ich lasse Madame ihrer Wege gehen und tue meinerseits, was mir gefällt. Und es lebe die Freiheit!

Wie Sie sehen, lieber General, ist mir das Herz etwas schwer und der Kopf heiß, aber ich kann mich nicht bezwingen und sage Ihnen frei heraus, wie ich vor Gott denke. Immerhin werden Sie mir zugeben, daß Gewalt ein recht verkehrter Weg zur Liebe ist und daß die Liebe sich nicht erzwingen läßt. Ich liebe die Frauen, aber meine Liebe ist flatterhaft. Ich will von ihnen nur Genuß, nachher verachte ich sie. Danach beurteilen Sie selbst, ob ich aus dem Holze bin, aus dem man gute Ehemänner schnitzt! Der Gedanke, einer zu werden, macht mich rasend, aber ich mache aus der Not eine Tugend. Ich werde Wort halten, werde heiraten, aber dann ist's genug. Guten Morgen, Madame, und gute Reise! — Ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, lieber General, daß ich Sie mit derartigen Mitteilungen behellige. Sie sind keineswegs erquicklich, weder für den Empfänger noch für den, der sie macht. Jedenfalls werden Sie einsehen, daß dies Verfahren nur Unzufriedenheit erweckt, und daß man um so mehr Abneigung gegen das Auferzwungene empfindet, je stärker der Zwang ist. Endlich höre ich auf, Sie zu langweilen, verehrter General, und bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich mit größter Aufrichtigkeit und Herzlichkeit bin

Ihr getreuer Freund und Diener

Friderich.

28. An Wilhelmine

Ruppin, den 5. September 1732.

Meine teuerste Schwester,

Kein Ausdruck reicht hin, Dir meine innige Freude über die Nachricht von Deiner glücklichen Entbindung zu schildern[1]. Ich habe im stillen vor diesem Zeitpunkt ge-

[1] Wilhelminens einziges Kind, Friederike, geb. 30. August. Sie wurde 1748 mit Herzog Karl Eugen von Württemberg verheiratet und starb 1793.

bangt, der über meines Lebens Glück und Unglück die Entscheidung bringen sollte. Gelobt sei der gütige Gott immerdar, der Dich so glücklich das Schwere überstehen ließ, und der mit dem Deinen auch mein Leben mir wiedergab. Es beglückt mich, und ich finde kaum Dankesworte dafür, daß Du mir den Vorzug gewährst, mich zum Paten meiner kleinen Nichte zu wählen. Deine Wahl konnte keinen treffen, der herzlichere Verehrung und Anhänglichkeit für die Mutter empfände und wärmere Freundschaft für die Tochter; ist mir doch alles unschätzbar, was von Dir kommt und was Dir angehört. Du kannst versichert sein, geliebte Schwester, daß ich vierzehn Tage gelitten habe, was man in der Welt nur leiden kann, ständig schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, alles, was ich am innigsten auf der Welt liebe, wofür ich Blut und Leben hingeben könnte, zu verlieren oder zu behalten!

Teure Schwester, Du verlangst Auskunft über den Stand meiner Angelegenheiten. Ich habe keinen besseren Freund auf der Welt als Dich, und so erschließe ich vor Dir mein Inneres wie vor Gott. Der König setzt mir immerfort mit meiner Verheiratung zu. Ich liebe die Prinzessin garnicht, im Gegenteil, ich empfinde eher Abneigung gegen sie; mit unsrer Ehe wird's nicht weit her sein, von Freundschaft, von Einssein kann zwischen uns keine Rede sein. Abgesehen davon, quält mich der König nicht weiter, bloß er traut mir nicht recht, und nur die verwünschte Heirat verursacht mir Kummer. Mit der Königin stehe ich mich recht gut, sie hat Dich wirklich von Herzen lieb. So lebe ich hier in Frieden und Ruhe bei meinem Regiment und wollte meines Lebens froh sein, hätte ich das Glück, Dich alle Tage zu sehen und mich nie verheiraten zu brauchen. Das ist alles, was mir an einer vollkommenen Zufriedenheit fehlt. Der König spricht alles erdenkliche Liebe und Gute von Dir, er ist Dir zärtlich zugetan. Grumbkow und Seckendorf sind recht freundlich zu mir, und bis auf die Heirat tun sie mir alles zulieb. Derschau[1] und Hacke[2] sind meine Intimen, aber noch traue ich dem Frieden nicht recht. Ganz selten nur komme ich nach Berlin, Potsdam und Wusterhausen, wohin sich der König am Sonntag begibt. Er will's mit Gewalt durchsetzen, ich soll mich für meine Schöne erwärmen; ich fürchte sehr, daß es vergebene Mühe ist. Zwingen läßt mein Herz sich nicht; wo es liebt, liebt es mit ernster Hingebung, wo nicht, beugt es sich auch keinem Zwange. Und darum kann ich's ihm auch nicht versagen, daß es Dir, meine anbetungwürdige Schwester, seine aufrichtige Zuneigung bezeuge; lebe ich doch nur für Dich; und so harre ich in brennender Ungeduld dem glücklichen Augenblicke entgegen, da mir, nach fast dreijähriger Trennung, die Wonne werden soll, Dich wiederzusehn, mich Dir zu Füßen zu legen und Dir aufs neue zu versichern: Mit größerer Hochschätzung und Ver-

[1] Christian Reinhold von Derschau († 1742), Generaladjutant und Mitglied des Tabakskollegiums: 1730 beim Kriegsgericht hatte er für Kattes Hinrichtung gestimmt. Friedrich rechnete Derschau in der Konfliktszeit zu seinen schärfsten Gegnern, hat aber später einen ehrlichen Frieden mit ihm geschlossen. — [2] Über Hacke vgl. die Notiz zum Brief vom 15. Juli 1732.

ehrung, mit zärtlicherer Anhänglichkeit kann kein Mensch Dir zugetan sein als ich, der ich die Ehre habe, mich zu nennen, teuerste Schwester,

Deinen ergebensten, gehorsamsten und getreusten Bruder und Diener

Friderich.

29. An Grumbkow

Ruppin, 11. September 1732.

Hochverehrter General,

... Wir leben hier in tiefem Frieden, und ich möchte mein Leben lang nicht glücklicher und unglücklicher sein. Ich würde mich gern mit meinem Schicksal zufrieden geben, wenn es nur von Frieden begleitet wäre und ich mein Leben in Ruhe und ohne Sorge genießen könnte. Wie wenig würde ich die Torheiten schätzen, auf die die Welt ihre Eitelkeit baut! Und wie verkehrt ist es, sich nicht mit der goldenen Mitte zu begnügen, die nach meiner Ansicht der glücklichste Zustand ist! Denn zuviel Größe ist beschwerlich und ermüdet unendlich, und Mangel drückt eine gewisse Vornehmheit nieder, die eine Grundlage unsres Charakters zu sein pflegt. Aber ich schätze mich glücklich in der Lage, in die mich der gütige Himmel versetzt hat. Ich finde, daß ich mehr habe, als ich verdiene, und sehe mein höchstes Glück darin, mir dessen bewußt zu sein. Nichtsdestoweniger vergesse ich meine guten Freunde nicht, die zu meiner Geborgenheit beitragen, und somit bitte ich Sie, den Grafen Seckendorff meiner Freundschaft zu versichern. Trotz seines unsteten Lebens bin ich fest überzeugt, daß er seine Freunde nicht vergißt. Ich hoffe, wenn er nach Dänemark reist, wird er mir zwischen hier und Hamburg die Freude machen, bei mir zu speisen; alle Delikatessen, die ich habe, sollen reichlich aufgetragen werden. Ich werde weder Rebhühner noch Rehbraten sparen, und der rote Champagner soll strömen. Kurz, ich werde alles aufbieten, um einen guten Freund würdig zu empfangen, und das beste Gericht, das ich ihm bieten kann, wird der gute Wille des Gastgebers sein. Daß er damit zufrieden sein wird, davon bin ich überzeugt, und hoffe, daß er davon überzeugt ist.

Ich rühre mich sozusagen nicht aus dem Bau. Ich unterhalte mich mit den Toten, und meine stumme Unterhaltung ist mir nützlicher als alle, die ich mit den Lebenden führen könnte. Ferner erfreue ich mich an Musik, und bald greife ich zur süßen Leier, mit der Apoll mich zu begeistern geruht, bald aber behalte ich in stillerer Begeisterung alles für mich und opfere die Erzeugnisse Apollos dem Vulkan[1], der sie vernichtet.

[1] Dem Gott des Feuers.

Das ist mein Leben und die Beschäftigungen, die es mir abwechslungsreich machen. Inzwischen wünsche ich aus tiefstem Herzen, daß Sie Ihre Zeit angenehm verbringen und versichert sind, hochverehrter Freund, daß ich stets mit vollkommener und unvergleichlicher Hochachtung bin

Ihr getreuer Freund und Diener

Friderich.



30. An Grumbkow

Ruppin, 3. Oktober 1732.

Hochverehrter Herr und Freund,

Ich bin in größter Verlegenheit, da ich vom König Befehl erhalten habe, den Pachtanschlag vom Amt[1] Ruppin zu machen. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, verstehe ich nicht genug davon und kann es nicht ganz allein machen. Darum

[1] Amt soviel wie Domänenamt, das zugleich der unterste staatliche Verwaltungsbezirk des platten Landes war.

bitte ich Sie, mir aus meiner bösen Lage zu helfen, indem Sie mir jemand schicken, der einen Anschlag zu machen versteht. Sie könnten mir keinen größeren Gefallen tun, denn ich bin in schrecklichen Nöten; ich bitte Sie also, mich daraus zu befreien, und zwar so rasch wie möglich. Ich bin in der denkbarsten Verlegenheit und bitte Sie, mir zu helfen. Soll ich doch ein Plus machen und will gehängt werden, wenn ich weiß wie. Ich bitte Sie also mir auch bei dieser Gelegenheit, wie schon so oft, zu zeigen, daß Sie mein Freund sind, obwohl ich daran nicht zweifle. Das wird die Verpflichtungen, die ich schon gegen Sie habe, unendlich vermehren. Ich bin mit aller erdenklicher Hochachtung usw.

Friderich.

31. An seinen Vater

Ruppin, den 7. October 1732.

Allergnädigster König und Vater,

Ich habe die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters Brief recht wohl zu erhalten, und danke ganz untertänigst hiervor ... Ich habe all angefangen, die Nachrichten, so mir nötig sind, vom Amte Ruppin einzuholen[1], und noch bin ich nicht ganz damit fertig; aber so viel ich aus vorigem Anschlage ersehen, so ist es Alles so genau heraus gesuchet, daß von den Prästations[2], noch vom Ackerbau ohnmöglich plus zu machen sein wird; wor aber noch was wäre, so müßte es aus der Branntweinbrennerei genommen werden, welche im vorigen Anschlage nicht mit aufgeführet ist. So viel ich auch aus dem Brauwesen sehen kann, so ist dieses ein neu angelegtes Werk, von 1729, welches noch nicht recht im Stande ist. Drei Vorwerke befinden sich bei diesem Amte, da ich nun nichts ausrichten kann, wor mein allergnädigster Vater nicht einen Landmesser schicket, der solche vermisset. Dieses Amt aber ist sehr important, und werde vor ein Wochen drei zum wenigsten nicht fertig werden.

Nun sind wir hier beim Regiment bei der Abnahme der Rechnungen begriffen, und habe ich das Unglück gehabt, daß ein Bursch von Major Söldeners Compagnie, aus dem zweiten Gliede, desertieret ist. Der Major Quadt bittet meinen allergnädigsten Vater ganz untertänigst um Permission, seine vorgehabte Mariage zu vollziehen, und hoffet er, ein paar schöne Kerls dabei zu kriegen ...

[1] Der König hatte ihm am 1. Oktober geschrieben: „Ihr sollet mir einen neuen Pachtanschlag von dem Amte Ruppin machen und examinieren, ob es mehr tragen könne, als es jetzto giebet". — [2] Den Leistungen der Domänenbauern.

32. An seinen Vater

Ruppin, den 12. October 1732.

Allergnädigster König und Vater,

Ich habe meines allergnädigsten Vaters Brief vom 10. dieses in aller Untertänigkeit erbrochen und versichere meinem allergnädigsten Vater, daß ich nichts versäumen werde und keine Mühe ersparen, um den Anschlag von hiesigem Amt zu machen. Ich habe auch allbereits um die Karte dieses Amts und um gewisse Akten wegen der Kontribution nach Berlin geschrieben, welche mir höchst nötig sind. Morgen werde nach den Schweizerdörfern gehen, welche vor diesem Vorwerke gewesen sind; noch kann ich aber nichts als mit den Kontributions-Sachen[1] zu tun haben. Wegen hiesiger Accise[2] habe Alles in Augenschein genommen, und ist der Tarif auf dem berlinischen Fuß und von meinem allergnädigsten Vater konfirmieret; sonsten sind die Accise-Einnehmer und Kontroleurs alle mit ihren Büchern akkurat, und habe mir ihre Bücher alle weisen lassen. Daß nicht hier, wie an allen Orten in der Welt, sollte auf Betrügereien raffinieret werden, da zweifle gar nicht daran; so viel aber menschenmöglich ist, so hat man solches präkavieret; nur ist zu beklagen, daß so viele hamburger Waaren hier ins Land kommen, und daß nicht die Stettiner den Profit von Gewürzen, Apotheker-Waren und italienischen Waren, so gut als diese, ziehen könnten, und wenn solches dahin könnte gebracht werden, so würde mein allergnädigster Vater den Profit haben, daß die Stettiner all das Geld zögen, welches jetzunder außerhalb des Landes gehet.

Es ist mir sehr lieb, daß der Markgraf von Baireuth[3] hier kommen wird, und werde all mein Mögliches tun, um ihn wohl aufzunehmen, und wor es möglich ist, eine kleine Jagd anstellen. Ich zweifle nicht, er werde sich bei dem Regiment allen Fleiß geben, indem ich hier zu unterschiedenen Malen auf der Eskorte Leute gesehen habe, so er selber engagieret.

33. An Grumbkow

Ruppin, 13. Oktober 1732.

Hochverehrter Freund,

Mit großem Vergnügen erhielt ich die beiden Briefe, die Sie mir gütigst geschrieben haben, und versichere Ihnen, daß ich mir das Gastmahl, das Sie dem König gegeben haben, so deutlich vorstelle, als ob ich dabei gewesen wäre ...

[1] Kontribution die direkte, vom platten Lande gezahlte Steuer. — [2] Accise die im wesentlichen indirekte Steuer der Städte. — [3] Markgraf Friedrich, sein Schwager.

Ich will Ihnen die ganze Geschichte des Anschlags vom Amt Ruppin auseinandersetzen. Ich habe an den König geschrieben, daß ich seinem Befehl zufolge den Anschlag machen würde. Dann habe ich von dem, was ich schon gesehen hatte, berichtet und hinzugesetzt, ich fände, daß alles mit großer Genauigkeit gemacht worden sei, und ich fürchtete sehr, daß sich kein großes Plus über den letzten Anschlag hinaus machen ließe. Ich habe hier die Anschläge gesehen, denn der Amtmann hat sie, und ich habe an den König geschrieben, „daß ich nicht viel am vorigen Anschlag würde ändern können." Darum hat er den Generalanschlag kommen lassen, damit ich ihn Wort für Wort abschreiben kann. Ich bin fein heraus, denn unter uns gesagt, werde ich jährlich ein Plus von 50 bis 60 Taler finden, ohne die Bauern zu drücken. Um ehrlich zu sein, Rohwedell hilft mir, denn ohne ihn brächte ich nichts Gescheites zustande. Ich hoffe, das Ganze in drei Wochen fertig zu haben. Ich erwarte den Landmesser, der täglich eintreffen muß, und bitte Sie, verehrter Freund, zu glauben, daß ich in Herzlichkeit und Aufrichtigkeit bin

Ihr getreuer Freund und Diener

Friderich.

Da Sie es wünschen, werde ich die Exzellenz in der Adresse fortlassen. Aber wenn es zuviel des Guten ist, bitte ich es mir nicht zur Last zu legen, denn kein Mensch tituliert falscher als ich. Kaum daß ich die Namen der Leute behalte. Es genügt mir zu wissen, daß es Ehrenmänner sind. Im übrigen tituliere ich Graf, Marquis, Herzog, Vetter, Exzellenz, Bruder usw. durcheinander, ohne zu wissen, ob es stimmt oder nicht.

34. An Grumbkow

Ruppin, 19. Oktober 1732.

Hochverehrter Herr und Freund,

Mit großer Freude erhielt ich Ihr Schreiben und bin Ihnen dankbar für einen so regen Briefwechsel. Was die Pachtsache betrifft, so schreibe ich alles eigenhändig und mache alles selber. Nach meiner Schätzung kommt ein Plus von 300 bis 400 Talern heraus, ohne daß irgendein Bauer gedrückt wird. Ich gestehe, man muß sehr erfinderisch sein, um so viele Verbesserungen herauszubekommen, nachdem das Land von drei Präsidenten taxiert worden ist.

Hier gibt es nicht die geringste Neuigkeit, außer daß ich die Nachricht erhielt, daß in Berlin allenthalben über mich geredet wird, und zwar höchst nachteilig, was mir großen Kummer macht. Alles kommt davon, daß Major Quadt und ein paar Offi-

ziere vom zweiten Bataillon[1] Streitereien mit einem Geistlichen hatten. Ich habe seitdem gehört, daß sie alles auf mich gewälzt haben, obwohl ich den Geistlichen nicht einmal kenne und die Sache erst am nächsten Morgen erfuhr. Auch habe ich dafür gesorgt, daß dergleichen in Zukunft nicht wieder passiert. Aber ich bin sehr verdrossen, daß alles, was vorkommt, mir in die Schuhe geschoben wird, selbst wenn es vier Meilen von hier geschieht[2]. Vermutlich hat der Geistliche geglaubt, sie hätten ihm auf meine Veranlassung die Fenster eingeschlagen, und da die heilige Rasse höchst rachsüchtig ist, wird er unter allen seinen Kollegen verbreitet haben, daß ich gottlos und frech bin. Das erinnert mich an ein schönes Wort des Prinzen Condé[3], der von Molières „Tartuffe" sagte, wenn er den Himmel lächerlich gemacht hätte, dann hätte niemand geschrien; da er aber über die Frömmler hergezogen sei, wäre der ganze Schwarm geschlossen über ihn hergefallen.

Verstünde ich Gold zu machen, so würde ich meine Wissenschaft zuvörderst meiner armen Schwester in Bayreuth mitteilen. Sie hat es gewiß nötig, und ich wünschte von ganzem Herzen, ihr Herr Schwiegervater[4] möchte das Zeitliche segnen. Ich glaube, er würde sich leicht trösten, wenn er nur sicher wäre, daß im Himmel Branntwein gebraut wird. Sein Sohn[5] ist sehr liebenswürdig, und ich finde, daß er das beste Herz auf der Welt hat. Alles, was ich zu tadeln habe, sind gewisse Zerstreuungen, die er sich leistet und die nicht wohlanständig sind.

Nun aber bin ich mit meinem Latein zu Ende. Leben Sie wohl, lieber Freund! 200 englische Austern und eine Flasche Champagner erwarten mich. Sie können sich darauf verlassen, ich werde kein Glas leeren, bevor ich nicht auf Ihr Wohl getrunken habe, das, wie ich Ihnen versichere, mir sehr kostbar ist. Ich bin von ganzem Herzen und in herzlicher Freundschaft, lieber Freund, Ihr aufrichtig getreuer Freund und Diener

Friderich.

35. An Grumbkow

Ruppin, 23. Oktober 1732.

Hochverehrter Freund,

Wie ich erfahre, hat man dem König falsche Vorstellungen über mich beigebracht und mich als Atheisten hingestellt. Ich bin verzweifelt, das zu hören, und da es nichts Falscheres auf der Welt gibt, bitte ich Sie, mir zu sagen, welches Mittel ich

[1] Vom Regiment des Kronprinzen. — [2] In Nauen. — [3] Ludwig, Prinz von Condé (1621—1686), einer der bedeutendsten Heerführer Ludwigs XIV.; vgl. Werke Bd. I, S. 72 f. — [4] Markgraf Georg Friedrich Karl von Bayreuth, † 17. Mai 1735. — [5] Erbprinz Friedrich, Wilhelminens Gatte.



Friedrich Wilhelm von Grumbkow [illegible]
Gemälde von Lisiewsky im Hohenzollernmuseum zu Berlin

anwenden müßte, um ihn von diesem Irrtum zu bekehren und die Gerüchte zum Schweigen zu bringen. Das beste ist, daß ich weit entfernt bin, solche Gesinnungen zu hegen, wie man sie mir andichtet, und nicht einmal weiß, woher diese Gerüchte stammen können. Denn ich glaube, an keinem Orte der Welt wird weniger über religiöse Fragen geredet als bei mir. Aber vermutlich beruht alles auf dem, was ich Ihnen neulich schrieb, und es handelt sich nur um Priesterhaß. Kaum habe ich eine Schwierigkeit überwunden, so taucht schon wieder eine neue auf. Schließlich möchte ich glauben, daß ich das Haupt der Meduse oder das des hundertköpfigen Zerberus[1] zu bekämpfen habe. Ich bitte Sie, auch ferner mein Sekundant zu sein und werde guten Mut fassen. Mit der Versicherung unwandelbarer Hochachtung und Wertschätzung, verehrter General, verbleibe ich Ihr sehr zugetaner getreuer Freund und Diener

Friderich.

36. An Grumbkow

Ruppin, 23. Oktober 1732.

Hochverehrter Freund,

Soeben erhalte ich Ihr Schreiben vom 22., für das ich Ihnen äußerst verbunden bin ... Voraussichtlich werden Sie einen Brief von mir erhalten, den ich heute geschrieben habe, und der von derselben Sache handelt, denn ich hatte erfahren, daß man mir arg mitgespielt hat. Gott weiß, daß ich jetzt so zurückgezogen wie denkbar lebe. Ich widme mich den Angelegenheiten des Regiments und exerziere viel; ferner beschäftigen mich die ökonomischen Aufträge, die mir der König gegeben hat. Dann kommt die Essensstunde, nachher die Parole; schließlich, wenn ich nicht irgendein Dorf besuche, unterhalte ich mich mit Lektüre oder Musik. Gegen 7 Uhr begebe ich mich in die Gesellschaft der Offiziere, die entweder bei den Hauptleuten oder bei Buddenbrock[2] oder bei andren zusammenkommen, und spiele mit ihnen. Um 8 Uhr esse ich zu Abend; um 9 Uhr ziehe ich mich zurück, und so vergeht regelmäßig ein Tag wie der andere, außer wenn die Post von Hamburg kommt. Dann habe ich eine Gesellschaft von zwei bis drei Personen in meinem Zimmer, und wir speisen allein zu Abend, denn meine Börse reicht nicht aus, um zehn Personen mit so teurem Futter zu sättigen. Meine ganze Zerstreuung besteht in einer Wasserfahrt oder in einem kleinen Raketenfeuerwerk in einem Garten vor der Stadt. Das ist aber auch alles, was sich hier ereignet; ich wüßte nicht, wie man an einem stillen Ort seine Zeit anders verbringen kann. Ich wünschte jedoch von Herzen, ich könnte den König über dies alles eines Besseren belehren. Nach meiner Ansicht gibt es

[1] Friedrich meint wohl die Hydraschlange. — [2] Vgl. den Brief vom 15. Juli 1732.

nichts Harmloseres, und ich sehe nicht ein, wie man noch zurückgezogener leben könnte. Unter uns gesagt, hat man der Königin in den Kopf gesetzt, ich führte hier ein ausschweifendes Leben, und sie scheint es zu glauben. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß alle Welt in dieser Hinsicht soviel von mir redet; denn um die Wahrheit zu sagen: jeder hat Fleisch und ich leugne nicht, daß es bisweilen schwach ist; aber wegen irgend einer kleinen Sünde kommt man gleich in den Ruf des größten Wüstlings auf Erden! Ich kenne keinen, der es nicht ebenso macht, und es gibt viele, die es schlimmer treiben. Wie es kommt, daß von ihnen niemand redet, weiß ich nicht. Ich gestehe, daß mich das sehr ärgert. Wenn ich könnte, wäre ich sehr böse auf die Lumpen, die solche Nachrichten ausstreuen, obgleich alles unter der Hand geschieht. Sie sehen, lieber Freund, ich bin sehr aufrichtig; denn ich sage Ihnen alles, wie ich denke und wie es ist. Ich weiß, Sie haben Mitleid mit meinen Schwächen und wissen wohl — oder hoffen doch wenigstens — daß ich mit der Zeit vernünftig werde. Ich tue mein möglichstes dazu, aber ich glaube nicht, daß Cato Cato[1] war, solange er jung war. Inzwischen bitte ich Sie inständigst, mein verehrter, hochherziger Freund, mir Ihre kostbare Freundschaft und Ihren Beistand zu erhalten. Fahren Sie fort, mir aus meiner Not zu helfen, wie Sie es so edel begonnen haben, und rechnen Sie auf die ganze Hochachtung und Dankbarkeit, die ein Ehrenmann Ihnen schuldet, dem Sie aus so vielen Schwierigkeiten geholfen haben. Ich bin, hochverehrter Freund, Ihr sehr zugetaner aufrichtiger Freund und Diener

Friderich.

Ich bitte Sie zu ermitteln, ob man immer noch in dieser Weise von mir redet, oder ob die verdammten Gerüchte endlich verstummt sind, und ob der König beruhigt ist und eine bessere Meinung von mir hat. Sono totus a toi (So).

P. S. Was mir etwas Mut einflößt, ist, daß ich eben Rebhühner vom König erhielt. Ich hoffe, er wird all dem Gerede, das man über mich verbreitet, keinen Glauben schenken.

37. An seinen Vater

Ruppin, den 26. September[2] 1732.

Allergnädigster König und Vater,

Ich sage meinem allergnädigsten Vater ganz untertänigsten Dank für die Rebhühner und Fasanen, so mein allergnädigster Vater so gnädig gewesen und mir ge-

[1] Friedrich denkt wohl schon damals an den jüngeren Cato (95—46 v. Chr.), einen stoischen Philosophen. — [2] Wie sich unten ergibt, irrtümlich statt Oktober.

schicket hat; ich habe mir in aller Untertänigkeit die Freiheit genommen, meines allergnädigsten Vaters Gesundheit dabei zu trinken . . .

Hier arbeite beständig an dem General-Pachtanschlag dieses Amts; wegen des Dorfes Bechlin aber kann ich noch nicht zu Stande kommen, indem dieses keine Kornpacht gibt[1], und ich noch nicht darhinter kommen kann, woran es lieget; als bitte meinen allergnädigsten Vater, aus vorigem General-Anschlag mir wegen dieses Dorfes einige Nachricht zu geben.

Ich habe lange der Prinzessin[2] kein Andenken von mir gegeben; als wollte meinen allergnädigsten Vater ganz untertänigst bitten, so gnädig zu sein und mir was geben, das ich ihr schicken könnte. Ich werde zeitlebens meinem allergnädigsten Vater untertänigst dafür danken.

Hier sind vor einigen Tagen sehr schöne Austern angekommen. Sobald wieder welche einlaufen, so werde mir die Freiheit nehmen, meinem allergnädigsten Vater solche zu übersenden[3] . . .

38. An Grumbkow

Ruppin, 2. Dezember 1732.

Hochverehrter Herr und Freund,

. . . Ich habe Briefe von einem Freunde erhalten, wonach der König, als er den Husten hatte, zu Hacke sagte: „Nuhn werden die leute sagen, der alte menschen queler wird sterben, aber saget ihnen unten, das der nach mihr kommen wird, der werde sie alle zum teufel jagen und das würden sie davon haben". Mich läßt das alles völlig kalt. Wie Sie, lieber Freund, gehe ich meinen geraden Weg und lasse jeden nach Lust schimpfen. Mein Gewissen ist mein Richter. Mag man von mir alles sagen, was man will, wenn mein Gewissen nur rein ist, pfeife ich auf die Meinung der Leute. La Chétardie[4] wäre sehr zu beklagen, wenn es verboten würde, sich höflich gegen ihn zu benehmen. Es wäre sehr traurig, wenn es eine Sünde wäre, einen Fremden anständig zu behandeln. Komme, was da wolle; ich werde nie aufhören, Ihnen bei jeder Gelegenheit zu beweisen, daß ich Ihr wahrer Freund bin und daß ich, ernstlich gesprochen, nichts unterlassen werde, um Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen. Ich bin, verehrter Freund, Ihr getreuster Freund und Diener

Friderich.

[1] Hiernach hatte der König ihn am 26. Oktober gefragt. — [2] Seiner Braut. — [3] Friedrich Wilhelm liebte Austern sehr; er vertrug bis zu 200. — [4] Der französische Gesandte in Berlin (1735—1739).

39. An Duhan

Berlin [Dezember 1732][1].

Teuerster Freund,

Wenn ich jemals betrübt gewesen bin, so war ich es sicherlich, als ich Ihr unglückliches Schicksal erfuhr. Sie kennen mich ja wohl zur Genüge, um mir so viel Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß Sie mich an Ihrem Unglück für schuldlos halten. Ich bin es wirklich! Ich habe sehr viele, meist vergebliche Versuche gemacht, Sie aus Ihrer traurigen Lage zu befreien; aber jetzt kann ich Ihnen zu meiner Freude sagen, daß der liebe Gott meine Bemühungen gesegnet hat, und daß Sie in spätestens drei Wochen nicht nur Ihr Gefängnis verlassen werden, sondern daß ich Ihnen auch eine jährliche Pension von 400 Talern verschafft habe. Dabei werde ich es nicht bewenden lassen. Solange ich lebe, werde ich meinen ganzen Einfluß und meine ganze Macht aufbieten, um Sie glücklich zu machen. Denn ich bleibe Ihnen gegenüber stets der Alte, und eines Tages hoffe ich meinem lieben Jandun zu zeigen, daß ich mehr in Taten als in Worten sein Freund bin. Leben Sie wohl; auf Wiedersehen!

Friderich.

Ich sende Ihnen eine Kleinigkeit für Ihren Unterhalt, die ich Sie anzunehmen bitte. Ein andermal, wenn ich in besserer Lage bin, werde ich mehr tun. Haben Sie mich immer lieb!

40. An Grumbkow

Ruppin, 19. Januar 1733.

Hochverehrter Herr und Freund,

Da ich bis jetzt nicht weiß, an welchem Orte der Welt Sie weilen, verehrter Freund, habe ich die Antwort an Sie aufgehoben. Ich bin in Verzweiflung, Ihnen von betrüblichen Dingen berichten zu müssen. Es betrifft meine arme Schwester in Bayreuth. Der König behandelt sie und den Markgrafen[2] erbarmungswürdig. Ich habe versucht, ihr das Notwendigste zu verschaffen, denn auf mein Wort, sie hat nichts zum Leben. Wenn nur der König nicht so scheußlich über den Markgrafen spräche, wäre sie zufrieden; doch er behandelt ihn als blöden Tropf, worüber der Ärmste in Verzweiflung gerät. Ich könnte Ihnen nie Dank genug wissen bis ins dritte und vierte Glied, wenn Sie und General Seckendorff mir die große Freude machten, für diese armen unschuldigen Unglücklichen so weit einzutreten, daß sie vom König nicht mehr beschimpft werden. Das scheint mir doch das mindeste, was sie beanspruchen können und was man ihnen schuldet. Der König hat meiner Schwester neulich 2000 Taler rund abgeschlagen. Wie bitter ist solch eine Zurückweisung, noch dazu im Elend! Ich kenne Ihr gutes Herz, lieber Freund, und weiß, daß Sie Mit-

[1] Im Dezember 1732 wurde Duhan begnadigt, auch war Friedrich damals in Berlin, vgl. den Brief vom 20. Juni 1727. — [2] Wilhelminens Gatte, Erbprinz Friedrich.

gefühl haben werden. Sie können auch sicher sein, daß ich nicht vergessen habe, wieviel Dank ich Ihnen dafür schulde, daß Sie mich aus meiner Not befreit haben; und ich versichere Ihnen auf Ehrenwort, ich werde es an Ihren Kindern wieder gutmachen. Aber ich bitte Sie, denken Sie an meine arme Schwester, und seien Sie versichert, daß alles, was mich betroffen hat, mir nicht so schmerzlich ist, als was sie betrifft.

Dies alles unter uns! Leben Sie wohl, verehrter Freund. Die Zukunft wird zeigen, ob ich Wort halte. Ich bin von ganzem Herzen, verehrter Freund, und in aller Herzlichkeit Ihr stets getreuer Freund und Diener Friderich.

41. An Seckendorff

[Januar 1733.]

Ich komme vom König, der mir soeben sagte, daß ich mich zur Reise nach Braunschweig rüsten soll[1]. Da ich höre, daß meine Auslagen mir nicht vergütet werden, bin ich in großer Verlegenheit und sitze völlig auf dem Trocknen. Ich gestehe Ihnen hier unumwunden, lieber Freund, daß Sie mich sehr aus der Klemme ziehen würden, wenn Sie mir etwas Geld liehen. Ich weiß, ich schulde Ihnen jetzt fast 1000 Taler. Aber ich versichere Ihnen, sobald ich verheiratet bin, will ich auf Mittel sinnen, um alles zu begleichen, Ihnen aber alle Dankbarkeit bewahren, die ich Ihnen dafür schulde. Friderich.

[1] Friedrich mußte im Februar seine Braut besuchen.



42. An Grumbkow

Ruppin, 4. März 1733.

Hochverehrter Freund,

... Herr Le Grand[1] ist sehr wenig befriedigt von Sr. Majestät zurückgekommen. Der König hat, wie er erzählt, sehr auf Rohwedell[2] geschimpft und zu ihm gesagt, er kleidete sich nach französischer Mode „und er steche mit mihr unter einer Decke, und so lange wie er lebete, wehre er Herre"[3], und er würde ihn nach Spandau schicken. Dies Kompliment hat unserm Rohwedell sehr mißfallen. Bei seiner Rückkehr hierher war er erstaunlich geschmeidig, verbindlich, höflich und zuvorkommend. Wir haben uns hier ein paarmal das Vergnügen einer Maskerade gemacht; vielleicht hat das dem König mißfallen, ganz abgesehen davon, was man über Rohwedell geklatscht hat. Ich bin allerdings nicht völlig auf dem Laufenden über diese Geschichten und begreife nicht, aus welchem Grunde der König mit einemmal so drauflos schimpft, und zwar weniger über mich, als über die beiden Herren und ihre Stutzermanieren. Zur Königin hat er gesagt, er hätte sich die Reise nach Braunschweig gern erspart, wäre aber nicht sicher gewesen, „daß ich ihm nicht wieder einen Streich gespielt hätte"[3]. Das alles läßt mich vermuten, daß irgendein guter Freund mir, oder vielmehr den beiden Herren, dies angetan hat. Schließlich habe ich dem König gegenüber ein sehr reines Gewissen. Wäre ich vor Gott ebenso sündenrein, ich glaube, ich würde lebend in den Himmel versetzt[4].

Leben Sie wohl, hochverehrter Freund! Die Welt kommt mir täglich mehr wie ein Narrenhaus vor, und die Gunst der Großen ist das Wandelbarste auf Erden. Eine falsche Angeberei, ein Nichts genügt, um alle Dienste und allen Fleiß auszustreichen, den man zeigt, um sich ihrer Gunst zu versichern. Ich liebe mein stilles Fleckchen und segne das Schicksal, das mich der Gicht[5], der Berliner Gesellschaft und der ganzen Clique fernhält, deren Mutter die Falschheit und deren Führer die Mißgunst ist. Ich glaube nämlich, man hat dem König weisgemacht, ich wollte mir Eingriffe in seine Autorität erlauben, aber Gott weiß, daß mir damit schweres Unrecht geschieht, denn ein stilles, friedliches Leben ist mir weit angenehmer als die Last der Geschäfte. Ich wünsche ihm ein langes Leben und versichere Ihnen, daß ich stets das gleiche sagen werde wie der verstorbene Dauphin[6], der einst im Staatsrat seine Gesinnung gegen seinen Vater, den großen Ludwig, folgendermaßen ausdrückte: „Ich wünschte, ich könnte ihn stets den König, meinen Vater, nennen." Damit meinte der würdige Sohn, das Leben seines erlauchten Vaters sei

[1] Wolden. — [2] Friedrichs Kammerjunker schon von der Küstriner Zeit her. — [3] Die Worte in Anführungsstrichen sind im Original deutsch. — [4] Wie der gerechte Henoch, I. Buch Mose V, 24. — [5] Anspielung auf die Gicht des Königs, die seine Stimmung zu beeinflussen pflegte. — [6] Ludwig, † 1711, der einzige Sohn Ludwigs XIV.; damals verlor Frankreich im Lauf eines Jahres drei Kronprinzen.

ihm mehr wert als der Glanz des Thrones. Ich beschließe, verehrter Freund, meinen Brief und meine Gedankengänge mit der Versicherung, daß meine Freundschaft und Hochachtung für Sie erst mit meinem Leben enden werden. Ich verbleibe, hochverehrter Freund, mit besonderer Wertschätzung und aufrichtiger Anhänglichkeit Ihr vollkommener Freund und Diener

Friderich.

43. An Grumbkow

Ruppin, den 18. April 1733.

Man ist dem lieben Kassuben[1] sehr verbunden für seinen freundlichen Brief. Man befindet sich Gottlob sehr wohl und ist sehr zufrieden über die Heimkehr, wenig erbaut von dem Aufenthalt in Potsdam. Der Gouverneur[2] ist sehr in Verlegenheit über die Rolle, die er als Ehemann wird spielen müssen. Er glaubt, das oscuro wird das Beste sein, d. h. daß er solange wie möglich inkognito in seinem Gouvernement[3] bleibt, ein Plan, den der Herrscher sehr billigt, und daß er sich in garnichts einmischt, ferner, daß er jeden reden läßt, wie er will, sich um nichts kümmert als um seine eigne Ruhe, sich soviel unterhält wie möglich und sonst nach nichts auf der Welt fragt . . . Gott weiß, ob wir Krieg bekommen oder nicht, aber ich wünschte es sicherlich, um aus der schlimmen Lage herauszukommen, in die ich zu geraten fürchte. Ich bin kein Freund von Argussen und allem, was irgendwie damit zusammenhängt. Vielmehr liebe ich es sehr, wenn man sich garnicht um mich kümmert, wie ich mich auch nicht um die andern kümmern werde. Der Wein ist gut angelangt und wird vorzüglich gefunden. Man bittet Sie, dem Weinhändler ein Kompliment zu machen. Gott weiß, daß der arme Gouverneur sich zu Tode quält, um dem König zu gefallen: er exerziert vom Morgen bis zum Abend, schafft mehr Rekruten an als er kann, setzt Pachtanschläge und Kontrakte auf, alles aus Diensteifer, wie man wohl annehmen sollte, und trotzdem findet er keine Anerkennung. Wie ist es bei alledem möglich, sich selbst zu vergessen und sich nicht nach erfüllter Pflicht ein paar Erholungsstunden täglich zu gönnen? Kurz, enden wir dies traurige Thema und überlassen wir dem Himmel die Bestimmung unsres Schicksals und der Zeit die Vollstreckung seiner Ratschlüsse! Was mich betrifft, lieber Kassube, so verbleibe ich, mag es mir gut oder schlecht gehen, stets Ihr getreuer Freund

Der Gouverneur.

[1] Grumbkow als Hinterpommer. — [2] Der Kronprinz. — [3] Neuruppin.

44. An Wilhelmine

Salzdahlum, um 12 Uhr, 12. Juni 1733[1].

Meine geliebteste Schwester,

Eben in diesem Augenblicke ist die feierliche Handlung zu Ende, und Gott sei Dank, daß alles vorüber ist. Ich hoffe, Du empfindest es als Ausdruck meiner Zuneigung, wenn ich die erste Nachricht davon Dir gebe. Möchte ich bald die Ehre haben, Dich wiederzusehen und Dir zu versichern, geliebteste Schwester, daß ich ganz der Deine bin. Ich schreibe in aller Eile, sodaß ich von allen Förmlichkeiten absehen muß. Leb' wohl.



45. An seinen Vater

Im Lager bei Wiesenthal[2], den 7. Juli 1734.

Allergnädigster König und Vater,

Von Nürnberg berichte meinem allergnädigsten Vater ganz untertänigst, daß ich abgegangen bin, und habe mich bis Heilbronn nicht aufgehalten, dar ich mit der Equipage zugleich, den 5., angekommen. Gestern bin mit der Equipage auf Eppingen gegangen, und heute sind wir im Lager bei Wiesenthal angekommen, haben den Mittag bei dem General Röder[3] gegessen und sind, nach dem Essen, bei dem Prinzen Eugenio nach der Parole geritten. Ich habe ihm meines allergnädigsten Vaters Brief gegeben, welcher ihn sehr erfreuete. Es war sehr voll kaiserlicher Gene-

[1] Friedrichs Hochzeitstag. — [2] Bei Bruchsal. — [3] Ernst Erhard von Röder, † 1744 als Generalfeldmarschall, kommandierte 1734/35 die preußischen Truppen am Rhein.

rals herum, und so, daß man sich kaum durchdrängen konnte. Nach Ausgebung unserer Parole habe ich unsere Außenposten ablösen sehen und habe das französische Retranchement besehen. Von uns werden drei Redouten aufgeworfen: bei der einen sind heute drei Musketiere miserabel geschossen worden; sie sind zwei von Röder und einer von Finckenstein. Morgen werde nach einem Dorfe reiten, so auf unserm rechten Flügel ist; es heißet Wachhäusel; daselbst ist ein Turm, worvon man das ganze französische Lager sehen kann; von dar werde die beiden Linien herunterreiten. Es werden ein Haufen Hürden und Faschinen gemacht, welche zu zwei differenten Plans sollen gebrauchet werden, wie ich erfahren: der eine ist, das französische Retranchement generalement zu attackieren und mit denen Faschinen den Graben, so vor ist, und den Morast, welcher auf unserem linken Flügel ist, zu komblieren. Dieses ist der eine Plan; der andere ist, durch einige fauße Attacken den Feind zu amusieren und in der Zeit Sukkurs in die Stadt zu schicken. Aber das ist gewiß, daß in Zeit von etlichen Tagen wir gewiß was hier zu tun haben werden. Geschehe was da will, so versichere meinem allergnädigsten Vater, daß ich Ihm doch mit wahrer Treue zugetan bin, und daß ich nichts tun werde, was Seiner unwürdig ist . . .

46. An Wilhelmine

Heidelberg, 2. September 1734.

Teuerste Schwester,

Ich bin hochbeglückt, Dir weiterhin berichten zu könnnen, daß es uns allen, dem Himmel sei Dank, recht gut geht. Wir verharren in unsrer gewöhnlichen Untätigkeit und vertreiben uns die Zeit, so gut wir können. Vorgestern traf ein Eilbote aus Wesel ein, er fragte nach dem Doktor Eller[1]. Dem König muß es recht schlecht gehen, er leidet an Brustbeklemmungen. Alle sehen seinen Zustand als recht bedenklich an, ja der holländische Arzt, den er berief, spricht von Wassersucht. Freitag[2] werden wir im Besitz neuer Nachrichten sein, selbstverständlich halte ich Dich auf dem laufenden. Der gütige Gott, der hienieden alles lenkt, in dem alles irdische Geschehen seinen Ursprung hat, wird nach seiner Weisheit walten, wie sein heiliger Wille es beschlossen hat. In seine Hände lege ich alles, von ihm allein müssen wir die Genesung des Königs erwarten. Zu diesem höchsten aller Wesen sende ich auch für die Wiederherstellung Deiner kostbaren Gesundheit meine Gebete empor. Du weißt ja, teuerste Schwester, wie unschätzbar sie mir ist, und daß ich Dein bin mit Leib und Seele.

Viele Empfehlungen an die teure Sonsfeld.

[1] Vgl. über diesen die Notiz zum Brief vom 25. Mai 1740. Der König war noch monatelang schwer krank. — [2] Vielleicht ein Irrtum; Freitag war schon der 3. September.

47. An Camas[1]

Im Lager von Heidelberg, bei Weiblingen, den 11. September 1734.

Mein lieber Camas,

Trotz der Beschäftigungen, die mir der gegenwärtige Feldzug auferlegt, habe ich Sie nicht vergessen. Heute schreibe ich an Sie, um Ihnen das Unrecht, das Sie mir antun, vorzuwerfen. Nein! ich habe Sie nicht vergessen. Im Gegenteil, ich habe Ihrer oft gedacht. Auch gebe ich mir die größte Mühe, Ihnen ein paar Rekruten von hier zu verschaffen; versprechen kann ich nichts, hoffe Ihnen aber einen oder zwei für Ihr erstes Glied zu besorgen. Nun sehen Sie selbst, daß Sie mich zu leichtfertig angeklagt und zu wenig an die Aufrichtigkeit Ihrer Freunde geglaubt haben. Sie trauen ihnen nicht mehr, sobald sie von ihnen getrennt sind. Der Rest Ihres Briefes, mein lieber Camas, ist eine Art von Lobgesang. Sie entwerfen von mir ein derart geschmeicheltes Bild, daß es alle Ähnlichkeit verliert. Ich lasse mir selbst Gerechtigkeit widerfahren, indem ich meine Person strenger Kritik unterziehe und meine eignen Fehler zu erkennen suche. Ist mir das bisher auch noch nicht ganz nach Wunsch gelungen, so öffnet es mir, mein Lieber, doch genügend die Augen, um unverdiente Lobsprüche nicht für bare Münze hinnehmen zu können.

Der gegenwärtige Feldzug ist eine Schule, in der man aus der Verwirrung und Unordnung, die in diesem Heere herrscht, manches lernen kann. Er verlief unrühmlich genug, und Männer, die zeitlebens gewohnt waren, Lorbeeren zu pflücken, und zwar in siebzehn großen Schlachten[2], haben diesmal keine gefunden. Wir andern hoffen insgesamt, im nächsten Jahre ans Moselufer zu kommen. Da werden wir den Ruhm finden, den der Rhein uns als den letzten Verteidigern seiner Ufer versagt hat. Nun liegen wir schon drei Wochen hier im Lager; trotzdem macht die Untätigkeit dem Prinzen diesmal mehr Ehre als alle Bewegungen, die er hätte ausführen können. Besteht doch das Hauptziel der Franzosen darin, ihn vom Neckar fortzubekommen und unsre Stellung selbst zu besetzen. Ich fürchte, Sie bilden sich ein, lieber Freund, ich wollte hier den tragischen Kothurn anlegen und als kleiner Eugen das Verhalten des einen und die Fehler des andern rügen, mich dann zum Richter aufwerfen und in lehrhaftem Tone das Urteil fällen, was jeder hätte tun sollen. Nein, lieber Camas, so weit geht meine Anmaßung nicht! Im Gegenteil, ich bewundre das Verhalten unsres Führers und mißbillige das seines würdigen

[1] Paul Heinrich von Camas (geb. 1688) trat sehr früh in die preußische Armee ein, bei der er unter Leopold von Anhalt-Dessau in Italien am Spanischen Erbfolgekrieg teilnahm (vgl. Werke Bd. I, S. 108 f.). Seine Beziehungen zu Friedrich sind seit 1734 nachweisbar. Camas starb als Oberst und Regimentskommandeur den 14. April 1741 in Breslau am Fieber. — [2] Anspielung auf die 17 großen Siege des Prinzen Eugen.

Gegners nicht. Ich suche nur für mein bescheidnes Teil so viel davon zu profitieren, als ich in dem Berufe, den ich ergriffen habe, nach meiner Meinung gebrauchen kann. Aber ich verliere nicht vor Leuten Achtung und Hochschätzung, die mit Narben bedeckt sind und durch langjährige Dienste gründliche Erfahrung gesammelt haben. Vielmehr werde ich lieber denn je ihren Lehren lauschen, die mir den sichersten Weg zum Ruhme und die kürzeste Methode zur gründlichen Erlernung des Handwerks weisen. Daraus ersehen Sie, lieber Camas, wieviel ich auf Ihre Lehren geben werde. Wenn ich sie erst befolgt habe, werde ich vielleicht das Lob verdienen, das Sie mir spenden.

Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich glaube, Sie durch dieses lange Gerede sehr gelangweilt zu haben, aber führen Sie es auf mein dreimonatliches Schweigen zurück und auf die aufrichtige Hochschätzung, mit der ich, liebster Freund, verbleibe

Ihr treuergebner Freund

Friderich.

48. An seinen Vater

Ruppin, den 10. Mai 1735.

Allergnädigster König und Vater,

Mein allergnädigster Vater wird nicht ungnädig nehmen, daß ich mir die Kühnheit nehme, an Ihn zu schreiben und an Ihn, als meinen recht gnädigen und treuen Vater, in aller Untertänigkeit und gebührender Submission mein Herz zu eröffnen. Man höret von allen Seiten schreiben, daß der Prinz Eugène von Wien den 2. dieses Monds abgegangen wäre und nun wohl bei der Armee sein möge; man schreibet auch, daß die Armee Ordre habe, sich zusammen zu ziehen und bei Bruchsal das erste Lager zu formieren, und soll also an keinen Stillstand zu gedenken sein; hergegen soll der Prinz Eugène gewiß Ordre vom Kaiser haben, den Feind zu attackieren. Bei diesen Umständen befindet sich noch, daß Alles, was junge Leute sind, so Ambition haben, Willens sind nach der Armee zu reisen, da der Prinz Karl[1] und der Prinz von Oranien[2] auch hingehen werden. Meinem allergnädigsten Vater ist bewußt, besser als ich es sagen kann, was vorjährige Kampagne für eine schlechte Kampagne gewesen ist, und kann mein allergnädigster Vater leichte schließen, was darher für Räsonnements über mich würden gemacht werden, wenn ich zu Hause bliebe. Kein Mensch würde glauben, daß es meines allergnädigsten Vaters Sein Wille wäre,

[1] Markgraf Karl, vgl. den Brief vom 8. September 1731. — [2] Wilhelm IV. (1711—1751); er erntete später im Kriege gegen die Franzosen wenig Ruhm.

denn die Welt ist genugsam informieret, daß mein allergnädigster Vater Seine Kinder zum Soldatenleben und zu brave Leute zu werden erziehet; so wird gewiß ein Jeder sagen, daß ich nicht darum angehalten hätte, und die faulen Tage zu Hause lieber genießen möchte, als die Fatiguen einer Kampagne, dar man auch darbei exponieret wäre, zu ertragen. Mein allergnädigster Vater, den, wenn ich es sagen darf, für den besten und getreuesten Freund halte, so ich auf Erden habe, sei so gnädig und bedenke um Gottes willen, wie mir bei solchen Räsonnements wird zu Mute werden; ja Er seie so gnädig und erinnere sich Seiner Jugend und, wie Er mir die Gnade gehabt selber zu erzählen, wie Er sich vor diesem Mühe gegeben hat, um von Seinem Herrn Vater die Permission zu erhalten, in Kampagne zu gehen[1]. Meine Ursache, die mich hierzu beweget, ist dieselbe, die mein allergnädigster Vater gehabt hat, die Ambition und die Begierde, durch Beiwohnung der Kampagne mich kapabler zu machen, als ich anjetzo bin, meinem allergnädigsten Vater zu dienen; ja, ich wäre nicht wert, daß ich die Gnade hätte, meines allergnädigsten Vaters Sohn zu sein, wenn ich keine Ambition hätte; ich wäre auch versichert, mein allergnädigster Vater würde es mir zum meisten verdenken, wenn ich mich nicht bei Ihm derentwegen meldete, zu dem ich anjetzo in den besten Jahren bin, da mir meine Leibes-Konstitution in keinen Fatiguen versaget. Jedoch bescheide ich mich Alles, was mein allergnädigster Vater mir befiehlet, und weiß sehr wohl den Gehorsam und die Submission, so ich Ihm schuldig bin, und daß ich Ihm nichts vorzuschreiben. Ich sakrificiere auch meinem allergnädigsten Vater Alles, meine Freude, meine Ambition, und was ich zum meisten auf dieser Erde wünsche, Er mache es Alles, wie Er ein gnädiges Wohlgefallen daran hat; ich weiß, daß Er tun wird, was zu meinem Besten ist, und werde ich in gebührender Submission, Liebe, Ehre und Treue Seinen Befehlen in allen Stücken gehorsamst nachleben . . .

49. An Wilhelmine

Ruppin, 11. August 1735.

Teuerste Schwester,

So steckst Du also inmitten einer russischen Armee[2], umringt vom ärgsten Barbarentum, das die Erde hervorgebracht hat. Wie ich Dich, Liebste, beklage, wie ich Deine Verstimmung nachfühle! Indessen hoffe ich, Du wirst bald erlöst sein, und

[1] Friedrich Wilhelm hatte 1706 und 1709 in den Niederlanden am Spanischen Erbfolgekrieg teilgenommen. Vgl. Werke Bd. I, S. 113 und 122. — [2] Ein russisches Heer unter Lacy, das die Österreicher am Rhein unterstützen sollte.

die Herren Barbaren werden sich nicht rühmen dürfen, lange Zeit Deutschlands größtes Kleinod in Besitz gehabt zu haben. Wie doch so manches anders wird in der Welt: die Frauen werden zu Amazonen, und die Männer bleiben in ihren vier Wänden[1].

Der König hält mich zum Narren, erst verspricht er mir alles Erdenkliche, dann hält er mir aber garnichts[2]; und das sichtlich mit vollendeter Gemütsruhe: er weiß ja nur zu gut, ich bin außerstande, einen Druck auszuüben, daß er sein Wort einlöse. Es geht ihm besser denn je, ich bin überzeugt, wenn Du ihn wiedersiehst, wirst Du bekennen, ihn seit zehn Jahren nicht so wohlauf gesehen zu haben[3]. Also morgen nach Wusterhausen! Das bedeutet für mich immer den unfreiesten, unerträglichsten und traurigsten Zustand von der Welt. Bete denn für eine arme Seele im Fegefeuer um recht baldige Erlösung . . .

50. An seinen Vater

Ruppin, den 30. August 1735.



Allergnädigster König und Vater, das feste Vertrauen, welches ich zu meines allergnädigsten Vaters gnädiger Vorsorge habe, dringet mich, an Ihn nochmalen zu schreiben, indem von allen Seiten die Zeitungen einlaufen, daß, weil nunmehro die Russen in die kaiserliche Armee eingerücket wären[4], der Prinz Eugène den Rhein passieren würde. Mein allergnädigster Vater kann leicht erachten, was mir das würde für eine Schande und krueller Chagrin sein, wenn ich bei solcher Gelegenheit, da gewiß was vorfallen würde, um zu sehen und zu profitieren, nicht dabei sein könnte. Meine einzige Ambition gehet darhin, mich zu meines allergnädigsten Vaters Dienst geschickter zu machen, und hätte ich meinen allergnädigsten Vater mit dieser Bitte nicht importunieren wollen, wenn nicht diese Zeitung gewiß gehört hätte, und welches

[1] Es ergibt sich aus den Memoiren der Markgräfin nicht, ob sie allein oder mit ihrem Gemahl das russische Heer besuchte. — [2] Friedrich Wilhelm hatte dem Kronprinzen versprochen, ihn auch 1735 am Kriege teilnehmen zu lassen; bei der kläglichen Kriegführung der Österreicher zog er sein Versprechen zurück und schlug seinem Sohn statt dessen eine „Lustreise" nach Ostpreußen vor. — [3] Vgl. den Brief vom 2. September 1734. — [4] 12000 Mann unter Lacy. Ihr Erscheinen wurde bedeutungslos infolge der bald darauf eröffneten und erfolgreichen Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und Österreich.

mir konfirmieret, daß der Fürst von Dessau hingereiset ist. Mein allergnädigster Vater nehme mir diese Freiheit um Gottes willen nicht ungnädig, sondern bedenke nur, daß ich ein junger Mensch bin und, wenn ich anjetzo nicht Lust was zu lernen hätte, es darnach mit mir würde zu spät werden, wenn ich alt werde[1].

51. An seinen Vater

Marienwerder, den 27. September 1735.

Allergnädigster König und Vater,

Gestern bin ich hier nach Marienwerder angekommen und habe heute die zwei hiesigen Kompagnien besehen[2], zu sagen des Oberst-Leutenants Meier und Rittmeisters Hans; sie sind alle beide recht hübsch, und ohngeachtet sie von Mannschaft und Pferden nicht extraordinär groß sind, so sind es schöne, wohl dressierte Kerls und ein schöner Schlag von gedrungenen Pferden. Die Kerls reiten wie die Puppen und habe ich sie sehen die Schwenkungen machen. Der Oberst-Leutenant Meier hat schöne Rekruten, zwei Flügelmänner, davon der eine, welcher ein Pole ist, wohl nicht weit von sechs Fuß haben wird; des Rittmeisters Hans Kompagnie hat auch hübsche Rekruten, auch einen Flügelmann, welcher hier in Preußen zu Hause gehöret, und ist ein junger Kerl, welcher aber wohl nicht viel über elf Zoll hat. Ich habe ihre jungen Pferde auch gesehen, welche recht schön und gut bei Leibe sind; einige Leute sahen was blaß aus, und kommt es daher, daß die rote Ruhr hier grassieret hat. Uebrigens kann ich meinem allergnädigsten Vater alleruntertänigst versichern, daß bei guter Ordnung und Proprété bei dem Regiment nichts fehlet, und daß sie keine Ursache haben, sich vor künftiger Revue zu fürchten. In dem polnischen Preußen siehet es grausam wüste aus[3]; man siehet nichts als Weiber und einige Kinder, und sollen die Leute sehr flüchten. Ein Detachement von fünfundzwanzig Dragonern von dem sächsischen Arnstedtischen Regimente ist mir begegnet, welches auf Exekution nach Danzig marschierte; die Pferde waren in ziemlichem Stande, aber sie haben Füchse, Schecken und Braune dabei, und sahen die Leute nicht gut aus . . .

[1] Der König lehnte das Gesuch Friedrichs am 6. September ab: es würde in diesem Jahr nichts Rechtes mehr vorfallen und Zeuge kaiserlicher Inaktion zu sein, wäre nicht eben glorieux für einen Kronprinzen von Preußen. Dafür schlug er ihm vor, „eine Lustreise nach Preußen zu tun, um die dortige Ökonomie und Landesart zu examinieren". — [2] In Marienwerder stand ein Teil der Schlippenbach-Kürassiere. — [3] Im polnischen Erbfolgekrieg, auf den sich auch der nächste Satz bezieht.

52. An Grumbkow

Königsberg, 9. Oktober 1735.

Hochverehrter General,

... Ich bin Ihnen sehr verbunden für alle Nachrichten, die Sie mir freundlichst zukommen ließen. Ohne von Pöllnitz'[1] Charakter zu sprechen, muß man doch sagen, daß er viel Geist besitzt und allem, was er schreibt, eine hübsche Wendung zu geben weiß ... Von meiner Reise will ich Ihnen in kurzem sagen, daß ich ganz Preußen besichtigt habe. Ich habe seine guten Seiten und andrerseits auch sein nacktes Elend gesehen. Entschließt sich der König nicht, gegen Neujahr die Magazine[2] zu öffnen, so können Sie darauf rechnen, daß die halbe Bevölkerung verhungert; so schlecht ist die Ernte in den beiden letzten Jahren gewesen. In meinen ersten Briefen an den König habe ich nur einen flüchtigen Bericht gegeben, aber nach Beendigung der Reise und nach Besichtigung der ganzen Provinz habe ich meine Meinung ehrlich gesagt, so wie ich sie vor Gott sagen würde. Ich erhalte einen Auftrag, soll die Dinge prüfen und darüber berichten: beginge ich da nicht Verrat am König, am Lande, an meinem Gewissen und an meiner Ehre, wenn ich nicht frei von der Leber redete und alles so sagte, wie es mir erschienen ist? Das habe ich auch mit gebührendem Respekt getan und dem König am Schluß meines Briefes versichert, wenn ich falsch berichtet oder getäuscht worden sei, so verlangte ich nichts mehr, als von ihm belehrt zu werden. Ich habe mir nicht anders raten können; nachher soll man nicht klagen, ich ginge nicht ehrlich zu Werke, einerlei, ob es gefällt oder nicht. Darüber bin ich ganz beruhigt und baue meine Sicherheit auf die Ehrlichkeit meiner Absichten.

Soviel von der Wirtschaft! Da ich aber weiß, daß Sie vielleicht erfahren möchten, was hier Neues passiert, so will ich Ihnen erzählen, was mir bisher am interessantesten erschienen ist. Ich bin gestern abend ziemlich spät hier angekommen und habe mich zur Ruhe begeben. Heute war ich in der Schloßkirche, die sehr voll war, dann bei der Parade, zu der ich getragen wurde, denn ich habe wohl keinen Schritt zu Fuß getan. Bei der Rückkehr begegne ich ein paar hundert Berittenen, lauter Polen, die ihre Pferde Kunststücke machen ließen; die Pferde sämtlich von vorzüglicher Rasse und von den größten Schmutzfinken der Welt geritten. Kurz darauf kam König Stanislaus[3] in Kattes[4] Wagen aus der Messe. Wir haben uns große Reverenzen gemacht

[1] Karl Ludwig Freiherr v. Pöllnitz (1692—1775) wurde 1740 Friedrichs Vorleser und starb als Theaterdirektor. Er war ein unsteter, unruhiger Geist; dreimal wurde er katholisch, zweimal reformiert. — [2] Die staatlichen Getreidemagazine. — [3] Stanislaus Leszczynski von Polen, der Schwiegervater Ludwigs XV., damals schon ein König ohne Land, erhielt in den Wiener Verträgen von 1735 und 1738 Lothringen, das nach seinem Tode (1766) an Frankreich fiel; vgl. Werke Bd. I, S. 153 ff. — [4] Generalleutnant Hans Heinrich von Katte, Chef der Angerburger Kürassiere, der Vater von Friedrichs Jugendfreund.

und jeder ist dann weitergezogen. Seinem Wagen folgte ein Dutzend andre, in denen polnische Herren und Damen saßen, häßliche Affen und Äffinnen. Heute mittag ließ er mir durch den Grafen Oginski und den Abbé Langlois[1] aufwarten. Es wäre gegen alle Regeln gewesen, hätte ich sie nicht zu Mittag dabehalten, was auch geschehen ist. Am Nachmittag erschien Graf Tarlo (nicht der, den Sie kennen, sondern sein Neffe), der Konföderationsmarschall, mit der ganzen Konföderation, um mir eine tiefe Verbeugung zu machen. Das sind keine Leute wie jene, die Sie in Dresden gesehen haben; sie verstehen, mit geringen Ausnahmen, nur polnisch und starren von Fett und Schmutz. Ich hielt ihnen eine Ansprache, an der nichts fehlte und versicherte ihnen, mein Vater, der König, sei sehr für ihre Freiheit eingenommen und wünschte nichts mehr, als daß sie während des Aufenthalts in seinen Staaten zufrieden sein möchten; wenigstens war ich berechtigt, dies zu sagen, und es ist ja auch nur eine Höflichkeit. Morgen werde ich das Regiment von Holstein[2] sehen und bei der Alten[3] speisen; König Stanislaus wird auch da sein. Darüber werde ich Bände schreiben können und nicht bloß Briefe. Ich verspreche Ihnen noch einen Brief voller Anekdoten. Leben Sie wohl, lieber General; danken Sie mir etwas für diesen und seien Sie versichert, daß ich mit größter Hochachtung bin

Ihr getreuer Freund

Friderich.

53. An Grumbkow

Ruppin, 10. November 1735.

Hochverehrter General,

Ich habe die Nachrichten, die Sie mir gütigst mitteilten, gelesen und verbrannt. Ich muß gestehen, diese Präliminarartikel[4] und die Grundlage der Sache sind in so tiefes, geheimnisvolles Schweigen gehüllt, daß man unmöglich dahinterkommt. Man fragt sich: steht es wirklich so, oder ist es nur eine Erfindung des Wiener Ministeriums? Und doch kann ich nicht glauben, daß eine so ausführliche Nachricht frei erfunden ist. Über dies Thema kann jedermann seine Glossen machen. Man kann eine Unmenge wahrscheinlicher und wohlbegründeter Dinge dafür und dagegen ins Feld führen. Es ist wie bei den Religionen, und ich bin begierig zu erfahren, welcher von beiden Teilen aus dem Durcheinander von Widersprüchen, mit denen

[1] Französischer Gesandter bei Stanislaus. — [2] Friedrich Wilhelm, Herzog von Holstein-Beck. — [3] Wohl seine Gemahlin, geb. Gräfin Dohna. — [4] Wiener Friede von 1735; vgl. die Anmerkung zum Brief vom 12. November.

sich diese Unterhandlung behaupten oder bestreiten läßt, richtigere Schlüsse gezogen hat.

Diese Wißbegier wird ja nach ein paar Posttagen gestillt werden. Wie schön wäre es, wenn es ebenso mit all den Religionssystemen stände! Über die Sicherheit und Wahrheit ihrer Grundlagen wird man sich erst klar, wenn man stirbt. Behält in den politischen Kombinationen einer von beiden Teilen unrecht, so kann er ein andermal logischer denken, seinen Irrtum einsehen und sich bessern; irrt man aber in Glaubenssachen nur um Haaresbreite, so werden unsre Sophismen mit ewigen Flammen bestraft, und das geringste schiefe Argument kostet uns die endlosen Qualen der Verdammten. Daraus ziehe ich den Schluß: um recht politisch zu verfahren, muß man alle Punkte seiner Religion aufs genauste prüfen und sich vom Zweifel leiten lassen, um Irrtum und Vorurteile zu meiden und der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Hat man hierauf das gewählt, was einem als das Richtigste und Vernünftigste vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes erscheint, so muß man frühzeitig daran glauben und sich im übrigen auf die Barmherzigkeit des Schöpfers verlassen. Ich bin, hochverehrter Herr General, mit größter Hochachtung Ihr stets getreuer Freund und Diener

Friderich.

54. An Grumbkow

Ruppin, 12. November 1735.

Hochverehrter General,

Gestern abend erhielt ich die Staffette, die Sie mir liebenswürdigerweise schickten. Ich spreche Ihnen meinen besten Dank dafür aus. Die Artikel[1] sind ungefähr so, wie man es uns gesagt hatte; ich bin sehr erstaunt, daß Frankreich als Sieger dem Kaiser keine härteren Bedingungen auferlegt hat als die der Präliminarien. Die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion erstaunt mich sehr; noch mehr aber nimmt es mich wunder, daß fast alle Abmachungen sich auf Italien beziehen und daß vom Norden ebensowenig die Rede ist, als wäre der Kriegsbrand nicht dort zuerst ausgebrochen!

Man sieht klar und deutlich, daß Frankreich im Verlauf dieses Krieges nur bestrebt war, das Gleichgewicht in Italien herzustellen, und daß ihm die polnischen

[1] Die Wiener Friedenspräliminarien, die den polnischen Erbfolgekrieg beendeten. Die Pragmatische Sanktion von 1713 hatte bestimmt, daß Kaiser Karl VI., wenn männliche Nachkommen fehlten seine Töchter folgen sollten. Österreich gab im Wiener Frieden Neapel und Sizilien auf und erhielt Parma und Piacenza; in Polen wurde Österreichs Kandidat, Friedrich August III. von Sachsen als König anerkannt, Frankreichs Schüsling Stanislaus mit Lothringen abgefunden; vgl. Werke Bd. I, S. 153 ff. und 234 ff.

Ereignisse wenig am Herzen lagen. Ich gestehe, daß ich mit seinem Verhalten sehr unzufrieden bin; es wird allgemein Mißbilligung finden. Erst verpfändet es seine Ehre, um die Sache Polens zu verfechten, die republikanische Freiheit zu beschirmen und Stanislaus auf den Thron zu heben, und in seinem Manifest bei der Kriegserklärung versichert es in unzweideutigen Ausdrücken, es wolle keinen Zollbreit erobern und nur die Wahl des Schwiegervaters[1] durchsetzen. Durch diesen Friedensschluß gibt sich Frankreich ein offenes Dementi; es nimmt die Maske ab, trifft in unverzeihlicher Treulosigkeit ein Abkommen mit der Königsberger Konföderation und unterzeichnet zugleich die Präliminarien in Wien!

Ich bin so empört darüber, daß ich von dem bevorstehenden Kongreß nichts mehr hören will. Ich würde mich nur ärgern über Dinge, die zu ändern nicht in meiner Macht steht, und mich über die Torheiten andrer aufregen. Man hat genug an die eignen zu denken, zumal in meinen Jahren, wo sie häufiger sind als im vorgeschrittenen Alter. Ich habe eben Turenne in der Schlacht von Achern[2] fallen sehen, und mein Geist ist noch ganz voll von diesem tragischen Ereignis, das mich sicherlich zu einer großen moralischen Schlußfolgerung führen könnte. — Haben Sie aber keine Angst, lieber General, ich erspare sie Ihnen, und wenn ich Sie langweile, so nur mit zwei Worten, um Ihnen zu sagen, daß ich mit größter Hochachtung, verehrter General, Ihr stets getreuer Freund bin.

Friderich.

55. An Grumbkow

Ruppin, 15. November 1735.

Hochverehrter General,

Ich war höchst erbaut von dem sehr schönen christlichen Brief, den Sie mir zu schreiben die Güte hatten[3]. Sicherlich würde es selbst der Papst mit dem Beistand seiner siebzig Kardinäle[4] nicht besser machen. Wäre ich noch zu bekehren, so käme Ihnen die ganze Ehre meiner Bekehrung zu. Aber Gott sei Dank! Wir haben die gleiche Religion und weichen nur in einigen Kleinigkeiten von einander ab, die für die Seligkeit nicht in Betracht kommen ...

Was die Moral betrifft, so ist die des Kardinals Fleury[5] nicht so gesund wie die Ihre; denn durch die Unterhandlung in Wien und den Königsberger Vertrag hat

[1] Vgl. Brief vom 9. Oktober 1735. — [2] Diese Schlacht vom 27. Juli 1675 zwischen Franzosen und Österreichern wird heute nach dem Orte Sasbach benannt. Henry Vicomte de Turenne war einer der bedeutendsten Heerführer Ludwigs XIV. — [3] Grumbkow hatte dem Kronprinzen in Beantwortung des Briefes vom 10. November am 13. November geschrieben, daß nur die reformierte Religion ihm völlige innere Ruhe verleihen könnte. — [4] Die Zahl der Kardinäle wurde von Sixtus V. 1586 auf 70 festgesetzt. — [5] Kardinal Fleury war 1726 bis 1743 Frankreichs Prinzipalminister.

er eben eine Probe der abgefeimtesten Betrügerei abgelegt, die je ein Minister vollbracht hat. Aber denken Sie an mich: Sie werden sehen, daß er Frankreich durch diese Treulosigkeit mehr schaden als nützen wird[1]. Wer wird Leuten trauen, die ihre eignen Erklärungen fälschen und als Bürgen der Freiheit Polens auftreten, aber diese Bürgschaft nur zum Vorwand nehmen, um die eigne Größe zu mehren? Und wie kann der Kaiser sich auf die Bürgschaft der Pragmatischen Sanktion verlassen, die sie ihm geben, wo sie sich nicht im geringsten um die Verwirklichung der polnischen Bürgschaft bemühen? Halten Sie das bitte zusammen, und Sie werden mit mir zu dem Schluß kommen, daß der Kaiser eine ungerechte Sache[2] unternommen, sie aber seinen Verpflichtungen getreu ausgeführt hat, während Frankreich die gerechte Sache der Wahl von Stanislaus vertrat, sie aber nur benutzte, um seine Intrigen und sein unersättliches Vergrößerungsbedürfnis zu bemänteln, jedoch keiner seiner Verpflichtungen gegenüber der Republik nachkam.

Beiliegend schicke ich Ihnen die Briefe zurück, die Sie mir gütigst zusandten; aus Besorgnis, mich zu irren, habe ich keinen einzigen ausgelassen. Ich danke für diese ganze Politik, die wahrlich eines Kardinals und jedes Ehrenmannes unwürdig ist; ich werde stets die befolgen, meinen Freunden und Verpflichtungen treu zu sein. Man betrügt nur einmal und nicht wieder. Aus meiner Politik werden Sie schließen — wie ich aus Ihrer Predigt —, daß ich nie die Hochachtung und Freundschaft vergessen werde, mit der ich, hochverehrter General, bin

Ihr stets treuergebner Freund

Friderich.

56. An Grumbkow

Ruppin, 18. November 1735.

Hochverehrter General,

Mit größter Pünktlichkeit bemühen Sie sich, mich über alles, was die Präliminarien betrifft, auf dem Laufenden zu erhalten. Tausend Dank dafür! Ich wünschte nur, der Inhalt entspräche mehr meiner Auffassung. Beiliegend erhalten Sie alle Schriftstücke, die Sie mir über den Gegenstand zugesandt haben, nebst der französischen Bibliothek, die ich von Anfang bis zu Ende durchstudiert habe. Die

[1] Frankreich hatte den Krieg angeblich unternommen, um Stanislaus den polnischen Thron zu erhalten und ihn dann im Frieden preisgegeben: er erhielt Lothringen, das nach seinem Tode († 1766) an Frankreich fallen sollte; vgl. Werke Bd. I, S. 153 ff., den Brief vom 9. Oktober 1735 und die Äußerung im Antimachiavell Werke Bd. VII, S. 73 f. — [2] Die Erhebung des Kurfürsten von Sachsen auf den polnischen Thron.

„Adieux de Mars“[1] sind sehr hübsch ersonnen; Geist und Geschmack herrschen im ganzen Buche; nur wünschte ich, der Verfasser wäre mehr Poet. Seine Verse schmecken zu sehr nach Prosa, manche sind etwas platt; im übrigen sind die Gedanken gut und richtig.

Bei der Lektüre fand ich eine Stelle aus dem Leben des Kaisers Julian[2], in der ich meine Sendung nach Preußen beschrieben glaube. Es heißt da: „Der Kaiser[3] wollte nichts andres aus ihm machen als ein Phantom in Purpur, das den Heeren voranziehen und das Bild des Herrschers von Stadt zu Stadt zur Schau stellen sollte.“ Wenn Sie das lesen, denken Sie bitte an meine Reise, zu welchem Zweck ich sie machen sollte, und an die Figur, die ich in Preußen gespielt habe: Habe ich nicht den Vorläufer gespielt? Habe ich nicht der Armee und den Behörden mit Donnerstimme verkündet, daß ihr König lebt, daß er in Bälde kommen wird, um sie mit dem Blitz zu treffen oder freizusprechen? . . .

57. An Manteuffel[4]

Ruppin, 18. März 1736.

Mein lieber Blinder,

Ich stehe mit zwei Briefen in Ihrer Schuld und beantworte sie pflichtgemäß. Entsinnen Sie sich gütigst, daß der erste sich um den Unterschied zwischen der christlichen und heidnischen Moral drehte, und der zweite um Herrn Formey[5] und die Erscheinung, die Paulus[6] hatte.

Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Meinung über die heidnische Moral gar nicht teile. Ich glaube Ihnen die Mängel der angeblichen heidnischen Tugenden anführen zu können. Zur Unterdrückung der Zwistigkeiten, die im Schoß der Gesellschaft entstehen, muß man gewisse Grundsätze aufstellen. Sind die Mitglieder der Gesellschaft von ihnen tief durchdrungen, so zügeln sie die Leidenschaften, die die Gesellschaft auseinandersprengen wollen. Das ist die Grundlage der heid-

[1] Vom Marquis Le Franc de Pompignan. — [2] Julian Apostata (361—363). — [3] Constantius (350—361), der seinen Vetter Julian als Stellvertreter nach Gallien gesandt hatte. — [4] Ernst Christof Graf von Manteuffel (1679—1749) zog nach dem Rücktritt von seinem kursächsischen Ministerposten 1731 nach Berlin, blieb aber in geheimer Verbindung mit seinem Hof. Friedrich brach daher die 1735 mit ihm angeknüpfte Korrespondenz bald ab. 1740 verwies er ihn bei Ausbruch des Krieges aus Preußen. In ihrem Briefwechsel wurden häufig philosophische Fragen erörtert; um nicht als Schulmeister zu erscheinen, bezeichnete sich Manteuffel als Quinze-Vingt, einen der 300 Blinden des Pariser Hospitals; er wollte damit sagen, daß alles Belehren und Aufklären ihm, dem Blinden, fernliegen müßte. — [5] Formey (1711—1797), Prediger, seit 1748 Sekretär der Akademie der Wissenschaften. — [6] Apostelgeschichte, Kap. 9.

nischen Moral, die nur auf Erhaltung der Gesellschaft abzielt. Alle antiken Philosophen werden Ihnen entweder diesen Grundsatz oder einen maßlosen Hochmut offenbaren, der sie eine Fratze von Tugend konstruieren ließ, damit sie sich über ihre Mitbürger erheben konnten. Ich habe den Namen des Philosophen vergessen, der die tiefste Armut zur Schau trug und stets in Lumpen gehüllt erschien[1]. Darum sagte der weise Sokrates, der Hochmut blickte ihm durch die Löcher seines Gewandes. Aber halten wir uns nicht an solche kleinen Geister; greifen wir die Sonne des Heidentums selbst an.

Um Sie zu meiner Meinung zu bekehren, muß ich schlagende Gründe anführen, die Ihnen eine Erwiderung abschneiden. Sokrates, der große Philosoph, der edle Mann, das Orakel seiner Zeit, von dem Plato sagte, er rechne es zu den drei Wohltaten, die ihm die Götter erwiesen hätten, daß er zur Zeit des Sokrates[2] geboren sei, — derselbe Sokrates, der uns einerseits so tugendhaft erscheint, kommt mir andrerseits höchst lasterhaft vor, wenn ich seine schamlose Neigung zu dem jungen Alkibiades betrachte[3]. Heißt das nicht offenbar, menschlich-allzumenschlich sein, und verdunkelte das Laster den Glanz seiner Tugenden nicht beträchtlich? Nach alledem wundre ich mich nicht mehr über das Keifen Xantippes und die Geduld, mit der Sokrates es ertrug. Er fühlte, daß er sie beleidigt hatte; somit zwang ihn seine Vernunft, die üble Laune seiner Frau zu dulden, gewissermaßen als leichte Strafe für die ihr zugefügte Kränkung.

Ich komme zum jungen Kimon[4], einem Helden, der diesen Namen mehr verdient hätte als irgendeiner, den das Altertum gepriesen hat, hätte er seine Schwester nicht aus Hochmut gehindert, einen Mann zu heiraten, der durch sein Vermögen beide aus den Schulden befreien konnte. Kurz und gut, es gibt unter den Heiden keinen Helden, dessen Tugenden nicht durch Laster und auffällige Schwächen beeinträchtigt worden wären.

Nun brauche ich nur noch zu beweisen, daß die weisen Lehrer der christlichen Moral die Heiden übertreffen oder ihnen mindestens gleichstehen. Allerdings gehen beide, die christliche wie die heidnische Moral, auf die Erhaltung der Gesellschaft aus; aber die Christen üben die ihre aus edleren Motiven oder sollten es doch tun. Wer uns gebietet, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, scheint mir sehr hoch zu stehen. Aber betrachten Sie den Gott, den ich anbete! Welch wundervolle Harmonie von Eigenschaften, die er alle in hervorragendem Maße und in unendlicher Vollkommenheit besitzt! Seine Weisheit springt bei allem und in all seinen Werken in die Augen. Jedes denkende Wesen muß sich seiner Güte bewußt sein: verdanken wir ihr doch unser Dasein und alles Gute, das uns begegnet. Seine Gerechtigkeit offenbart sich durch gewisse Strafen, die dem Verbrechen stets nachfolgen. So wird die Grausamkeit

[1] Vermutlich meint Friedrich Antisthenes, den übrigens von Sokrates stark beeinflußten Stifter der zynischen Schule. — [2] Sokrates lebte 470—399, Plato 427—347 v. Chr. — [3] Diese Auffassung ist bekanntlich unhistorisch; der Verteidigung der Xantippe wird man freilich aus mancherlei Gründen zustimmen müssen. — [4] Kimon, der streng konservative Sohn des Miltiades († 449 v. Chr.).

durch den Abscheu und Widerwillen bestraft, den wir gegen solche Ungeheuer empfinden usw. Kurz, die Betrachtung dieser Vollkommenheiten ist ein vollendeter Moralkursus, der durch die Schönheit und Reinheit seiner Lehren liebenswert ist und uns zu ihrer Befolgung anspornt. Gehen wir nun zu Beispielen über.

Welche Todesverachtung zeigte der heilige Stephanus, als er, unter den Steinwürfen seiner Feinde zusammenbrechend, seinen Henkern verzieh und mit aller erdenklichen Standhaftigkeit starb[1]. Welchen Edelmut bewies Ludwig XII. von Frankreich[2], der bis dahin Herzog von Orleans gewesen war, als er auf den Thron gelangte! Ein Höfling riet ihm, die zu züchtigen, die vor seiner Thronbesteigung seine Gegner gewesen waren; da sprach er die denkwürdigen Worte, die es wert sind, der Nachwelt übermittelt zu werden: „Ein König von Frankreich erinnert sich der Beleidigungen nicht, die dem Herzog von Orleans zugefügt wurden". Diese Gesinnung ist um so größer, als er die Macht besaß, seine Rache zu befriedigen.

Bewundern Sie nicht die Standhaftigkeit Philipps von Comines[3] im Kerker? Als er sich von aller Welt verlassen sah, faßte er sich hochherzig und sagte: „Wenn ich Trübsal erleide, so schickt sie mir Gott". Damit drückte er die Unterwerfung aus, die wir dem höchsten Wesen schulden. Wie schön ist es doch, Gott unsern Willen, unsre Freuden, unser Glück zu opfern, wenn er sie uns raubt.

Zur Zeit Karls V.[4] war ein Mann namens Bureau de la Rivière sein Hofmarschall und Günstling. Auf Karl V. folgte Karl VI. Böswillige bezichtigten Bureau de la Rivière[5] des geheimen Einverständnisses mit England[6]. Der König schenkte ihnen Glauben und war im Begriff, den würdigen Mann dem Neid seiner Feinde zu opfern. Aber der Marschall von Clisson[7], ein rechtschaffener, unbestechlicher Mann, der übrigens La Rivière den Marschallsstab verdankte, sagte in edler Selbstgewißheit dem jungen König die Wahrheit, die zu hören dieser wenig gewohnt war. Gleichwohl hatte seine edle Absicht den erhofften Erfolg und La Rivières Unschuld wurde anerkannt.

Sehen Sie in Catinat[8] die Tugenden eines Weisen mit allen Talenten eines tapferen Kriegers vereint. Welche Mäßigung für einen Mann an der Spitze eines Heeres, der auf den ersten Befehl hin die unumschränkte Macht mit einem anderen teilt und seinem Herrn trotzdem mit allem Eifer und aller Anhänglichkeit eines treuen Untertanen weiter dient!

Ich wage Ihnen garnicht das Beispiel einiger Lehrer oder Theologen der alten Kirche zu nennen, die bei den Christen das sind, was die Philosophen für die Heiden

[1] Apostelgeschichte, Kap. 7, Vers 58, 59. — [2] König Ludwig XII., 1498—1515. — [3] Philippe de Comines (1445—1509), dessen berühmte Memoiren Friedrich wiederholt erwähnt, wurde aus politischen Gründen einige Jahre gefangen gehalten. — [4] König Karl V. von Frankreich, 1364 bis 1380, Karl VI., 1380—1422. — [5] Bureau de la Riviere, oberster Kammerherr unter Karl V., fiel unter seinem Nachfolger in Ungnade († 1400). — [6] England lag damals mit Frankreich im „hundertjährigen" Krieg. — [7] Clisson († 1407) zeichnete sich im Krieg gegen die Engländer aus. — [8] Marschall Catinat (1637—1712) mußte im Spanischen Erbfolgekrieg sein bis dahin selbständiges Kommando 1702 nach einigen Mißerfolgen mit Villeroi teilen.

waren; denn Sie würden mir gleich einwenden, daß diese Leute bezahlt wurden, um fromm zu sein. Lassen wir also die Kirche beiseite. Um Ihnen aber ein Beispiel seltner christlicher Tugend zu nennen, brauche ich gar nicht in die Ferne zu schweifen. Wenn ich die Bescheidenheit dieses Mannes nicht zu verletzen fürchtete, würde ich den Namen nennen. Da dies aber der Fall ist, begnüge ich mich damit, Ihnen einige Züge anzuführen, die Sie hoffentlich mit ihm bekanntmachen werden.[1]

Dieser Mann ist zeitlebens an verschiedenen Höfen gewesen und hat keins ihrer Laster angenommen, wohl aber seine Tugend und Unbescholtenheit bewahrt. Ohne in den niedrigen Aberglauben des Pöbels herabzusinken, läßt er sich in seinem Glauben von Vernunft und gesundem Menschenverstand leiten. Er hat seinen Herren treu gedient und stets ihr Wohlwollen errungen. Bei dem letzten hat es er zu einer sehr hohen Stellung gebracht und die Pflichten seines Amtes mit aller gebührenden Würde erfüllt. Untadelhaft in allem und mitten im sieghaften Lauf seines Glückes verläßt er den Hof, weil er Stürme voraussieht, verachtet die Größe, deren Unbestand er kennt, und zieht dem blendenden Glanz des Prunkes und der Ehren ein stilles und arbeitsames Leben vor. Das ist aber noch nicht alles. Diesen Entschluß, den er nach reiflicher Erwägung gefaßt hat, führt er mit Festigkeit aus und genießt bis jetzt die Ruhe und die Reize des Privatlebens. Er nützt die Tage, die die Parze ihm spinnt, und genießt in weisem und glücklichem Müßiggang ein sicheres Glück als würdigen Lohn seiner hochherzigen Weltverachtung.

Voll Bewunderung für seine Tugenden und außerstande, an etwas andres zu denken, behalte ich mir die beiden anderen Punkte meines Briefes für das nächste Mal vor. Ich hoffe, mein lieber Blinder, Sie werden in diesem leicht hingeworfenen Bild einen Mann erkennen, den ich mit gutem Grunde hochachte, wie Sie es aus der eben gemachten Beschreibung ersehen. Müßten Sie darob auch erröten, ich kann nicht umhin, es Ihnen zu sagen . . .

Manteuffel hatte in einem Brief vom 22. März die Angriffe Friedrichs auf Sokrates und Kimon mit guten Gründen zurückgewiesen und versucht, seine Begeisterung für die von ihm genannten christlichen Helden etwas abzukühlen. Darauf erwiderte Friedrich:

58. An Manteuffel

Ruppin, 27. März 1736.

Mein lieber Blinder,

Ich sehe ein, daß ich nachgeben muß! Nachdem ich eine sicherlich gute Sache verfochten habe, bereite ich dem Heidentum den Triumph. Gestatten Sie trotzdem,

[1] Friedrich meint natürlich Manteuffel.

Ihnen ein letztes Mal zu bemerken, daß unser Disput uns beide nicht berührt. Denn sofern Sie nur von der heidnischen Moral sprechen und sie mit der unseren vergleichen wollen, ohne die Religion hineinzuziehen, ist die Sache erledigt und Sie haben recht. Wenn Sie mir aber gestatten, von der Religion zu sprechen, und wenn ich Ihnen die christliche Moral als Ausfluß Gottes darstelle — eines Gesetzgebers, der Solon, Lykurg und alle Weisen des Altertums unendlich übertrifft —, wenn ich Ihnen zeige, daß unser Heiland, der seine erhabene Morallehre selbst befolgte, für uns zum Vorbild und zugleich zur Lebensregel wird, so glaube ich, daß Sie gegen mein System nicht das geringste einwenden können, wofern Sie nicht den ganzen Glauben, den wir den alten Kirchenvätern verdanken, in seinen Grundlagen erschüttern wollen. Ich weiß, Sie denken nicht so; aber wenn jemand die Wahrheit des heiligen und makellosen Lebens unsres Heilands anzweifelte, so könnte man ihm entgegnen, daß man dann ebensowenig an die Geschichte des Sokrates zu glauben brauchte, die uns auf demselben Wege überliefert ist, nämlich durch Geschichtsschreiber, die uns beider Leben berichtet haben.

Glauben Sie ebensowenig, daß eine mißverstandene und abergläubische Religion mich veranlaßt, die großen Männer herabzusetzen, die uns das Altertum rühmt. Nein, durchaus nicht! Ich huldige der Tugend, wo ich sie finde, und gäbe es Helden jenseits des Nordmeeres, ich würde sie so hoch schätzen, wie ihre Tugend es verdient. Nur glaube ich, daß diese großen Männer nicht alle gleichwertig gewesen sind und daß die christliche Epoche uns auch einige liefert.

Ferner ist die Verderbtheit des Menschengeschlechtes so groß, daß sich bei gründlicher Prüfung der tugendhaftesten Menschen — so paradox es klingt — ergäbe, daß ihre Tugenden durch Laster genährt werden, oder, um mich deutlicher auszudrücken, daß das Laster die Vorbedingung ihrer glänzenden Außenseite und ihrer scheinbaren Tugenden ist. Wenn wir so über das nachdenken, was die Erfahrung uns lehrt, ist die Welt ungefähr stets die gleiche gewesen und wird es stets bleiben . . .

59. An Achard[1]

Ruppin, 27. März 1736.

Es ist mir ein Zeichen Ihrer besonderen Zuneigung, daß Sie sich so bemühen, mich über eine Sache aufzuklären, zu der ich, wie Sie leicht einsehen werden, nicht nur überredet werden möchte, sondern mir läge auch viel daran, von ihr überzeugt zu werden. Die Gründe, die Sie mir anführen, finde ich sehr triftig und gut. Aus

[1] Anton Achard (1696—1772) war seit 1724 Pastor an der französischen Kirche in Berlin. Friedrich schätzte ihn sehr und zog ihn gelegentlich zu Tisch. Das hier beantwortete Schreiben Achards liegt nicht vor.

allem, was Sie mir schreiben, ersehe ich, daß Sie entzückt sind, eine unsterbliche Seele zu besitzen. Und fürwahr, Sie haben allen Grund, damit zufrieden zu sein, wenn Sie Denken und Urteilskraft als Seele bezeichnen. Ihre Seele tut Ihnen viel Ehre an und trägt Ihnen den Beifall eines jeden ein.

Doch kommen wir zum Gegenstand Ihres Briefes. Ich frage Sie, ob Sie sich vorstellen können, was Denken ohne Organe ist, oder, um mich deutlicher auszudrücken, was ein Dasein nach der Vernichtung Ihres Leibes sein kann? Sie sind niemals tot; somit wissen Sie nur durch die allzu häufige traurige Erfahrung, was das Sterben ist. Wenn der Kreislauf des Blutes aufhört und die Säfte des Körpers erstarren und sich von den festen Bestandteilen absondern, sehen Sie, daß der Mensch tot ist, der einen Augenblick vorher noch am Leben war. Über solche Dinge lassen sich Betrachtungen anstellen; was aber aus dem Denken des Verstorbenen und aus dem wird, was ihn belebte, darüber läßt sich nichts sagen. Sie sind niemals tot, und da Sie leben, so schmeicheln sich Ihr menschlicher Stolz und Ihre Eitelkeit damit, die Vernichtung Ihres Leibes zu überleben. Ich will Ihnen ganz offen sagen, was ich glaube: Der Schöpfer hat uns in seiner Weisheit die Vernunft zum Gebrauch in verschiedenen Lebenslagen gegeben, in denen wir ohne sie nicht bestehen könnten, und es widerspricht der Gerechtigkeit Gottes ebensowenig, uns nach dem Tode völlig zu vernichten (denn wenn wir vernichtet sind, fügt er uns ja kein Leid zu), wie der Sünde den Eintritt in die Welt zu gestatten.

Im Verlauf Ihres Gedankenganges behaupten Sie etwas, das Geschickteren als mir sehr starke Waffen zu Ihrer Bekämpfung liefern könnte. Sie sagen nämlich, die Materie sei unendlich teilbar. Wenn Sie das zugrunde legen, können Sie sicher sein, daß man Ihnen das Gegenteil Ihrer Behauptung unwiderleglich beweist.

Ich lese gegenwärtig die „Metaphysik" des berühmtesten Philosophen unsrer Zeit, des gelehrten Wolff. Für ihn ist die Grundlage des Daseins und der Unsterblichkeit der Seele die Existenz von unteilbaren Wesen[1]. Er sagt (ich fürchte sehr, daß seine Beweiskraft in meiner Hand viel einbüßt, aber Sie können ja an der Quelle schöpfen), daß man bei unendlicher Teilung der Materie schließlich zu einem unteilbaren Punkte kommt. Teilen Sie diesen nun so oft, wie sich denken läßt, er wird schließlich unteilbar werden, sonst würden Sie ja nicht mehr teilen, sondern auflösen. Nun sagt er: Alle diese unteilbaren Wesen sind durch einen Willensakt Gottes auf einmal geschaffen worden. Meine Seele ist ein unteilbares Wesen. Da sie nun durch einen einzigen Willensakt Gottes auf einmal geschaffen worden ist und folglich keine Teile haben kann, die sich trennen lassen, so kann sie nur durch einen einzigen Akt seines Willens vernichtet werden. Ferner sagt er, die Materie und alle Körper bestünden aus unteilbaren Wesen, die aber von den andren verschieden sind. Wenn

[1] Dies sind die Monaden von Leibniz; Monaden, die nur sinnliche Empfindungen besitzen, waren ihm die untersten, solche, die reines Denken besitzen, die höchsten; hiernach ist der Schluß dieses Briefes zu verstehen.

diese unteilbaren Wesen sich trennen, so entsteht die sogenannte Zersetzung, aber diese Wesen selbst können nicht vernichtet werden, sondern nehmen nur andre Form und Gestalt an ...

60. An Suhm[1]

Ruppin, 14. April 1736.

Mein lieber Diaphanes,

Wie könnte ich Ihnen hinreichend für all die Mühe danken, die Sie sich mir zuliebe geben? Ich versichre Sie meiner herzlichen Dankbarkeit dafür. So bin ich denn schließlich mit Ihrer Hilfe bis zum einfachen und unteilbaren Wesen gelangt[2]. Ich bin entzückt von der Kraft von Wolffs Deduktion, und jetzt, wo ich mich nach dieser Art von Beweisführung zu bilden beginne, sehe ich ihre Stärke und Schönheit ein.

Ohne Ihre Bescheidenheit zu verletzen oder der Wahrheit zu nahe zu treten, kann ich versichern, daß ich Ihre Übersetzung vorzüglich gefunden habe. Denn ich will Ihnen gestehen, daß die Neugier mich trieb, mir das deutsche Original von Wolffs „Metaphysik" anzusehen, und ich habe es mit dem verglichen, was Sie mir freundlichst davon übersetzt haben: nirgends, finde ich, hat es durch die Übersetzung gelitten. Sie mögen mich überzeugen können (Sie besitzen die Gabe dazu), die deutsche Sprache habe ihre Schönheit und ihre Energie; aber Sie werden mir nie beweisen können, daß sie so wohllautend ist wie die französische. Und selbst wenn Ihnen das gelänge, so hätte ich stets einen starken und, wie ich meine, zureichenden Grund[3], um Ihnen begreiflich zu machen, daß ich Wolffs Werk lieber auf französisch lese. Es ist dieser: ist doch die Übersetzung stets von Ihren Briefen begleitet, und ich bin entzückt, wenn ich irgendein Geistesprodukt eines Mannes sehe, den ich ebenso liebe wie schätze. Ja, mein lieber Suhm, ich will Ihnen kein schlechtes Kompliment machen, aber ich versichere Ihnen, ich entdecke so viel Reize an Ihrem Geist und in Ihrer Unterhaltung, daß, wenn Sie sich entschlössen, nur noch Chinesisch zu sprechen und zu schreiben, ich imstande wäre, es zu lernen, um an Ihrer Unterhaltung teilnehmen zu können und Ihnen zu zeigen, daß ich jede Sprache auf Erden lernen würde, um Ihnen mit größerem Nachdruck zu sagen, wie wert Sie mir sind, und mit welcher wahrhaften Hochschätzung, liebster Diaphanes, ich bin

Ihr treuergebener Freund

Friderich.

[1] Ulrich Friedrich v. Suhm (1691—1740) war 1720—1730 kursächsischer Gesandter in Berlin und trat in dieser Zeit dem Kronprinzen nahe; 1736 wurde er nach Petersburg versetzt; gleich nach seinem Regierungsantritt wollte Friedrich ihn zu sich ziehen; doch starb Suhm auf der Reise von Rußland nach Berlin. Friedrich nannte ihn seines zarten Aussehens wegen Diaphanes, griechisch διαφανής, durchscheinend. — [2] Suhm übersetzte für Friedrich Christian Wolffs Metaphysik ins Französische; auf dessen Philosophie spielt dieser Satz an. — [3] Der Satz vom zureichenden Grunde ist eines der Elemente der Wolffschen Philosophie.

61. An Grumbkow

Ruppin, 24. April 1736.

Hochverehrter General,

Welche neue Dankesschuld fügen Sie zu der alten hinzu, und welchen Ruhm werden Sie sich erwerben, indem Sie sich hochherzig zum Verteidiger Wolffs[1] und der Vernunft machen! Der Beginn eines solchen Werkes kam Ihnen zu, und ich glaube, Sie können es nie besser vollenden, als indem Sie den König bewegen, Reinbeck[2] mit Lange[3] disputieren zu lassen: ein einziges Argument des ersteren wird den Heuchler entlarven. Fechten Sie Ihre Sache durch, so retten Sie unser ganzes künftiges Geschlecht vor der Barbarei und Unwissenheit, in die übertriebener Aberglaube und falscher Eifer es fast gebracht hätten. Welchen Segen dürfen Sie nicht vom Himmel dafür erwarten, daß Sie unserm Volke die Freiheit gewahrt haben, seinen Schöpfer durch die Vernunft kennen zu lernen, die er ihm gegeben hat, damit es sich überzeugen und überreden lassen kann, daß dies Wesen allein anbetungswürdig ist durch die Weisheit seiner Ratschlüsse. Hat Gott doch alle Kreaturen so weise geschaffen, daß sie unbedingten Notwendigkeiten unterworfen sind, und von Ewigkeit her alles bestimmt, was in der Welt geschehen soll, sodaß nichts ohne seinen Willen geschieht, und daß er stets seinen hinreichenden Grund bei allem hat, was er geschehen läßt[4]. Wolffs Philosophie ist es, die mich in den ungeheuren, alles verschlingenden Abgrund der Tiefe Gottes hineinzieht; sie gibt mir einen großartigen Begriff von dem weisen und mächtigen Weltenschöpfer; sie zeigt, daß sein Wirken grenzenlos ist, und daß seine Weisheit sich im geringsten Insekt ebenso vollkommen zeigt wie in einem Planeten.

Ist der ein Atheist, der mir beweist, daß Gott alles aus Vernunft geschaffen hat und nicht aus Laune, und daß es nur von uns abhängt, die Vernunft aufzufinden, die in allen Dingen liegt und ohne die nichts sein kann? Wolff hat mich von vielem überzeugt, über das ich im Zweifel war, und wenn man ihm nach meiner Bekehrung den Prozeß macht, so sieht man sonnenklar, daß das, was Lange am Herzen liegt, nicht Gottes Sache ist, sondern

„Wer Herrn Cotin nicht liebt und ehrt,
Hält weder Gott noch König wert!“[5]

[1] Christian Wolff (1679—1754) war von König Friedrich Wilhelm I. 1723 aus Halle vertrieben worden; 1736 wurde ein vergeblicher Versuch gemacht, den König zu seiner Rückberufung zu bewegen; 1739 versuchte Friedrich Wilhelm selbst, ihn für Frankfurt a. O. zu gewinnen, aber Wolff hatte zu Lebzeiten des Königs Bedenken. — [2] Johann Gustav Reinbeck (1683—1741), Konsistorialrat und Propst an der Berliner Petrikirche. — [3] Joachim Lange (1670—1744), Professor in Halle, Wolffs Hauptgegner. — [4] Hier zeigt Friedrich sich ganz als Schüler Wolffs. — [5] Aus Boileaus Gegenschrift gegen den „Fürsten“ von Machiavelli; vgl. Werke Bd. VII, S. 45.

Übrigens ist Lange nicht der erste, der seiner Sache ein religiöses Mäntelchen umgehängt hat. Es ist bei den frommen Heuchlern seines Schlages gang und gebe, ihren Eigennutz, ihren Haß und ihre Rachsucht mit der erhabenen Sache Gottes und dem Heil der Religion zu bemänteln. Doch basta! Für diesmal habe ich genug gesagt. Es bleibt mir nur die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung, mit der ich, hochverehrter General, verbleibe

Ihr treuergebner Freund

Friderich.

62. An Suhm

Berlin, 28. Mai 1736.

Mein lieber Diaphanes,

Ich danke Ihnen vieltausendmal, daß Sie mir die Fortsetzung von Wolff geschickt haben! Sie bereiten mir durch dies Studium so viel Freude, daß ich außerstande bin, meine Dankbarkeit in Worte zu fassen.

Wir exerzieren uns hier Tag für Tag halbtot und erreichen damit doch nichts; denn heute hat das Regiment des Prinzen Heinrich[1] Revue gehabt, und obwohl es Wunder vollbracht hat, war der König doch nicht zufrieden. Ja er hat sogar plötzlich eine unzufriedene Miene aufgesetzt, die alle Welt verdroß. Sagen Sie mir einen zureichenden Grund[2] für seinen Unwillen. Ich kann ihn weder in ihm noch außer ihm finden und schreibe die Ursache einem Zufall zu, der ihm die Laune verdorben hat. Vielleicht ist ihm die Galle übergelaufen, und er hat darum den armen Prinzen und sein Regiment gar so misanthropisch und hypochondrisch angesehen. Gott bewahre mich vor solchem Schicksal! Träfe mich dergleichen, mein Entschluß wäre rasch gefaßt. Ich erwarte den Tag, die Stunde, ja die Minute, wo ich von hier fortkann, um in meine Ruhe zurückzukehren und das Leben zu genießen. Dann werde ich mehr Zeit als jetzt haben, um Sie der ausgezeichneten, aufrichtigen Hochachtung zu versichern, mit der ich bin, liebster Diaphanes,

Ihr treuergebener Freund

Friderich.

63. An Suhm

Lager von Wehlau, 18. Juli 1736.

Mein lieber Suhm,

Glauben Sie nicht, daß ich bei den Strapazen der Reise und den militärischen Aufgaben, die mir zugeteilt sind, Wolff einen Moment aus den Augen verliere. Er ist

[1] Des Markgrafen Heinrich von Schwedt (1709—1788), Friedrichs Vetter, Chef des 11. Infanterieregiments. — [2] Vgl. den Brief vom 14. April 1736.

der feste Punkt, auf den sich meine ganze Aufmerksamkeit richtet. Je mehr ich ihn lese, um so mehr befriedigt er mich. Ich bewundre die Tiefe dieses berühmten Philosophen. Er hat die Natur studiert, wie niemand vor ihm, und es ist ihm gelungen, Rechenschaft von Dingen zu geben, die früher dunkel, wirr und sogar völlig unverständlich waren. Mir ist, als ob ich durch ihn täglich mehr Einsicht gewinne, als ob es mir bei jedem Satz, den ich studiere, wie Schuppen von den Augen fällt. Dies Buch sollte ein jeder lesen, um zu lernen, wie man logisch denkt und beim Suchen nach Wahrheit stets den Faden oder den Zusammenhang der Gedanken verfolgt.

Wir haben hier ein Hundewetter. Salpeter und Schwefel scheinen sich zu unserm Untergang verschworen zu haben. Der Donner grollt Tag für Tag, und der Blitz ist hierzulande so verheerend, daß man immerfort von Blitzschäden hört. Das ist das Neuste von hier, und wofern ich Ihnen nicht nähere Angaben über all die verschiedenen Unglücksfälle gebe, die in diesen Gegenden eintreten, wäre ich sehr in Verlegenheit, was ich Ihnen erzählen sollte. Leben Sie wohl, mein lieber Freund! Ich bin mit aufrichtiger Hochschätzung, mein lieber Suhm,

Ihr treuergebener Freund

Friderich.

64. An Voltaire

Berlin, 8. August 1736.

Habe ich auch nicht das Glück, Sie persönlich zu kennen, so sind Sie mir doch durch Ihre Werke bekannt genug. Das sind Geistesschätze, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Kunstwerke, die mit so viel Geschmack und Feinheit gebildet sind, daß ihre Schönheiten bei jeder Lektüre von neuem hervortreten. Ich glaube in ihnen den Charakter ihres geistvollen Verfassers zu erkennen, der unserm Jahrhundert und dem menschlichen Geiste zur Ehre gereicht. Die großen Männer der neuern Zeit werden Ihnen einst Dank wissen, und nur Ihnen allein, falls der Streit wieder ausbricht, ob den Neueren oder den Alten der Vorzug gebührt; denn durch Sie wird die Wagschale zugunsten der Neueren sinken.

Mit den Eigenschaften eines hervorragenden Dichters verbinden Sie eine Fülle von Kenntnissen, die freilich mit der Poesie in gewisser Weise verwandt sind, ihr aber erst durch Ihre Feder zugehören. Nie hat ein Dichter metaphysische Gedanken in Verse gebracht: solche Ehre war Ihnen zuerst vorbehalten. Diese philosophische Tendenz Ihrer Schriften veranlaßt mich, Ihnen eine durch mich angeregte Übersetzung der Anklage und Rechtfertigung von Wolff[1] zu übersenden, des berühmtesten

[1] Polemische Schriften Wolffs und seines Gegners Joachim Lange.

modernen Philosophen, der Licht in die dunkelsten Gebiete der Metaphysik getragen und diese schwierigen Fragen ebenso erhaben wie klar und bestimmt erörtert hat, dafür aber grausamerweise der Irreligiosität und des Atheismus bezichtigt worden ist[1]. Das ist das Schicksal großer Männer: stets setzt ihr überlegener Genius sie den vergifteten Pfeilen der Verleumdung und des Neides aus.

Ich bin jetzt dabei, die Abhandlung „Von Gott, von der Seele und der Welt"[2] desselben Verfassers übersetzen zu lassen. Ich werde sie Ihnen zusenden, sobald sie vollendet ist, und ich bin gewiß, daß Sie die Beweiskraft aller seiner Schlüsse schlagend finden werden. Sie folgen mathematisch einer aus dem anderen und sind ineinandergeschmiedet wie Kettenglieder.

Bei der Nachsicht und Unterstützung, die Sie allen gewähren, die sich den Künsten und Wissenschaften widmen, hoffe ich, daß Sie mich nicht aus der Zahl derer streichen werden, die Sie Ihrer Belehrung würdigen. Denn so nenne ich Ihre Korrespondenz, die jedem denkenden Wesen nur nützlich sein kann. Ja, ohne das Verdienst andrer zu schmälern, wage ich zu behaupten, daß es auf der ganzen Welt ohne Ausnahme keinen gibt, dessen Lehrer Sie nicht sein könnten. Ohne Sie in einer Weise beweihräuchern zu wollen, die Ihrer unwürdig wäre, kann ich Ihnen sagen, daß ich in Ihren Werken zahllose Schönheiten finde. Ihre „Henriade" entzückt mich und triumphiert zum Glück über die wenig einsichtsvolle Kritik, der man sie unterzogen hat[3]. Das Trauerspiel „Cäsar" zeigt uns durchgeführte Charaktere und ist von großen, gewaltigen Gefühlen erfüllt. Ihr Brutus kann nur Römer oder Engländer sein. „Alzire" verbindet den Reiz der Neuheit mit dem glücklichen Kontrast zwischen den Sitten der Wilden und der Europäer[4]. Der Charakter Gusmanns zeigt, daß ein mißverstandenes und von falschem Eifer geleitetes Christentum noch barbarischer und grausamer ist als das Heidentum.

Stünde Corneille, der große Corneille[5], der sich die Bewunderung seines ganzen Zeitalters erwarb, heutzutage wieder auf, er sähe mit Staunen und vielleicht mit Neid, wie die tragische Muse Sie mit Gunstbezeugungen überhäuft, die sie ihm nicht gegönnt hat. Was läßt sich nicht alles vom Verfasser so vieler Meisterwerke erwarten! Welche neuen Wunder werden nicht aus der Feder des Mannes hervorgehen, der schon den „Tempel des Geschmacks"[6] so geistreich und zierlich errichtet hat!

Das erweckt mir den sehnlichen Wunsch, alle Ihre Werke zu besitzen. Ich bitte Sie, sie mir zu schicken und mir keines zu versagen. Sollte sich unter den handschriftlichen eins befinden, das Sie der Öffentlichkeit aus notwendiger Vorsicht vorent-

[1] 1723 wurde Wolff bekanntlich „bei Strafe des Stranges" aus Preußen verbannt. — [2] „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt," Leipzig 1720. — [3] „Gedanken über die Henriade," London 1728. — [4] Cäsar erschien 1731, Alzir oder die Amerikaner 1736. — [5] Pierre Corneille (1606—1684), der Schöpfer der klassischen französischen Tragödie; „der große Corneille" vielleicht auch im Verhältnis zu seinem Bruder Thomas (1625—1709) genannt. — [6] „Le Temple du Goût", Paris 1733.

halten, so verspreche ich Ihnen, das tiefste Geheimnis zu wahren und ihm nur insgeheim Beifall zu zollen. Leider weiß ich, daß ein Fürstenwort heutzutage wenig gilt; doch hoffe ich, Sie werden sich nicht von den allgemeinen Vorurteilen bestimmen lassen, sondern zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen.

Im Besitz Ihrer Werke würde ich mich für reicher halten, als wenn ich alle vergänglichen und verächtlichen Glücksgüter besäße, die uns ein und derselbe Zufall schenkt und wieder nimmt. Ihre Werke kann man sich mit Hilfe des Gedächtnisses aneignen und sie so lange besitzen wie dieses. Mein Gedächtnis ist schlecht, und darum schwanke ich lange, bevor ich mich entscheide, was ich zur Aufnahme für würdig halte.

Stünde die Dichtkunst noch auf ihrer alten Stufe, d. h. könnten die Dichter nur langweilige Idyllen trillern, Eklogen nach dem alten Schema und abgeleierte Stanzen verfertigen, oder wüßten sie ihre Leier nur auf den elegischen Ton zu stimmen — ich würde ihnen für immer entsagen. Allein, Sie veredeln die Dichtkunst, Sie zeigen uns neue Wege, die ein Cotin[1] und Rousseau[2] nicht beschritten haben.

Ihre Gedichte besitzen große Vorzüge, die sie dem Studium und der Bewunderung aller Edelgesinnten empfehlen. Sie sind ein Lehrbuch der Moral, durch das man denken und handeln lernt. Sie schmücken die Tugend mit leuchtenden Farben. Der Begriff des wahren Ruhmes wird darin formuliert. Sie gewinnen den Wissenschaften so feine und zarte Reize ab, daß man nach der Lektüre Ihrer Werke vom Ehrgeiz erfaßt wird, in Ihre Spuren zu treten. Wie oft habe ich mich nicht dieser trügerischen Lockung hingegeben und mir dann gesagt: Unseliger, laß ab, diese Bürde übersteigt Deine Kräfte! Man kann Voltaire nicht nachahmen, wenn man nicht selber Voltaire ist.

In solchen Augenblicken habe ich es empfunden, daß die Vorzüge der Geburt, der leere Schall von Größe, mit dem die Eitelkeit uns einlullt, nur wenig oder besser gesagt garnichts vorstellen. Das sind Maßstäbe, die unser inneres Wesen nicht berühren, lediglich äußerer Schmuck! Wie sehr sind ihnen die Geistesgaben vorzuziehen! Wieviel ist man denen schuldig, die die Natur schon bei ihrer Geburt ausgezeichnet hat! Gefällt sie sich doch in der Hervorbringung von Wesen, die sie mit allen nötigen Gaben beschenkt, um Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften zu machen; ihre durchwachten Nächte zu belohnen, ist dann Sache der Fürsten. Ach, warum nimmt der Ruhm mich nicht zum Werkzeuge, um Ihre Erfolge zu krönen! Ich würde nur das eine fürchten, daß dies lorbeerarme Land weniger Lorbeeren hervorbrächte, als Ihre Werke verdienen, und daß man statt seiner zum Eppich greifen müßte.

[1] Der Abbé Cotin, Almosenier Ludwigs XIV., war wegen seiner langweiligen Predigten und Gedichte eine Zielscheibe für den Spott Molières und Boileaus; vgl. oben S. 75. — [2] Der Lyriker Jean Baptiste Rousseau (1670—1741).

Begünstigt das Schicksal mich nicht so sehr, daß ich Sie mein nennen kann, so darf ich doch wenigstens hoffen, Sie, den ich schon solange von ferne bewundere, eines Tages zu sehen, um Sie mündlich all der Achtung und Hochschätzung zu versichern, die denen gebührt, die, der Leuchte der Wahrheit folgend, ihre Arbeiten der Öffentlichkeit widmen.

Ihr wohlgeneigter Freund

Friderich, Kronprinz von Preußen.

Voltaire erwiderte, daß eine Reise nach Preußen ihm leider nicht möglich sei. „Man geht nach Rom, um Kirchen, Gemälde, Ruinen und Reliefs zu sehen; wieviel mehr verdient ein Fürst wie Sie eine Reise; denn der bedeutet eine noch wunderbarere Seltenheit... Nun habe ich gesehen, daß es auf der Welt einen Fürsten gibt, der als Mensch denkt, einen fürstlichen Philosophen, der die Menschen glücklich machen wird."

65. An Suhm

Ruppin, 15. August 1736.

Mein lieber Suhm,

Ihre Briefe sind stets von Bruchstücken der Übersetzung begleitet, sodaß mir nichts übrig bleibt, als Ihnen beständig für die Mühe zu danken, die Sie sich meinetwegen geben. Und das tue ich mit dem größten Vergnügen von der Welt, denn es bezaubert mich, die Werke unsres Philosophen zu lesen.

Nun bin ich seit acht Tagen von einer anstrengenden und unerquicklichen Reise zurück, die Gott sei Dank besser geendet ist, als man anfangs hätte erwarten sollen.

Sie werden zweifellos überrascht, ja vielleicht erstaunt sein, mein lieber Diaphanes, daß ich Sie nicht beklage, weil ein Mann wie Sie gezwungen ist, sich eine Stellung zu suchen[1]. Ich bedaure nur die Kurzsichtigkeit und Verblendung Ihres Hofes, der nützliche und einer Stellung würdige Untertanen nicht von solchen unterscheidet, die ihre Bevorzugung allein der blinden Laune der Gunst verdanken. Wie ist es nur möglich, sage ich, ohne Ihnen zu schmeicheln, daß ein Mann von so hohen Verdiensten, soviel Geist und Wissen wie Sie zurückgesetzt, ja vergessen wird? Und was soll man von einem Hofe denken, an dem ein Suhm nicht mit der Laterne gesucht wird? Indem ich Sie hochschätze, erteile ich mir selbst das beste Lob, denn man muß die Tugend und das Schöne lieben, um sie zu schätzen.

„Und bin ich etwas wert, so ist's durch dies[2]."

[1] Suhm hatte sich beklagt, daß er im kursächsischen Staatsdienst keine Verwendung finde. Freilich dürfe man als Philosoph sich nicht zu sehr zu Herzen nehmen, was nicht von uns abhängt. — [2] Vgl. Voltaires Henriade, II. Gesang, Vers 109—112.



Christian Wolff, Mathematiker und Philosoph.

Nach Wille

Aber welche Unterstützung könnten Ihnen mein Beifall und meine ohnmächtigen Wünsche bieten? Solche Tröstungen helfen nichts. Es ist nur zu wahr, daß wir nicht die Schmiede unsres Glückes sind; sonst müßte ja alle Welt glücklich sein. Aber dafür haben wir wenigstens den Trost, daß das Schicksal in seiner ehernen Gesetzlichkeit alle Dinge dem Wandel unterwirft. Der Himmel ist nicht ewig blau; nicht immer decken Reif und Schnee unsere Felder. Nehmen wir die Zeit also, wie sie kommt, lieber Diaphanes, und bedenken wir, daß wir unsren Weg nun einmal gehen müssen. Es steht uns nicht zu, ein Stück unsres Erdenweges auszulassen, und der Hauptvorteil, den wir aus unsrer Philosophie gewinnen können, ist der, daß wir uns gegen äußere Dinge verhärten und wahre Ruhe und Frieden nur in der eignen Brust suchen. Aber wie leicht, lieber Diaphanes, ist solcher Rat zu geben, und wie schwer ist er zu befolgen! Ich bin mir wohl bewußt, daß ein gramverzehrtes, von bittrem Kummer erfülltes Herz für die Forderungen der Moral wenig zugänglich ist. Weit entfernt, Ihren gerechten Unmut zu schelten, billige ich ihn, zumal es auf dem christlichen Erbarmen beruht, daß uns die Beobachtung von Schwächen bei unseren Nächsten traurig stimmt. Denn ist Unkenntnis der Tugend ein großer Mangel, so muß die Einsicht, daß diese Unkenntnis bei Ihrem Gebieter vorhanden ist, entsprechende Wirkungen in Ihrer Seele erregen. Sie konnten mir keinen stärkeren Beweis Ihrer Aufrichtigkeit und Freundschaft geben, als indem Sie mir Ihr Herz aufschlossen und mir Ihre ganze gegenwärtige Lage offenbarten. Wenn ich auch kein Markus Antoninus[1] bin, so wünsche ich doch, seit ich Ihren Kummer kenne, sehnlichst, ihn stillen zu können. Aber leider muß ich befürchten, daß ich niemals die wirkende Ursache Ihres Glücks und Wohlergehens sein kann.

Ich kehre jetzt in meine geliebte Einsamkeit zurück, wo ich mich ganz dem Studium ergeben will. Da wird Wolff, wie Sie sich denken können, sein Plätzchen bekommen, Herr Rollin[2] desgleichen, und die übrige Zeit soll den Göttern der Ruhe und des Friedens gewidmet werden. Ein Dichter, von dem Sie wohl schon gehört oder dies und das gelesen haben, Gresset[3], kommt zu mir, mit ihm der Pastor Jordan[4], Keyserlingk[5], Fouqué[6] und Major Stille[7]. Warum trennt uns das Schicksal, mein

[1] Marcus Aurelius Antoninus, Kaiser 161—180, mehr Philosoph als Herrscher; seine „Selbstbetrachtungen" sind vielleicht das verbreitetste Werk der stoischen Philosophie. — [2] Vgl. die Bemerkung zum Brief vom 4. Juli 1739. — [3] Gresset (1709—1777), Verfasser des von Friedrich hochgeschätzten komischen Epos Vert-Vert; die Verhandlungen über seinen Eintritt in Friedrichs Kreis zerschlugen sich, da König Friedrich Wilhelm dagegen war. — [4] Vgl. die Bemerkung beim Brief an Jordan vom Juni 1738. — [5] Dietrich v. Keyserlingk (1698—1745) war in Küstrin Friedrichs Stallmeister, durfte aber erst 1736 zu dem ihm eng befreundeten Kronprinzen zurückkehren; ihr Briefwechsel ist noch nicht veröffentlicht. — [6] Heinrich August, Baron de la Motte Fouqué (1698 bis 1774) war dem Kronprinzen schon von Küstrin her befreundet. 1739 trat er in dänische Dienste, doch rief Friedrich ihn noch 1740 nach Preußen zurück. — [7] Christof Ludwig von Stille (1696 bis 1752), als Generalmajor verabschiedet; ein feingebildeter, auch literarisch tätiger Mann, gehörte er damals zu Friedrichs engerem Kreise; vgl. Friedrichs Gedächtnisrede auf Stille, Werke Bd. VI, S. 364 ff.

lieber Diaphanes, und warum können wir unsre Tage nicht zusammen in Rheinsberg verbringen, im Schoße der Wahrheit und Unschuld?

Dort unterm Himmelsblau, am Fuß der Buchen,
Wird Wolff studiert, wie auch die Pfaffen fluchen.
Frohsinn und Grazien halten dort ihr Haus;
Auch andre Götter lassen wir nicht aus.
Bald, wenn wir glühn in hehrem Überschwang,
Tönt Mars und Pallas unser Hochgesang;
Bald wird ein Trunk dem Bacchus dargebracht,
Und Venus opfern wir im Schoß der Nacht.

So lautet das Bekenntnis des Lebens, das wir an dieser glücklichen Stätte führen: möge der Himmel uns recht lange dort lassen![1]

Nun zu dem, was Sie mir von Wolffs Philosophie sagen. Sie werden erstaunt sein, zu hören, daß sein Schicksal höchst zeitgemäß ist[2]. Wer kein Hofthermometer besitzt, kann unmöglich wissen, wie er gerade angeschrieben ist. Doch ich frage wenig danach: wer die Unsicherheit und Zerklüftung der ganzen Zeit kennt, fragt nicht mehr nach dem Warum der Dinge. Sie haben keinen andren Grund als Willkür und Laune in Verbindung mit Eigensinn und Widerspruchsgeist. Entschuldigen Sie diese Ausdrücke — ich bitte Sie inständigst darum —, falls Sie meinen, daß ich zuviel sage.

Was die Übersetzung der andren Werke unsres Philosophen betrifft, so kann ich Ihnen zu meiner Genugtuung melden, daß seine „Logik" augenblicklich unter der Presse ist und daß mit der Übersetzung seiner „Moral" begonnen wird. Die Übersetzung der „Metaphysik" finde ich so gut, korrekt und genau, daß der Versuch einer neuen Übertragung überflüssig erscheint; denn dabei liefe man entweder Gefahr, Ihre Übersetzung abzuschreiben oder eine andre anfertigen zu lassen, die lange nicht so vorzüglich und getreu werden könnte. Dies der Bericht, wie es bei uns augenblicklich mit der Gelehrtenrepublik steht. Was meine eigne Person betrifft, so bin ich unzufrieden seit der Trennung von Ihnen. Mich dünkt, ich kann meinen lieben Diaphanes nicht entbehren! Wie entzückt werde ich sein, wenn ich Sie wiedersehe und Ihnen mündlich die Versicherung meiner aufrichtigen Hochschätzung wiederholen kann!

Ich bin, mein lieber Diaphanes, Ihr treuergebener Freund

F r i d e r i c h.

[1] Vgl. hierzu auch Friedrichs 1737 entstandenes Gedicht „Ländliches und höfisches Leben", Werke Bd. X, S. 25 ff. — [2] Vgl. den Brief vom 24. April 1736.

66. An Manteuffel

Halb in Ruppin, halb in Rheinsberg,
oder bei meinem Aufbruch von hier nach dort,
21. August 1736.

Mein lieber Blinder,

... Ich siedle jetzt von hier nach Rheinsberg über. Daß Sie meine Zeiteinteilung gutheißen[1], freut mich sehr; suche ich doch meine Zeit möglichst nützlich und angenehm zu gestalten. Bei meinen Zurüstungen zum Empfang des königlichen Gastes[2] suche ich meine Aufmerksamkeit auf alles zu richten, was ihm Freude machen kann, damit ihn die Reise nicht gereut. Ich hoffe, die Wirkung wird meinen Bemühungen entsprechen.

Die harte Pflicht ist mein Berater,
Wie ich als Gast ihn recht empfange,
An dem ich dreifach als am Vater,
An meinem Herrn und König hange.
Die Wälder, wo in tiefen Zügen
Ich sonst geschlürft der Ruhe Hauch,
Sie dienen — welch ein arger Brauch! —
Bald zu Dianas Jagdvergnügen.
Der See mit seiner Fische Brut —
Ihr war noch nie vor Netzen bange —
Sieht dann auf seiner stillen Flut
Die Fischer scharenweis beim Fange.
Die Stätte, wo sich Flötenklang
Vermählt dem Schmelz der Violinen,
Die holde Stätte, die bislang
Nur zu Konzerten durfte dienen —
Sie sieht nun Schmaus und Zechgelage.
So ward mit einem Zauberschlage
Von Göttern einst die Welt verwandelt,
Odysseus' Koch zum Schwein verschandelt[3],
Zum Echo ward der Nymphe Klage.

[1] Manteuffel hatte dem Kronprinzen am 19. August geschrieben, er könnte seine Zeit nicht besser zwischen Arbeit und Vergnügen verteilen, als er es täte. — [2] Friedrich Wilhelm besuchte Rheinsberg am 4. September 1736. — [3] Durch Circe; Anspielung auf Friedrichs Leibkoch Duval.

67. An Duhan

Remusberg, 2. Oktober 1736.

Mein lieber Duhan,

Ohne so sichere Gelegenheiten wie diese würde ich nicht wagen, an Sie zu schreiben. Ich hoffe, Sie kennen mich gut genug, um mich nicht für leichtfertig zu halten, noch mir zuzutrauen, ich könnte je die Dankbarkeit für einen rechtschaffenen und redlichen Mann vergessen, der seinen ganzen Scharfsinn aufgewandt hat, um mich zu erziehen und zu unterrichten. Vielmehr denke ich unaufhörlich an das berühmte Zeugnis, das Alexander der Große seinem Lehrer[1] ausgestellt hat. Es lautete, daß er ihm in mancher Hinsicht mehr Dank schuldete, als seinem Vater. Ich weiß, daß ich Alexander dem Großen weit nachstehe, aber ich halte mich nicht für unwert, seine guten Seiten nachzuahmen. Gestatten Sie also, mein lieber Duhan, daß ich Ihnen das gleiche sage. Mein Vater gab mir nur das Leben; verdienen die Geistesgaben nicht den Vorzug?

„Euch dank' ich alles, laßt es mich bekunden,
Und wird an mir so manches gut gefunden,
So schuld' ich's, guter Duhan, Euch allein."[2]

In dieser Hinsicht glaube ich mich genügend gerechtfertigt zu haben, und ich meine auch, Sie hätten mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, selbst wenn ich es nicht getan hätte.

Ich möchte Sie sehr gern wiedersehen, aber da ich die Stimmung der Geister hinreichend kenne, darf ich mir diese Freude nicht sobald machen. Wer sich blind seinen Vorurteilen überläßt und die Dinge nicht gründlich prüft, wird sich oft gröblich irren; daher kommen die meisten Fehler, die die Menschen begehen. Es wäre erwünscht, daß die Abhandlung des Paters Malebranche über die „Ermittlung der Wahrheit"[3] bekannter und mehr gelesen würde. Die Bande des Blutes gebieten mir Stillschweigen über ein Thema, über das ich manches zu sagen hätte, ein Thema, bei dem die spitzfindige Unterscheidung zwischen dem Haß auf die schlechte Handlung und der Liebe zu dem, der sie begeht, hinfällig werden könnte. In solchen Fällen erheischt es die Ehrfurcht, schlimme Dinge so zu wenden, daß sie minder gehässig erscheinen, und die Fehler des Nächsten nach Kräften zu beschönigen.

Trachten Sie nach Seelenruhe, lieber Duhan, und unterwerfen Sie sich den unwandelbaren Gesetzen unsres Schicksals, das keine Menschenmacht zu ändern vermöchte. Denken Sie sich, Sie läsen ein Buch und müßten Seite für Seite dem Verfasser folgen, ohne die Tatsachen nach Ihrem Wunsche ändern zu können. Und wenn

[1] Aristoteles. — [2] Nachahmung der Verse aus Voltaires Henriade II, 109—112, in denen Heinrich IV. Coligny rühmt. — [3] Malebranche (1638—1715), einer der bedeutendsten Schüler Descartes; seine „Ermittlung der Wahrheit" erschien 1675.

meine besondere Hochschätzung Ihnen etwas zu helfen vermag, so können Sie sich darauf verlassen. Meine guten Wünsche, lieber Duhan, werden Sie überall begleiten. Ich verbleibe beständig

Ihr wohlgewogener und treuergebener Freund

Friderich.

68. An Grumbkow

Ruppin, 7. Oktober 1736.

Hochverehrter General,

Ich glaube, die Migräne ist epidemisch geworden, denn ich bekam sie einen Augenblick vor Eintreffen Ihres Briefes. Aus diesem Grunde war ich unfähig, ihn gestern abend zu beantworten. Ich begleiche diese Schuld nun heute und danke Ihnen für Ihr Schreiben und die Beilagen, die mir viel Vergnügen gemacht haben. Ich bin sehr überrascht, daß Praetorius[1] abberufen worden ist. Ohne eine Hofintrige, die Sie mit gutem Grunde annehmen, begreife ich nicht, was seinen Hof bewogen haben mag, ihn von einem Posten abzulösen, den er, soviel ich beurteilen kann, sehr tüchtig ausfüllte. Sind die Fürsten nicht zu beklagen, die sich regieren lassen[2] und so schwach sind, daß sie sich gegen ihre Diener einnehmen lassen, ohne zu prüfen, ob die gegen sie erhobenen Vorwürfe begründet sind? Und doch kommt das alle Tage vor. Ludwig XIV. hat mehr als eine Schlacht dadurch verloren, daß er fähige Leute entließ und ihre Stellen auf Grund höfischer Intrigen besetzte. Ich glaube ja nicht, daß der vorliegende Fall für den König von Dänemark[3] so bedeutsame Folgen haben wird, aber wenn er das Unglück hat, einem Ehrenmann Unrecht zu tun, hat er darum nicht minder falsch gehandelt? Es wäre ein Glück, wenn die Herrscher für jedes von ihnen begangene Unrecht mit dem Verlust einer Schlacht bestraft würden. Dann würden sie wohl vorsichtiger werden. Vielleicht würde diese Strafe, die der Missetat auf dem Fuße folgt, sie mehr niederschmettern als die ferne Perspektive der Hölle, über die sie, wie ihre schlaffen Höflinge ihnen versichern, erhaben sind. Es ist leider nur zu wahr, daß die schüchterne Wahrheit vor dem Throne nur verschleiert zu erscheinen wagt, mit Kunstgriffen und einstudierten Abmilderungen, die ihr Wesen entstellen und ihre Nacktheit verhüllen, die doch ihren wahren Charakter bildet. Dank dem Himmel haben wir einen Herrscher, der alles selbst macht und alles mit eignen Augen sieht, der die Verleumder haßt und vor dem sich niemand rühmen kann, ihm je imponiert zu haben!

... Gott sei Dank hat mein Bruder[4] die Blattern gut überstanden; es ist eine gefährliche Krankheit; wohl dem, der sie hinter sich hat! Ich weiß, was daran ist, denn

[1] General Praetorius war dänischer Gesandter in Berlin 1732—1736. — [2] Vgl. die Äußerung im Antimachiavell, Werke Bd. VII, S. 92. — [3] Christian VI. (1730—1746); vgl. Werke Bd. II, S. 30f. — [4] August Wilhelm.

ich hatte sie zweimal. Wer seine Bosheit so zweimal ausgeschwitzt hat, darf nicht mehr boshaft sein. Es kommt mir freilich nicht zu, darüber zu urteilen; das überlasse ich andern; denn wie Sie wissen, ist die Welt nie ohne Richter. Jedermann glaubt das besondere Recht zu haben, den Wandel seiner Nächsten unter die Lupe zu nehmen; so wird die halbe Welt zum Richter der andern Hälfte. Ich wünschte, Sie würden der meine und könnten sich sinnfällig überzeugen, welche Hochachtung ich für Sie hege. Ich verbleibe, hochverehrter General, mit aufrichtiger Wertschätzung Ihr getreuer Freund F r i d e r i c h.

69. An Suhm

Remusberg, 23. Oktober 1736.

Mein lieber Diaphanes,

... Ich glaube, Sie werden nicht böse sein, wenn ich Ihnen zwei Worte über unsren ländlichen Zeitvertreib sage; denn mit Menschen, die man lieb hat, plaudert man gern, auch über die kleinsten Einzelheiten. Wir haben unsre Beschäftigungen in zwei Klassen geteilt: erstens die nützlichen und zweitens die angenehmen. Unter die nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen. Die angenehmen sind Musik, Lust- und Trauerspiele, die wir selbst aufführen, Maskeraden und gegenseitige Überraschungen mit Geschenken. Die ernsten Beschäftigungen haben indes den Vorzug vor den andren, und ich wage zu behaupten, daß wir von den Vergnügungen nur einen maßvollen Gebrauch machen. Wir benutzen sie nur zur Erholung des Geistes und zur Milderung der Grämlichkeit und des allzu tiefen Ernstes der Philosophie, die sich nicht so leicht die Stirn von den Grazien glätten läßt.

Unser unseliges Menschenschicksal weist uns nur einen sehr schmalen Pfad zwischen zwei Abgründen, die man Übertreibungen nennt. Es gibt ein Übermaß der Weisheit und eins der Torheit; beide sind annähernd gleich lächerlich, und um nicht dem Irrenhaus zu verfallen, muß man diese beiden Extreme sorgfältig meiden, indem man das Ernste mit dem Heitren und die Vergnügungen mit der Sittenstrenge verbindet.

Sie leben freilich an einem glänzenden Hofe[1], wo guter Geschmack herrscht, und bedürfen der Gegenmittel nicht, die wir hier nehmen. Das einzige, was ich Ihnen empfehlen zu dürfen glaube, ist, Geduld zu üben und das Kapitel Senecas[2] über die Verachtung des Reichtums zu lesen. Ich wünschte, Ihnen realeren Trost spenden zu können als solchen, der in Büchern steht, und möchte, daß die Wirkungen meinem guten Willen entsprächen. Ich verbleibe, mein lieber Diaphanes, mit aufrichtigster Hochschätzung

Ihr treuergebener Freund

F r i d e r i c h.

[1] Damals noch in Dresden. — [2] Lucius Annäus Seneca, 2—65, stoischer Philosoph und Erzieher Neros, der ihn zum Selbstmord zwang.

70. An seinen Vater

Rheinsberg, den 26. October 1736.

Allergnädigster König und Vater,

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Untertänigkeit empfangen und kann ich nicht meinem allergnädigsten Vater genugsam danken für die Gnade, so Er gehabt hat, uns Fasanen zu schicken. Ich kann meinem allergnädigsten Vater versichern, daß wir sie unser Tage nicht anders essen, als uns dabei erinnernde der untertänigsten Dankbarkeit, so wir Ihm dafür schuldig sind.

Gestern bin ich nach Mirow[1] gewesen. Um meinem allergnädigsten Vater eine Idee von dem Ort zu geben, so kann ich die Stadt zum Höchsten mit Großen-Kreutz vergleichen; das einzige Haus drinnen, das man ein Haus nennen kann, ist nicht so gut, als das Priesterhaus dorten. Ich ging alsofort nach dem Schloß, welches ohngefähr wie das Gartenhaus in Bornim[2] ist; rings herum aber ist ein Wall, und ein alter Turm, der schon ziemlich verfallen ist, dienet dem Hause zum Torweg. Wie ich an die Brücke kam, so fand ich einen alten Strumpfstricker, als einen Grenadier verkleidet, mit der Mütze, Tasche und das Gewehr bei sich stehen, um ihn desto weniger an seiner Arbeit zu hindern. Als ich herankam, so frug er, wor ich her käme und wor ich hin wollte, worauf ich ihm antwortete, ich käme vom Posthause und ginge über die Brücke, worauf der Grenadier ganz entzürnet nach dem Turm lief, worselbsten er eine Türe aufmachte und den Korporal herausrief. Dieser war aber eben aus dem Bette aufgestanden und hatte aus großer Eile sich nicht die Zeit genommen, sich weder die Schuhe anzuziehen, noch sich die Hosen zuzumachen, und frug uns ganz verstöret, wor wir hin wollten und wie wir der Schildwache begegnet hätten. Ohne ihm aber einmal zu antworten, gingen wir unsere Wege nach dem Schlosse zu. Dieses hätte ich mein Tage für kein Schloß angesehen, wenn nicht zwei Laternen vorne an der Türe wären gepflanzet gewesen, und daß nicht zwei Kraniche Schildwache darvor gestanden hätten. Ich kam ans Haus heran, und nachdem ich wohl eine halbe Stunde an die Türe geklopfet hatte, so kam eine ganz alte Magd, die wohl aussahe, als wenn sie des Prinzen Mirow seines Vaters Amme gewesen wäre; und als die gute Frau fremde Gesichter zu sehen kriegte, so war sie dermaßen erschrocken, daß sie uns die Türe vor der Nase zuschmiß. Wir klopften wieder, und als wir sahen, daß nichts zu tun war, gingen wir nach dem Stall, dar uns doch ein Knecht sagte, der junge Prinz mit seiner Gemahlin wäre nach Neu-Strelitz, zwei Meilen von dort, und die Herzogin seine Mutter, welche in dem Hause wohnet, hätte ihm, um Staat zu machen, alle ihre Leute mitgegeben,

[1] In Mirow residierte Herzog Karl, ein Bruder des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, Adolf Friedrichs III. Herzog Karls Gemahlin Albertine Elisabeth war eine geborene Prinzessin von Hildburghausen. — [2] In Bornim ließ der Große Kurfürst 1642 ein Lustschloß erbauen.

also daß ihr die alte Magd alleine übrig blieb. Es war noch frühe, also dachte ich, ich könnte nicht besser tun, als von der Gelegenheit profitieren, so kriegte ich Strelitz auch zu sehen. So nahmen wir Postpferde und waren zu Mittage dar. Neu-Strelitz ist eigentlich ein Dorf, dar nur eine Straße drin ist, welche Kammerjunker, Kanzellisten und Domestiken bewohnen, wor ein Wirtshaus drin ist. Ich kann es meinem allergnädigsten Vater nicht besser beschreiben, als die Straße in Gumbinnen, wenn man nach dem Rathause gehet, ausgenommen, daß kein Haus abgeweißet ist. Das Schloß ist schön und lieget an einem See, mit einem großen Garten, so wie die Situation von Rheinsberg. Die erste Frage, so ich tat, war nach dem Prinzen Mirow; so sagten sie mir, er wäre eben nach einem Orte gereiset, der heißet Kanow und lieget nur eine halbe Meile von Mirow. Buddenbrock, welcher dorten bekannt ist, schaffte mir bei einem Kammerjunker was zu essen, dar denn der Böhme auch hinkam, welcher vor diesem Adjutant unter meines allergnädigsten Vaters Regiment gewesen ist, welcher mich gar nicht wieder gekennet, als bis ich es ihm gesagt, wer ich wäre. Selbiger hat mir erzählet, daß der Herzog von Strelitz schön nähen könnte und daß er schöne Casaquins[1] nähete. Dieses machte mich curieux ihn zu sehen, und ließen wir uns als Fremde präsentieren, welches mir auch so gut anging, daß mich keiner kennete. Ich kann ihn meinem allergnädigsten Vater nicht besser beschreiben, als den alten Stahl[2], mit einer dicken blonden Abbé-Perrücke; es ist ein Herr, der sehr blöde ist; sein Hofrat Altrock saget ihm, um so zu sagen, Alles was er reden soll. Wie wir uns verabgescheidet hatten, so fuhr ich gleich weg nach Kanow, wor ich ohngefähr um sechs Uhr hinkam. Es ist ein pures Dorf, und das Lusthaus des Prinzen nichts anders als ein ordinäres Jägerhaus, wie alle Heideläufer haben. Ich kehrte bei dem Müller ein und ließ mich durch die Magd anmelden, worauf ich durch den Haushofmeister in der Mühle komplimentieret wurde und mit demselbigen nach der Residenz mich begab, worselbsten die ganze Mirowsche Familie versammelt war. Seine Mutter ist eine Prinzessin von Schwarzburg, und noch die klügste von allen, die dorten zugegen waren; seine Tante war auch dorten. Die Frau Gemahlin ist klein, des Prinzen von Hildburghausen, von den Kaiserlichen, seine Nichte; sie war schwanger, scheint aber sonsten eine gar gute Prinzessin zu sein. Das Erstere, womit ich entretenieret wurde, war das Unglück, welches dem besten Koch geschehen wäre, welcher mit samt dem Wagen, welcher Provisions sollte bringen, umgefallen wäre und sich den Arm gebrochen, und die Provisions wären dadurch alle zu nichte gegangen. Ich ließ mich insgeheim darnach erkundigen, so war nicht ein wahr Wort daran. Endlich ging man an Tafel, dar es denn auch gewiß schien, als wenn denen Provisions nebst dem Koch ein Unglück geschehen wäre, denn gewiß in denen drei Kronen in Potsdam ist viel besser Essen, als dorten. Der Diskurs über der Tafel war nichts, als von allen den deutschen Fürsten, so nicht

[1] Frauenkleider. — [2] Hofarzt und Leibmedikus Georg Ernst Stahl (1660—1734).

recht klug sind; da war Weimar, Gotha, Waldeck, und wie die Häuser alle heißen, auf dem Tapis; und nachdem sich der gute Herr recht sehr besoffen hatte, stunden wir auf und hat er mir, mit seiner ganzen Familie, versprochen, mich zu besuchen. Kommen wird er gewiß; wie ich ihn aber loswerden werde, das weiß Gott. Ich bitte meinen allergnädigsten Vater für diesen langen Brief untertänigst um Vergebung ...

Voltaire hatte den Kronprinzen in seinem ersten Brief vor Überschätzung der Gelehrten gewarnt, im besonderen auf die Unverträglichkeit und den Fanatismus der Theologen hingewiesen. Friedrich ging darauf in einem langen Brief ein, in dem es heißt:

71. An Voltaire

Rheinsberg, den 4. November 1736.

... Die Theologen scheinen sich im wesentlichen zu ähneln, einerlei, welcher Religion oder welchem Volke sie angehören: ihr Ziel ist nämlich immer, sich despotische Macht über die Gewissen anzumaßen. Das genügt, um sie zu eifrigen Verfolgern aller zu machen, die in edler Kühnheit die Wahrheit zu entschleiern gewagt haben. Stets schwingen sie den Bannstrahl in den Händen, um das eingebildete Gespenst der Gottlosigkeit zu zerschmettern, das sie ständig bekämpfen. Mit dem Munde aber predigen sie Demut, eine Tugend, die sie selbst nie geübt haben. Sie nennen sich Diener eines Gottes des Friedens, dem sie doch nur mit einem von Haß und Ehrsucht erfüllten Herzen dienen. Ihr Wandel entspricht ihrer Moral so wenig, daß er nach meiner Ansicht allein hinreichte, ihre Lehren Lügen zu strafen.

Ganz anders ist der Charakter der Wahrheit. Sie bedarf keiner Verteidigungswaffen noch der Gewalt, um die Menschen zu zwingen, an sie zu glauben. Sie braucht sich nur zu zeigen: sobald ihr helles Licht die Wolken verscheucht hat, die sie verbargen, hat sie gesiegt.

Das sind nach meiner Meinung ein paar für die Geistlichen bezeichnende Züge; sie würden wohl keine Lust haben, uns zu ihren Lobrednern zu wählen, wenn sie sie sähen. Ich kenne jedoch eine Reihe von Ausnahmen, die den gewissenhaften Menschen zwingen, ihnen die schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So ist Boileau[1] in seiner Satire gegen die Frauen so gerecht, drei Pariserinnen auszunehmen, die durch ihre anerkannte Tugend vor seinen Pfeilen geschützt waren. Nach seinem Vorbild kann ich Ihnen bei uns in Preußen zwei Geistliche nennen, die die Wahrheit lieben, Philosophen sind und wegen ihrer Lauterkeit und Rechtschaffenheit nicht zur großen Mehrzahl gerechnet werden dürfen. Dies Tugendzeugnis schulde

[1] Boileau-Despreaux (1636—1711), besonders durch seine L'Art Poétique und die Satiren über die Menschheit bekannt, deren zehnte hier gemeint ist.

ich den Herren Reinbeck und Beausobre, zwei Männern, die ich gleichfalls berühmt nennen darf[1].

In demselben Berufe gibt es aber einen gewissen Durchschnitt, der es gewiß nicht wert ist, daß man zu ihm herabsteigt und sich mit seinem Gezänk abgibt. Ich lasse diesen Leuten zwar gern die Freiheit, zu lehren und alles zu glauben, was ihnen irgend Befriedigung verschafft, zumal meinem Charakter Zwangsmaßregeln fern liegen; aber just eben, weil mein Charakter mich die Freiheit verteidigen heißt, hasse ich auch die Verfolgung. Ich kann nicht mit verschränkten Armen zusehen, wie die Unschuld unterdrückt wird; es wäre feig und schlecht, das zu dulden.

Ich wäre nie so leidenschaftlich für Wolff eingetreten, hätte ich nicht angeblich vernünftige Leute gesehen, die Gift und Galle gegen einen Philosophen speien, weil er frei zu denken wagt, hätte ich nicht gesehen, wie diese Leute sich in ihrer blinden Wut bis zum Haß verstiegen, ohne andre Gründe dafür angeben zu können als ihre abweichende Meinung, wogegen sie einen Frevler, einen Treulosen und Heuchler in den Himmel erheben, nur weil er den Vorzug hat, ebenso zu denken wie sie[2] . . .

[1] Dr. Johann Gustav Reinbeck (1683—1741), Propst von Kölln und Pastor an der Petrikirche, der zu der von Friedrich Wilhelm I. eingesetzten Kommission zur Prüfung der Schriften von Wolff und seinem Gegner Lange gehörte. Isaac de Beausobre (1659—1738), war Prediger an der französischen Kirche in Berlin. — [2] Friedrich zielt auf Lange.



72. An seinen Vater

Rheinsberg, den 11. November 1736.

Allergnädigster König und Vater,

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Untertänigkeit empfangen und danke meinem allergnädigsten Vater ganz untertänigst für die gnädigen Wünsche, so Er uns tut.

Des Prinzen von Mirow Visite[1] ist gar zu kurios gewesen, auf daß ich nicht meinem allergnädigsten Vater alle Umstände davon berichte. Ich habe in meinem letzten Schreiben meinem allergnädigsten Vater gemeldet, wie daß der General Praetorius bei uns gekommen wäre; so fand sich selbiger eben bei mir, wie ich mit dem Prinzen von Mirow in die Kammer kam; so fing der General Praetorius an: „Voilà le prince Cajuca," und das so laut, daß es alle Leute höreten. Kein Mensch konnte das Lachen lassen, und hatte ich alle Mühe, daß ich es so drehete, daß er nicht böse wurde. Kaum war der Prinz im Hause, daß man mir sagen kam, daß, dem armen Prinzen zum Unglück der Prinz Heinrich[2] gekommen wäre, welcher ihn denn dermaßen aufzog, daß wir Alle gedacht tot vor Lachen zu bleiben. Er wurde immer gelobet und absonderlich über seine schöne Kleidung, sein gutes Air und seine ungemeine Leichtigkeit im Tanzen. Ich habe auch gedacht, es würde kein Aufhören des Tanzens werden. Den Nachmittag, um ihm den Rock zu verderben, so haben wir im Regen nach dem Vogel geschossen; er wollte wohl nichts sagen, aber man konnte doch sehen, daß er sich um den Rock sehr hatte. Den Abend so kriegte er einige Gläser in den Kopf und wurde recht lustig, sagte, wie er notwendig wegen Staats- und konsiderabler Angelegenheiten wieder nach Hause müßte, welches aber doch bis in die Nacht um zwei Uhr verschoben wurde. Ich glaube, daß er sich des Tages darauf nicht mehr wird viel zu erinnern wissen. Der Prinz Heinrich ist nach seinem Regiment und der General Praetorius nach Berlin gereiset, von dar er bald wegreisen wird . . .

73. An Grumbkow

Rheinsberg, 20. Januar 1737.

Hochverehrter General!

. . . Was die politischen Briefe betrifft, so gestehe ich Ihnen freimütig, daß sie mir wahrhaften Kummer bereitet haben. Ohne Hexerei sehe ich voraus, daß unser Vor-

[1] Am 8. November hatte Friedrich seinem Vater den bevorstehenden Besuch des Herzogs gemeldet. — [2] Heinrich von Schwedt.

haben auf Jülich und Berg[1] gescheitert ist. Man braucht nur die Wirkungen in den Ursachen zu lesen, um sich davon zu überzeugen. Da mir der Ruhm des Königs sehr am Herzen liegt, schmerzt es mich zu sehen, daß nicht alle nötigen Maßregeln ergriffen werden, um die Sache erfolgreich durchzuführen. Ich glaube sogar einen geheimen, gegen uns gerichteten Plan zu erkennen, Wolken, die sich zum Gewitter zusammenballen. Vielleicht wäre es noch Zeit, ihm auszuweichen; vielleicht könnte man durch geeignete Maßnahmen die Stimmung mehr zu unsern Gunsten wenden als jetzt. Was mich aber am meisten beunruhigt, ist, daß ich unsrerseits eine gewisse Lethargie sehe, und das zu einer Zeit, wo die Furcht vor unsren Waffen vergangen ist, und man die Verwegenheit so weit treibt, uns zu verachten. Ich wage nicht zu sagen, was ich befürchte; vielleicht raunt mir mein geschwollener Bauch trübe Gedanken zu: Sie werden sie erraten, auch ohne daß ich sie sage. Kurz, ich befürchte um so größeres Unglück, je weniger man darauf vorbereitet ist.

Möge der Himmel, der über die Reiche wacht, der sie nach Gutdünken erhebt und zerstört, alles Unheil abwenden, das mein beängstigter Geist prophezeit! Niemand kann an der Wohlfahrt Preußens mehr Anteil nehmen als ich. Daß ich das tue, ist natürlich und berechtigt, und wenn Sie finden, daß meine Mutmaßungen zu weit gehen, werden Sie es um so entschuldbarer finden, weil jemand, dem etwas am Herzen liegt, es stets übertreibt. Mir bleibt nur noch die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung, mit der ich, hochverehrter General, verbleibe

Ihr treuergebener Freund

Friderich.

74. An Grumbkow

Rheinsberg, 28. Januar 1737.

Hochverehrter General,

Sie sehen, meine Vermutungen sind nicht so falsch; die Reise des englischen Gesandten[2] nach Sachsen öffnet Ihnen die Augen. Der sächsische Hof und die, die zu seiner Erhöhung beigetragen haben, werden sich zusammentun, Streit mit uns suchen und uns wider Willen zwingen, die Waffen zu ergreifen oder die schmählichsten Bedingungen, die sie uns diktieren werden, zu unterzeichnen.

Aus der Stille meiner Freistatt sehe ich kaltblütig allem zu, was sich in der Welt ereignet. Komme, was da wolle, mein Ruf und mein Ruhm werden nicht darunter leiden. Infolgedessen kann ich die Ereignisse besser beurteilen als die Leute, die

[1] 1728 hatte Kaiser Karl VI. gegen Garantie der Pragmatischen Sanktion an Preußen seine Ansprüche auf das Herzogtum Berg, auf das er beim Aussterben der regierenden Linie Pfalz-Neuburg (1742) ohnehin Ansprüche hatte, abgetreten, seither sich dieser Verpflichtung aber zu entziehen versucht; vgl. Werke Bd. I, S. 152. — [2] Melchior Guy Dickens, englischer Gesandter am preußischen Hofe 1730 bis 1741. Friedrich Wilhelm hatte im Polnischen Erbfolgestreit zunächst gegen Sachsen für Stanislaus Partei genommen, später sich neutral verhalten; vgl. Werke Bd. I, S. 152—155.

zu sehr an ihrem eignen Werke hängen, ihrer Kraft zu sehr vertrauen und sich über das Unglück erhaben wähnen. Ich liebe den König; sein Ruhm liegt mir am Herzen, und ich besitze wahrhafte Hingebung für mein Vaterland: aus diesen Gründen allein interessiere ich mich für das Staatswohl. Diese Gefühle flößen mir Besorgnis ein und lassen mich düster in die Zukunft blicken. Es wäre zu wünschen, daß der König den Kurfürsten von Sachsen schließlich als König von Polen anerkennte. Durch diesen einzigen Schritt könnte er den Geschäften vielleicht eine ganz andere Wendung geben. Er könnte einen Hof versöhnen, der nur zu erbittert ist, mit seinen Feinden wieder anknüpfen, dem Sturm nachgeben, um ihm auszuweichen, und Zeit gewinnen, um nach einer gewissen Reihe von Ereignissen, wenn günstigere Umstände eintreten, diese benutzen zu können.

Ich interessiere mich sehr wenig für die Revuen, ausgenommen die meine, die ich schlecht und recht zu überstehen hoffe. Unser Zeitalter ist zu unserm Unglück reicher an Unterhandlungen als an Kriegen. Unsere militärische Stellung ist gut, aber unsren Unterhandlungen fehlt der Nachdruck; der Gang der auswärtigen Geschäfte erscheint schleppend. Vielleicht sage ich zuviel. Meine Absichten sind lauter, ich vergehe mich höchstens aus Hingebung für den König. Dann aber ist diese Sünde verzeihlich, und es ist meiner Meinung nach stets besser, zuviel Eifer als zuviel Kälte zu zeigen. Wenn Sie so denken, können Sie selbst urteilen, daß meine Freundschaft und Hochachtung für Sie stets tätig sein werden. Ich verbleibe, lieber General, Ihr treuergebener Freund

Friderich.

75. An Voltaire

Remusberg, 8. Februar 1737.

... Wolff nimmt am Schluß seiner „Metaphysik" eine Seele an, die getrennt vom Körper existiert. Über ihre Unsterblichkeit drückt er sich folgendermaßen aus: „Da die Seele auf einen Schlag und nicht allmählich erschaffen ist, kann Gott sie nur durch einen förmlichen Willensakt vernichten." Er scheint an die Ewigkeit der Welt zu glauben, obwohl er sich da nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit ausdrückt.

Das Greifbarste, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt, ist nach meiner schwachen Einsicht dies: Die Welt ist ewig in der Zeit und in der Abfolge des Geschehens. Da aber Gott zeitlos ist, muß er schon vor allem Seienden gewesen sein. Sicher ist, daß die Welt viel älter ist, als wir glauben. Hat Gott sie von Ewigkeit her schaffen wollen, so folgt daraus mit Notwendigkeit — da Wollen und Vollbringen bei ihm eins ist —, daß die Welt ewig ist. Fragen Sie mich bitte nicht, was Ewigkeit ist, denn ich gestehe Ihnen im voraus, daß ich mit diesem Ausdruck etwas sage, was ich selbst nicht recht begreife. Die metaphysischen Fragen gehen über unser Verstehen. Umsonst suchen wir das zu erraten, was unser Begriffsvermögen übersteigt, und in dieser Welt der Unwissenheit gilt die wahrscheinlichste Hypothese für das beste System.

Das meine besteht darin, das höchste Wesen als Quell aller Güte und alles Erbarmens und somit als einzig verehrungswürdig anzubeten[1], das elende Schicksal der Menschen zu lindern und ihnen beizustehen und mich im übrigen in den Willen meines Schöpfers zu fügen. Er wird mit mir nach Gutdünken schalten, und ich habe von ihm nichts zu befürchten, komme, was da wolle. Ich vermute, das ist auch ungefähr Ihr Glaubensbekenntnis.

Wenn ich mit Vernunft begabt bin, so wage ich zu hoffen, daß sie durch meinen Mund spricht, und zwar auf eine für Sie sehr vorteilhafte Weise. Sie wird Ihnen gerecht als dem größten Manne Frankreichs und einem Sterblichen, der sein Wort in Ehren hält.

Komme ich je nach Frankreich, so wird meine erste Frage sein: wo ist Herr von Voltaire. Der König und sein Hof, Paris und Versailles, Weiber und Vergnügen — alledem soll meine Reise nicht gelten, nur Ihnen allein. Gestatten Sie mir, noch einen Anlauf zu machen, um die „Pucelle"[2] zu erhalten. Wenn Sie mich für unfähig halten, einen Mann, den ich hochschätze, zu verraten, wenn Sie mich für einen Ehrenmann halten, werden Sie es mir nicht abschlagen. Diese Charaktereigenschaft ist mir zu kostbar, um sie je im Leben zu verleugnen. Wer mich kennt, weiß, daß ich weder indiskret noch unvorsichtig bin.

Fahren Sie fort, die Welt zu erleuchten. Die Fackel der Wahrheit konnte keinen besseren Händen anvertraut werden. Ich werde Sie von ferne bewundern, verzichte aber darum nicht auf die Hoffnung, Sie eines Tages zu sehen. Sie haben es mir versprochen, und ich behalte mir vor, Sie seinerzeit daran zu erinnern.

Seien Sie meiner Hochachtung versichert. Ich verschenke sie nicht leichtfertig und ziehe sie ebensowenig zurück. Mit dieser Gesinnung verbleibe ich für immer Ihr wohlgewogener Freund Friderich.

In jener Zeit sandte Friedrich an Voltaire Wolffs Metaphysik in der Übersetzung von Suhm. Voltaire dankte im März dafür, ohne seine Zustimmung zu Wolffs Lehren auszusprechen. „Man mag etwas gegen sein System vorbringen können, aber nichts gegen seine Tugend und sein Genie. Ihn einen Atheisten und unmoralisch nennen, ja ihn verfolgen, das scheint mir verrückt gehandelt. Alle Theologen aller Länder gleichen mit ihrer Verranntheit in fromme Chimären den Kardinälen, die Galilei verurteilten. Ob sie wohl Wolff lebendig verbrennen möchten, weil er mehr Geist besitzt als sie?"

76. An Grumbkow

Remusberg, 14. Februar 1737.

Hochverehrter General,

Ich schicke Ihnen alle mir zugesandten Briefe über die Verhandlungen betreffs Jülich und Berg zurück, da ich zu sehr fürchte, dergleichen Schriftstücke in Händen zu

[1] Vgl. Friedrichs Gedicht „Rechtfertigung der Güte Gottes" von 1737, Werke Bd. X, S. 32 ff. — [2] Voltaires „Pucelle", die bekannte Verhöhnung der Jungfrau von Orleans, erschien erst 1739.

haben. Was ich in diesem Falle tun würde und was, wie ich glaube, der König tun wird, wäre dies: mich vor allem mit dem Kaiser gutzustellen[1], die Holländer glauben zu machen, ich brauchte ihre Vermittlung[2], mich aber mit ihnen auf nichts einzulassen und inzwischen alle 40 Schwadronen Dragoner nebst den Husaren nach dem Kleveschen zu schicken, 2 Regimenter nebst den Garnisontruppen in Preußen zu lassen und die ganze übrige Infanterie sowie den Rest der schweren Kavallerie in der Mark zusammenzuziehen. Sobald dann jemand Miene macht, meinen Plänen entgegenzutreten, bin ich imstande, ihm auf den Leib zu rücken; und die 40 Schwadronen Dragoner erhalten Befehl, sobald der Erbfall[3] eintritt, in Jülich und Berg einzurücken und beide Fürstentümer zu besetzen. Will man dann zu Unterhandlungen schreiten, so kann man weiter nichts tun, als uns zur Räumung von Jülich bewegen und uns Berg zu lassen. Besetzen wir dagegen nur Berg, so wird man uns auch dies halb wieder abnötigen[4]. Vielleicht können Sie von diesen Erwägungen Gebrauch machen. Finden sie Ihren Beifall, so eignen Sie sie sich bitte nur an. Vor allem kommt es darauf an, die Dragoner bald abrücken zu lassen, noch ehe der Erbfall eintritt; denn verpassen wir den Augenblick des Todes des Kurfürsten[5], so ist unser Streich verfehlt.

Könnte man nicht vielleicht ein paar pfälzische Offiziere gewinnen, die bei ihren Regimentern in den Fürstentümern stehen, damit sie uns die Städte ausliefern, sobald der Erbfall eintritt?

Ich werfe Ihnen alle möglichen Gedanken hin, die mir durch den Kopf gehen. Wählen Sie, kürzen und verbessern Sie nach Gutdünken, wenn Sie nur etwas davon gebrauchen können. Leben Sie wohl, lieber General. Ich bin mit besonderer Hochschätzung Ihr treuergebener Freund

Friderich.

77. An Duhan

Rheinsberg, 13. März 1737.

Mein lieber Duhan,

Menschen, die uns teuer sind, für immer zu verlieren, ist gewiß eine der schwersten Prüfungen, die wir in dieser Welt durchmachen müssen. Standhaftigkeit, Festigkeit und Vernunft erscheinen uns in so traurigen Stunden als schwache Stützen; wir

[1] Das erkannte Friedrich bald als Irrtum; vgl. den Brief vom 24. März 1737. — [2] Damals verhandelte Preußen mit den Niederlanden über Besetzung Jülich-Bergs durch neutrale Truppen; diese gingen aber darauf nicht ein. — [3] Vgl. die Anmerkung zum Brief vom 20. Januar 1737. — [4] 1728 hatte der Kaiser Preußen das ganze Herzogtum Berg versprochen, 1732 aber erklärt, daß es auf einen Teil einschließlich der Hauptstadt Düsseldorf verzichten müsse. — [5] Karl Philipps von der Pfalz.

hören dann nur auf unsern Schmerz. Ich sehe Sie in dieser Lage und beklage Sie von ganzem Herzen. Sie verlieren einen geliebten Vater[1], der Ihnen mit einer sorgfältigen Erziehung eine doppelte Wohltat erwiesen hat. Aber Ihr Vater war alt; seine Altersschwäche mußte Ihnen sein nahes Ende vorhersagen. Die flüchtige Zeit, die alles dahinrafft, und der Strom der Ereignisse, in dem Welle sich an Welle schließen muß, wird Sie etwas über den eben erlittenen Verlust trösten. Nach dem unwiderruflichen Ratschluß des Schicksals müssen alle Menschen sterben. Ihr Vater hat der Natur diesen Tribut soeben entrichtet, und die Reihe wird auch an uns kommen. Gibt es etwas Gewöhnlicheres, als Geburt und Tod? Trotzdem sind wir stets erstaunt über den Tod, als wäre er etwas uns Fremdartiges und Ungewohntes.

Trösten Sie sich, mein lieber Duhan, so gut Sie können. Bedenken Sie, daß die Notwendigkeit alles Geschehen bestimmt und daß man unmöglich gegen die Beschlüsse des Schicksals ankämpfen kann. Wir machen uns nur unglücklich, ohne etwas an unsrer Lage zu ändern, und verbittern uns die schönsten Tage des Lebens, dessen Kürze uns einladen sollte, unser Unglück nicht zu sehr zu beklagen. Es gibt für mich nichts Schmeichelhafteres, als daß Sie mir Ihr Vertrauen schenken und an mir Ihren Rückhalt suchen. Wie glücklich wäre ich, könnte ich allen Betrübten eine Stütze und allen Unglücklichen ein Beistand sein! Ja, wie froh würde ich sein, könnte ich Ihren Schmerz lindern und einen Balsam finden, der die Wunde zu heilen vermöchte, die der Kummer Ihnen geschlagen hat! Wenn meine Freundschaft Ihnen etwas helfen kann, so bitte ich Sie, darauf zu zählen und von meiner Gesinnung gegen Sie Gebrauch zu machen.

Wir sind hier etwa fünfzehn Freunde in tiefer Zurückgezogenheit; wir genießen die Freuden der Freundschaft und die Süßigkeit der Ruhe. Mein Glück wäre wohl vollkommen, wenn Sie unsre Einsamkeit mit uns teilen könnten. Wir kennen keine heftigen Leidenschaften und trachten einzig und allein nach Lebensgenuß.

Nehmen Sie die Kleinigkeit an, die ich Ihnen sende. Wenn meine Freundschaft sich auch nicht durch große Wirkungen offenbaren kann, so versuche ich doch wenigstens, geringe Proben davon zu geben, die gleichsam ein Unterpfand meines guten Willens sind. Ich bin gewiß, daß Sie meine Sendung in diesem Sinne auffassen und nie an der aufrichtigen Hochschätzung zweifeln werden, mit der ich, mein lieber Duhan, verbleibe

Ihr treuergebener Freund

Friderich.

[1] Duhans Vater war vor seiner Flucht aus Frankreich Staatsrat gewesen; in Preußen wurde er Legationsrat; 1730 entzog der König ihm sein Gehalt.

78. An Grumbkow

Ruppin, 24. März 1737.

Lieber General,

Ich danke Ihnen vielmals für die mir freundlichst mitgeteilten Nachrichten. Ich habe eine Bemerkung über den maßlosen Stolz gemacht, den Ihr Korrespondent beim Wiener Hofe findet. Lesen Sie bitte jede beliebige Geschichte: darin werden Sie sehen, daß der maßlose Stolz der Monarchien stets der Vorbote ihres Niederganges oder ihres Sturzes war. Die gegenwärtige Lage des Hauses Österreich ist ziemlich kritisch. Stürbe der Kaiser an einem der vier nächsten Tage, welche Umwälzungen würde die Welt dann nicht erleben! Jeder möchte an seinem Erbe teilhaben, und man sähe ebensoviel Parteien wie Herrscher ...

Ich kehre jetzt nach Rheinsberg zurück; es ist mein Sanssouci. Glücklich, wer ohne Ehrgeiz seine Tage an einer Stätte beschließen kann, wo man nur Ruhe kennt, die Blumen des Lebens pflückt und die kurze Zeit genießt, die uns auf Erden beschieden ist! Was Sie betrifft, so ist es Ihr Schicksal, eine der großen Federn einer Uhr zu sein, während meine Lage dem festen Punkt auf dem Zifferblatt dieser Uhr ähnelt. Sie sind zum Handeln geschaffen und ich zum Genießen. Ich bin, hochverehrter General, mit besonderer Hochschätzung Ihr treuergebener Freund

Friderich.

Voltaire hatte Friedrich überschwänglich gefeiert und ihn zu seinem Schutzheiligen erhoben. Der Kronprinz hatte ihm eine kleine Büste von Sokrates als Stockknopf geschenkt; darauf schrieb Voltaire: „Friedrich ist größer als Sokrates. Sie gehen nicht von Haus zu Haus wie Sokrates, um dem Hausherrn zu sagen, daß er dumm, dem Erzieher, daß er ein Esel sei, dem Schüler, daß er nichts wisse; Sie begnügen sich damit, dies von der Mehrzahl der Tiere, die man Menschen nennt, zu denken, und Sie wollen sie doch glücklich machen." Weiter nannte er ihn den „Oberst des schönsten Regiments von Europa".

79. An Voltaire

Remusberg, 7. April 1737.

Selbst Ihre Art zu siegeln bürgt mir für Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit. Sie schreiben mir in überaus schmeichelhaftem Tone, überhäufen mich mit Lobsprüchen und geben mir Titel, die nur großen Männern gebühren. Ich erliege unter der Last Ihrer Lobpreisungen.

Mein Reich wird sehr klein sein, wenn es nur aus Untertanen von Ihrem Verdienste besteht. Bedarf es der Könige, um Philosophen zu regieren? Der Unwissenden, um Wissende zu lenken? Kurz, bedarf es der Menschen, die Sklaven ihrer Leidenschaften sind, um die im Zaume zu halten, die ihre Laster unterdrücken — nicht durch

Kasteiungen, nicht durch die kindische Furcht vor Hölle und Teufel, sondern durch Liebe zur Tugend?

Die Vernunft ist Ihr Leitstern, Ihre Herrscherin, und Heinrich der Große[1] Ihr Schutzheiliger. Fremder Beistand wäre für Sie überflüssig. Und doch: vermöchte ich Ihnen in meiner jetzigen Stellung einen greifbaren Beweis meiner Gesinnung gegen Sie zu geben, Sie fänden in mir einen Heiligen, der sich nie umsonst anrufen ließe. Ich fange mit einer kleinen Probe an. Mir scheint, Sie wünschen mein Porträt zu haben; Sie wünschen es, und ich habe es sofort bestellt.

Um Ihnen zu zeigen, wie sehr die Kunst bei uns in Ehren steht, möchte ich Ihnen sagen, daß es keine Kunst gibt, die wir nicht zu adeln suchen. Einer meiner Edelleute, Knobelsdorff[2], der nicht bloß mit dem Pinsel ein Künstler ist, hat dies Porträt begonnen. Er weiß, daß er für Sie arbeitet und daß Sie ein Kenner sind; das ist ihm Ansporn genug, sich selbst zu übertreffen. Einer meiner Busenfreunde, Baron Keyserlingk[3], genannt Cäsarion, wird Ihnen mein Bild überbringen. Es wird Ende nächsten Monats in Cirey sein. Wenn Sie ihn sehen, werden Sie selbst urteilen, ob er nicht die Achtung jedes Ehrenmannes verdient. Ich bitte Sie, ihm Ihr Vertrauen zu schenken. Er hat den Auftrag, Sie lebhaft zu drängen wegen der „Pucelle", der „Philosophie Newtons", der „Geschichte Ludwigs XIV."[4] und alles dessen, was er Ihnen abpressen kann.

Wie könnte ich auf Ihre Verse antworten, außer wenn ich zum Dichter geboren wäre? Ich bin nicht so verblendet, mir einzubilden, daß ich Talent zum Versemachen hätte. In einer fremden Sprache schreiben, dichten und was schlimmer ist, von Apollo verleugnet zu werden, das ist zuviel!

Ich drechsle Reime, weil es mich ergötzt.
Ist man Poet, wenn man Zäsuren setzt,
Wenn man, von unbescheidner Glut geplagt,
Nur über dies und das sein Sprüchlein sagt?
Doch seh ich Dich mit starken, sichren Schwingen
Erhabnen Fluges in die Lüfte dringen,
Dann wähn' ich wohl, mich leitete Voltaire —
Doch Ikarus stürzt ab, ertrinkt im Meer!

In Wahrheit versprechen wir anderen Dichter viel und halten wenig. Im selben Atemzuge, wo ich für all die schlechten Verse, die ich an Sie richtete, reumütig Ab-

[1] Heinrich IV. von Frankreich, der Held von Voltaires „Henriade". — [2] Hans Georg Wenzeslaus Freiherr von Knobelsdorff (1697—1753), war besonders Architekt; er baute das Rheinsberger und Charlottenburger Schloß aus und erbaute Sanssouci und das Berliner Opernhaus; Friedrichs Gedächtnisrede auf Knobelsdorff: Werke Bd. VIII, S. 222—226. — [3] Vgl. den Brief vom 15. August 1736 an Suhm. — [4] Die „Philosophie Newtons" erschien 1738, das „Zeitalter Ludwigs XIV." erst 1751.

bitte leiste, falle ich schon wieder in denselben Fehler. Daß Berlin Athen werde, — die Prophezeiung nehme ich gern an. Wenn es nur imstande ist, Voltaire anzulocken, muß es unfehlbar eine der berühmtesten Städte Europas werden . . .

Wodurch hätte mein Regiment Ihre Neugier erregen können? Ich wünschte, es würde durch seine Tapferkeit, nicht durch seine Schönheit bekannt. Nicht durch ein eitles Aufgebot von Prunk und Pracht, nicht durch äußeren Glanz soll ein Regiment sich hervortun. Die Truppen, mit denen Alexander Griechenland unterwarf und den größten Teil von Asien eroberte, sahen ganz anders aus: ihr einziger Schmuck war Eisen. Sie waren durch lange harte Gewöhnung kriegsgestählt, wußten Hunger und Durst und alle Leiden zu ertragen, die die Härte eines langen Krieges mit sich bringt. Strenge, eiserne Disziplin schweißte sie zusammen, ordnete alle dem gleichen Zweck unter und befähigte sie, die größten Pläne ihrer Führer rasch und mit Nachdruck auszuführen.

Was die Anfänge der römischen Geschichte betrifft[1], so fühlte ich mich verpflichtet, ihre Wahrheit zu verteidigen, und zwar aus einem Grunde, der Sie verwundern wird. Um Ihnen das zu erklären, muß ich ins Detail gehen, werde es aber nach Möglichkeit abkürzen.

Vor einigen Jahren fand sich in einer vatikanischen Handschrift die Geschichte des Romulus und Remus in einer ganz anderen Lesart als der bekannten. Danach entging Remus den Nachstellungen seines Bruders und flüchtete, um sich seiner eifersüchtigen Wut zu entziehen, nach dem Norden Germaniens ans Ufer der Elbe. Dort baute er an einem großen See eine Stadt, der er seinen Namen gab. Nach seinem Tode wurde er auf einer Insel bestattet, die mitten im Wasser lag und eine Art von Berg inmitten des Sees bildete.

Vor vier Jahren waren zwei Mönche hier, die der Papst ausgesandt hatte, um die von Remus gegründete Stadt zu entdecken. Nach der eben gemachten Beschreibung kamen sie zu dem Schluß, daß dies Remusberg sein müßte. Die biederen Patres haben auf der Insel und überall nachgraben lassen, um die Asche des Remus zu entdecken. Sei es, daß sie nicht sorgfältig genug bewahrt worden ist, oder daß die alles zerstörende Zeit sie zu Erde verwandelt hat, fest steht, daß sie nichts gefunden haben.

Nach einer nicht besser bestätigten Überlieferung hat man vor etwa hundert Jahren bei der Fundamentierung dieses Schlosses zwei Steine gefunden, in die die Geschichte vom Geierflug eingegraben war. Obwohl die Figuren sehr zerstört waren, ließ sich doch noch etwas erkennen. Unsere gotischen Ahnen, die leider sehr unwissend waren und für Altertümer wenig Sinn hatten, haben es unterlassen, uns diese kostbaren geschichtlichen Denkmäler zu erhalten, und so sind wir in tiefer Unwissenheit über die Wahrheit einer so wichtigen Tatsache geblieben.

[1] Über die Voltaire ihn nach seinem Urteil gefragt hatte.

Vor noch nicht drei Monaten fand man beim Umgraben des Gartens eine Urne und römische Münzen, die aber so alt waren, daß die Prägung fast ganz verwischt war. Ich habe sie an La Croze[1] geschickt. Er meint, sie könnten etwa 1700 bis 1800 Jahre alt sein.

Ich hoffe, Sie werden mir für die eben berichtete Anekdote Dank wissen und mir ihretwegen das Interesse nachsehen, das ich an allem nehme, was die Geschichte des einen Gründers Roms betrifft, dessen Asche ich zu besitzen glaube. Im übrigen wirft man mir nicht grade zuviel Leichtgläubigkeit vor. Wenn ich fehlgreife, so gewiß nicht aus Aberglauben.

Mein Glaube traut dem bloßen Scheine nicht;
Des Irrtums Feind, sucht er der Wahrheit Licht.
An Fabeln grenzt das Große, Wunderbare;
An Einfachheit erkennt der Mensch das Wahre.

Aus Wahrheitsliebe und Abscheu vor der Ungerechtigkeit habe ich Wolffs Partei ergriffen. Die nackte Wahrheit hat wenig Macht über die meisten Menschen; um sich hervorzuwagen, muß sie mit Rang und Würden bekleidet sein und den Schutz der Großen genießen.

Unwissenheit, Fanatismus, Aberglaube, blinder Eifer Hand in Hand mit Eifersucht — das waren Wolffs Verfolger. Sie haben ihm Verbrechen zur Last gelegt, und erst jetzt beginnt die Welt das Morgenrot seiner Unschuld zu sehen[2].

Ich will mir keinen Ruhm anmaßen, der mir nicht zukommt, noch mir aus fremdem Verdienst Eitelkeit saugen. Ich kann Ihnen versichern, ich habe Wolffs „Metaphysik" nicht übersetzt; einem meiner Freunde gebührt diese Ehre. Eine Verkettung von Zufällen hat den Übersetzer[3] nach Rußland verschlagen, wo er seit ein paar Monaten ist, wiewohl er ein besseres Los verdiente. Ich habe diese Arbeit nur angeregt und durchgesehen. Der Abschreiber hat den Rest der Übersetzung noch in Händen; ich erwarte sie täglich; Sie sollen sie in Bälde haben.

Emiliens[4] Grüße sind mir sehr schmeichelhaft. Ich bitte sie meiner besonderen Hochschätzung zu versichern.

„Da sie Europa zu den Größten zählt" (Henriade 2).

Was könnte ich Newton-Venus abschlagen, ihr, der höchsten Weisheit, die mit allen Reizen der Schönheit und Jugend geschmückt ist? Die Marquise von Châtelet wünscht mein Bild zu besitzen (eigentlich müßte ich sie um das ihre bitten); ich willige darein. Jeder Pinselstrich soll Zeugnis dafür ablegen, wie ich sie bewundre.

[1] De la Croze (1661—1739), ein entsprungener Pariser Benediktiner und seit 1697 Bibliothekar in Berlin; er gab Friedrich Unterricht in der Philosophie. — [2] Dies mag sich darauf beziehen, daß Friedrich Wilhelm I. im September 1736 Lange die Fortsetzung seines Streits mit Wolff verboten hatte. — [3] Suhm. — [4] Voltaires Freundin, die Marquise von Châtelet, die einen Auszug aus Newton für den Unterricht ihres Sohnes gemacht hatte; vgl. Werke Bd. VIII, S. 235f. und den Brief vom 24. September 1740.

Ich sende diesen Brief durch Vermittlung von Du Breuil-Tronchin an die mir angegebene Adresse. Ich halte es für zweckmäßig, sich mit dem Postmeister in Trier[1] zu verständigen, um unseren kleinen Briefwechsel zu regeln. Ich warte ab, daß Sie mit ihm das Nötige ausmachen, bevor ich diesen Weg benutze.

Wann wird der größte Mann Frankreichs nicht mehr solcher Vorsichtsmaßregeln bedürfen? Sollen denn Ihre Landsleute die einzigen sein, die Ihnen den verdienten Ruhm neiden? Verlassen Sie dies undankbare Vaterland und kommen Sie in ein Land, wo Sie verehrt werden sollen. Mögen Ihre Talente in dem neuen Athen eines Tages ihren Lohn finden.

Führ' denn bei uns die Schar der Künste ein
Und bring' uns Deinen Schatz: Philosophie!
Ein Volk von Denkern wird Dir folgsam sein;
Erleucht' es durch Dein strahlendes Genie.
Lorbeer und Myrten, hierzuland gepflegt,
Sie harren, daß Emiliens Hand sie pflückt
Und sie dereinst um Deine Schläfen legt,
Dieweil Rousseau[2] vor Wut und Neid erstickt.

Ihre Briefe bereiten mir unendliches Vergnügen; freilich zöge ich ihnen bei weitem die Freude vor, mit Ihnen zu plaudern und Sie mündlich meiner ausgezeichneten Hochachtung zu versichern, mit der ich stets verbleibe

Ihr wohlgeneigter Freund

Friderich.

[1] Voltaire fürchtete, seine Briefe über Paris gehen zu lassen. — [2] Der Lyriker Jean Baptiste Rousseau (1670—1741), mit dem Voltaire verfeindet war; vgl. oben S. 79.



80. An Wilhelmine

Ruppin, 1. Mai 1737.

Teuerste Schwester,

Du bist nicht die einzige, die sich bei den Osterpredigten gelangweilt hat: ich mußte in Potsdam deren zehn oder zwölf über mich ergehen lassen! Ich bin wirklich nicht ein so guter Zuhörer gewesen wie Du, und wenn's um mein Leben ginge, ich vermöchte Dir nicht anzugeben, wovon die Rede gewesen. Die Geistlichen werden dafür bezahlt, daß sie jeden Sonntag ein bis zwei Stunden dem Publikum was vorpredigen, und wenn sie, auf die Gefahr hin, sich die Schwindsucht an den Hals zu reden, diese Zeit damit hinbringen, so glauben sie, ihrer Pflicht genügt zu haben. Ich meinesteils gedenke diese Herren nicht weiter zu bemühen. Was sie mir zu sagen haben, das weiß ich alles und bin der Meinung, um ein tugendhafter Mensch zu sein, bedarf man ihres Beistandes nicht.

Wir exerzieren hier täglich, die Besichtigungen werden diesmal spät sein, vor dem Zehnten kommenden Monats, heißt es, werden wir nicht in Berlin einrücken. Ein paar Tage gedenke ich zwischendurch auf Remusberg zu verleben, im Genuß des schönen Wetters und der angenehmen Gesellschaft. Meine Schwester[1] und der Herzog von Braunschweig werden bestimmt zur Berliner Truppenschau eintreffen. Noch wage ich nicht, mir mit der Hoffnung auf ein Wiedersehn mit Dir zu schmeicheln, eine Enttäuschung würde mich gar zu hart treffen.

In einer Erörterung über die Philosophie Wolffs hatte Voltaire auf die Beziehungen zwischen Mensch und Tier hingewiesen. „Will ich weitergehen, so finde ich einen Abgrund, an dessen Rand ich anhalte." Weiter handelte er davon, wieviel leichter die protestantischen Fürsten es hätten, aufgeklärt und tolerant zu sein als die katholischen. Es habe den Holländern nicht genützt, daß sie die Verfolgung des Philosophen Bayle (1674—1706) durch den Rotterdamer Geistlichen Jurieu gestatteten.

81. An Voltaire

Amalthea[2], den 14. Mai 1737.

. . . Ich spreche meiner Ode[3] das Urteil und gebe alle Fehler zu, die Sie mir vorwerfen. Aber dadurch werde ich mich nicht abschrecken lassen, im Gegenteil, ich werde Sie noch mit einigen Gedichten belästigen und Sie bitten, sie ebenso streng zu

[1] Charlotte, Gemahlin des Herzogs Karl von Braunschweig. — [2] Amalthea nannte Friedrich seinen Garten bei Ruppin; so hieß das Landgut von Ciceros Freund Atticus. — [3] Friedrich hatte Voltaire seine Ode auf die Vergeßlichkeit zugesandt.

korrigieren. Wenn ich auch keinen andren Vorteil davon habe, so doch die glückliche Gelegenheit, Ihnen ein paar gute Verse auszuführen. Welch ein Unterschied, wenn der gleiche Gegenstand von zwei verschiedenen Menschen behandelt wird.

Den Grazien, Deinem ständigen Geleit,
Verdank' ich meiner Verse neue Hülle.
Sie helfen meiner Ungeschicklichkeit,
Mein ödes Machwerk prangt in Blumenfülle.
So zeigt dies Wunder: was Du auch behandelst,
Daß Du es stets in lautres Gold verwandelst.

Nun zur Philosophie. Sie schlagen in allem den Weg der großen Genies ein, die, niedrer und gemeiner Eifersucht fremd, das Verdienst schätzen, wo sie es finden, und es vorurteilslos anerkennen. Ich danke Ihnen in Wolffs Namen für die schmeichelhafte Art, in der Sie sich über ihn auslassen. Die Schwierigkeiten, die sich beim „einfachen Wesen" herausstellen, haben Sie, wie ich sehe, sehr wohl begriffen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen darauf antworte.

Die Mathematiker beweisen, daß eine Linie unendlich teilbar ist und daß alles, was zwei Seiten oder — was auf das gleiche herauskommt — zwei Richtungen hat, sich gleichfalls teilen läßt. Bei Wolffs Satz aber handelt es sich, wenn ich mich nicht irre, weder um Linien noch um Punkte, sondern um Einheiten oder unteilbare Atome, aus denen die Materie besteht.

Kein Mensch sieht sie und wird sie je sehen; folglich kann man sie sich nicht vorstellen, denn vorstellen läßt sich nur das sinnlich Wahrnehmbare. Nun sagt Wolff alles, was das „einfache Wesen" nicht sein kann. Er scheidet Räumlichkeit, Länge, Breite usw. mit größter Vorsicht aus, um den Schlußfolgerungen der Mathematiker vorzubeugen, die auf sein einfaches Wesen nicht mehr anwendbar sind, da es keine körperlichen Eigenschaften besitzt. Unser Philosoph benutzt den Kunstgriff des Paulus, der uns bis an die Schwelle des himmlischen Heiligtums führt, uns dort aber unserer eignen Phantasie überläßt, indem er den Ausdruck „das Unaussprechliche" an Stelle von etwas setzt, was er nicht erklären könnte, ohne sich eine Blöße zu geben.

Trotzdem scheint mir nichts wahrer, als daß jedes zusammengesetzte Etwas aus Teilen bestehen muß. Die Teile können ihrerseits wieder in so viel Teile zerfallen, wie Sie sich vorstellen wollen. Aber schließlich muß man doch auf Ureinheiten stoßen. Da jedoch unsere Augen nicht scharf genug, unser Tastsinn nicht fein genug und unsere Instrumente zu grob sind, werden wir die Materie nie so weit zerlegen können, um diese Ureinheiten zu finden.

Was stellen Sie sich bei einem Regiment von 1500 Mann vor? Doch gewiß diese 1500 Mann als ebensoviel Einheiten oder Individuen unter ein und demselben

Führer. Nehmen wir einen dieser Leute für sich. Ich finde, daß er ein endliches, räumliches Wesen ist, das Breite, Länge und Tiefe besitzt und Grenzen hat, folglich auch eine Gestalt. Ich finde, daß er teilbar ist (die Erfahrung beweist es); aber ich kann nicht behaupten, daß er unendlich teilbar sei. Kann er endlich und zugleich unendlich sein? Nein, denn das wäre ein Widerspruch. Da nun ein Ding nicht zugleich etwas sein und nicht sein kann, muß der Mensch notwendig endlich sein; folglich gibt es Einheiten, die sich zu Mehrheiten zusammensetzen, und diese zusammengesetzten Mehrheiten nennt man Materie.

Ich schenke Ihnen gern den göttlichen Aristoteles, den göttlichen Plato und alle Heroen der scholastischen Philosophie. Sie nahmen ihre Zuflucht zu Worten, um ihre Unwissenheit zu verbergen. Ihre Schüler glaubten ihnen aufs Wort, und jahrhundertelang haben die Menschen bloß geredet, ohne sich zu verstehen. Heutzutage darf man die Worte nur in ihrem eigentlichen Sinne brauchen. Wolff definiert jedes Wort und bestimmt seinen Gebrauch, und da er die Ausdrücke festgelegt hat, so beugt er vielen Streitereien vor, die oft nur aus einem Wortspiel entstehen, oder aus der verschiedenen Bedeutung, die die Menschen den Worten beilegen.

Nichts ist so wahr wie das, was Sie über die Metaphysik sagen. Aber ich gestehe, daß ich, abgesehen davon, bei meinem von Natur wißbegierigen Geiste nicht umhin kann, Fragen zu ergründen, die ihn fesseln, ja ihn selbst durch die darin liegenden Schwierigkeiten reizen.

Sie sagen mir in der höflichsten Weise von der Welt, daß ich ein Tier bin. Ich hatte es bisher schon dunkel geahnt, nun aber fange ich an, davon überzeugt zu sein. Ernstlich gesprochen: Sie haben nicht unrecht, und die Vernunft, dies Vorrecht, mit dem sich die Menschen so hochmütig brüsten, — wer besitzt sie denn? Mußten die Menschen, um miteinander auszukommen, nicht Oberhäupter wählen und sich Gesetze geben, um sich einzuschärfen, daß es unrecht ist, einander zu töten, zu berauben usw.? — Diese vernünftigen Menschen bekriegen sich wegen hohler Argumente, die sie selbst nicht begreifen. Diese vernünftigen Menschen haben hundert verschiedene Religionen, eine widersinniger als die andre. Diese vernünftigen Menschen leben gern und lange und klagen über die Länge der Zeit und ihre ewige Langeweile. Sind das Zeichen der Vernunft, die sie von den Tieren unterscheidet?

Man kann mir die gelehrten Entdeckungen der Mathematiker entgegenhalten, die Berechnungen von Bernoulli[1] und Newton, aber wodurch waren sie vernünftiger als andre? Sie verbrachten ihr ganzes Leben damit, algebraische Lehrsätze und Zahlenverhältnisse zu entdecken, und nutzten die kurze Spanne Leben nicht weiter aus. Wie billige ich einen Philosophen, der sich in Emiliens Armen ausruht! Ich muß gestehen, daß ich seine Bekanntschaft der Kenntnis des Gravitationszentrums,

[1] Jakob Bernoulli (1654—1705), Professor in Basel oder Johann Bernoulli (1667—1748), Mathematiker in Groningen, später in Basel.

der Quadratur des Kreises, der Goldtinktur[1] und der Sünde gegen den Heiligen Geist tausendmal vorziehen würde.

Sie sprechen als kluger Mann über die Herrscher des Nordens. Unstreitig haben sie Luther und Calvin (armen Teufeln übrigens) viel zu danken: sie haben sie vom Priesterjoch befreit und ihre Einkünfte durch Einziehung der Kirchengüter beträchtlich gesteigert; trotzdem ist ihre Religion von Aberglauben und Frömmelei noch nicht gereinigt. Wir haben eine Sekte von Pietisten, die den englischen Presbyterianern um ein Haar gleichen. Sie sind um so unleidlicher, als sie alle, die nicht ihrer Meinung sind, mit großer Rechtgläubigkeit unwiderruflich verdammen. Man muß seine Meinung verbergen, um sich nicht zur Unzeit Feinde zu machen. Es gibt eine landläufige Redensart, die jeder im Munde führt: „Der Mensch hat weder Treu noch Glauben". Das allein wiegt den Spruch eines Konzils auf. Sie verurteilen, ohne zu hören, und verfolgen, ohne zu kennen. Überhaupt, wer die anerkannte Landesreligion antastet, greift die menschliche Eigenliebe in ihrer Wurzel an; denn jeder zieht eine anerkannte Meinung und den Glauben der Väter jedem andren Glauben vor, auch wenn er vernünftiger ist als der ihre.

Über Bayle teile ich Ihre Meinung. Der elende Jurieu, sein Verfolger, vergaß zuerst die Pflicht jeder Religion, die Menschlichkeit. Bayle scheint mir überhaupt um so schätzenswerter, als er zur Sekte der Akademiker[2] gehörte, die lediglich das Für und Wider der Fragen angibt, ohne waghalsige Urteile über Dinge zu fällen, deren Abgrundtiefe wir nicht erkennen.

Mir ist, als sähe ich Sie bei Tisch sitzen, das Glas in der Hand, und an Ihren Freund denken. Es schmeichelt mir mehr, wenn Sie auf mein Wohl trinken, als wenn Sie mir Tempel errichten, die man einem Augustus errichten würde. Dem Brutus genügte Catos Beifall und mir genügt die Zustimmung eines Weisen.

Wie mächtig kommen Sie meiner Eigenliebe zu Hilfe! Ich setze ihr stets die Freundschaft entgegen, die Sie mir darbringen, aber wie schwer ist es, gerecht gegen sich selbst zu sein! Und wie sehr muß man nicht auf der Hut vor der Eitelkeit sein, zu der wir alle von Natur neigen!

Mein kleiner Gesandter[3] wird bald nach Cirey abreisen, mit einem Beglaubigungsschreiben und meinem Bilde versehen, das Sie durchaus haben wollen. Militärische Pflichten haben seinen Aufbruch verzögert. Er ist wie der verheißene Messias; ich rede stets von ihm, und er kommt nie. Ihm bitte ich alles zu übergeben, was Sie meiner Verschwiegenheit anvertrauen wollen. Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr wohlgeneigter Freund

Friderich.

[1] Aurum potabile, ein damals vielgebrauchtes alchimistisches Heilmittel. — [2] Gemeint ist Platons Akademie; vgl. auch Werke Bd. VIII, S. 17. — [3] Keyserlingk; vgl. den Brief vom 7. April 1737.

82. An Suhm

Berlin, 22. Juni 1737.

Mein lieber Diaphanes,

... Die letzten Tage haben neue Scherereien gebracht. Das Ganze kommt von der Eifersucht Bredows[1] gegen Wolden. Bredow hat es fertig gebracht, dem König weiszumachen, ich sei ein Mensch ohne Religion; Manteuffel und Sie hätten viel dazu beigetragen, mich zu verderben, und Wolden wäre ein Narr, der bei uns den Hanswurst spielte und mein Günstling wäre. Wie Sie wissen, ist die Anklage der Gottlosigkeit die letzte Zuflucht aller Verleumder; wenn das gesagt ist, erübrigt sich alles Weitere. Der König hat Feuer gefangen; ich habe mich aber wacker gehalten; mein Regiment war großartig, und die Griffe, etwas Mehl, auf die Köpfe der Soldaten gestreut, Leute über sechs Fuß und viele Rekruten waren stärkere Argumente als die meiner Verleumder. Nun ist alles still, und von Religion, Wolden, meinen Verfolgern und meinem Regiment ist nicht mehr die Rede.

Ich reise am 25. nach Amalthea[2], meinem lieben Garten in Ruppin und brenne vor Ungeduld, meinen Weinberg, meine Kirschen und Melonen wiederzusehen. Dort werde ich friedlich und aller unnützen Sorgen ledig nur für mich leben. Ich geize täglich mehr mit meiner Zeit; ich verliere sie nur sehr ungern und gebe mir selbst Rechenschaft über ihre Verwendung. Mein Geist ist ganz im Banne der Philosophie; sie leistet mir vorzügliche Dienste, und ich halte mich stets an sie. Ich bin glücklich und fühle mich viel ruhiger als früher; meine Seele wird nicht mehr so oft von heftigen und stürmischen Regungen erschüttert. Ich unterdrücke die ersten Ausbrüche meiner Leidenschaften und entscheide mich erst, nachdem ich reiflich erwogen habe, um was es sich handelt. Das Prinzip des Widerspruchs und des hinreichenden Grundes ist doch etwas Schönes! Sie lassen es in unsrer Seele hell und licht werden; auf sie gründe ich meine Urteile, nicht minder darauf, daß man keinen Umstand außer acht lassen soll, wenn man verschiedene Fälle miteinander vergleicht, um die Schlüsse, die man aus den einen zieht, auf die andren anzuwenden. Das sind die Arme und Beine meiner Vernunft; ohne sie wäre sie ein Krüppel, und ich ginge wie die große Masse auf den Krücken des Aberglaubens und des Irrtums.

Meiner Treu, die meisten Menschen denken nicht! Sie befassen sich nur mit dem Gegenwärtigen, reden nur von dem, was sie sehen, und denken nicht an die geheimen Ursachen und die letzten Gründe aller Dinge. Heute mittag hörte ich ein Gespräch; es drehte sich nur um die Verschiedenheit der Suppen und die beste Art, die Syphilis loszuwerden. Gestern abend wurde über Haarputz, Reifröcke und Moden überhaupt debattiert usw. Und solche Menschen, die so in Nichtigkeiten versunken sind und stets von Langeweile verfolgt werden, leben gern und fürchten sich vor dem Tode! ...

[1] Kaspar Ludwig v. Bredow, Friedrichs militärischer Mentor, Wolden sein Hofmarschall. — [2] Vgl. den Brief vom 14. Mai 1737.

Voltaire hatte dem Kronprinzen am 27. Mai 1737 geschrieben: „Unsere Wissenschaften gehen zurück, aus Mangel an Antrieb, oder weil die Franzosen, seit sie im Zeitalter Ludwigs XIV. das Gute fanden, heute das Unglück haben, nach dem Besseren zu suchen, vielleicht auch, weil die Natur stets nach großen Anstrengungen Ruhe braucht, wie die Erde nach einer reichen Ernte. Das Hauptverdienst unserer Universitäten besteht in ihrem Alter ... Die Oper hält sich, das Schauspiel wird schlechter ... Ich glaube, die Franzosen leben in Europa ein wenig von ihrem Kredit, wie ein reicher Mann, der sich unmerklich ruiniert."

83. An Voltaire

Ruppin, 6. Juli 1737.

... Mir scheint die Geschmacksverderbnis in Frankreich nicht so allgemein, wie Sie glauben. Die Franzosen kennen noch einen Apollo in Cirey, einen Fontenelle[1], Crébillon[2] und einen Rollin[3] als Meister des klaren und schönen historischen Stils, einen Olivet[4] als Übersetzer, einen Bernard[5] und Gresset[6], deren natürliche und gefällige Muse sehr wohl an Stelle eines Chaulieu und La Fare[7] treten kann.

Wenn Gresset auch bisweilen nicht ganz korrekt ist, so entschuldigt ihn die Begeisterung, die ihn hinreißt; bei seinem Gedankenreichtum vernachlässigt er den Ausdruck. Wie wenig vollendete Werke bringt die Natur hervor! Und wie selten sieht man einen Voltaire! Fast hätte ich Réaumur[8] vergessen, der bei uns als Physiker in hohem Rufe steht. Das scheint mir die Quintessenz Ihrer großen Männer. Die übrigen Schriftsteller verdienen wohl keine besondere Beachtung. Die schöne Literatur wird nicht so ausgezeichnet wie zur Zeit Ludwigs XIV. Dieser große König war zwar nicht sehr gebildet, ließ es sich aber ernstlich angelegen sein, die zu beschützen, von denen er seine Unsterblichkeit erwartete. Er liebte den Ruhm, und dieser Leidenschaft verdankt Frankreich seine Akademie und die Künste, die dort noch blühen.

Was die Metaphysik betrifft, so wird sie wohl nirgends Fortschritte machen, außer in England. Sie haben Ihre Frömmler, wir die unsern. In Deutschland fehlt es weder an Abergläubischen noch an Fanatikern, die in ihre Vorurteile verrannt und äußerst schädlich sind. Sie sind um so unverbesserlicher, als ihre stumpfe Unwissenheit ihnen den Gebrauch der Vernunft untersagt. Fest steht, daß man in Gesellschaft vor solchen Subjekten auf der Hut sein muß. Ein Mensch, der für irreligiös gilt, ist allgemein verschrien, und wäre er der größte Ehrenmann. Die Religion ist das Idol der Völker. Wer es mit profaner Hand antastet, zieht sich ihren Haß

[1] Fontenelle (1657—1757), der die Memoiren der Akademie der Wissenschaften herausgab; Verfasser der Unterhaltungen über die Mehrheit der Welten. — [2] Crébillon der Ältere (1674—1762), Tragödiendichter. — [3] Rollin (1661—1741), Historiker, bekannt durch seine Abhandlung: Über Unterricht und Studium der Wissenschaften mit Beziehung auf Geist und Herz; vgl. auch unten S. 146. — [4] d'Olivet (1682—1768), Ciceroübersetzer. — [5] Bernard (1710—1775), Verfasser der „Liebeskunst". — [6] Vgl. oben S. 81. — [7] Abbé Chaulieu (1639—1720) und La Fare (1644—1712), deren Gedichte 1724 zusammen herausgegeben wurden. — [8] Der bekannte Physiker Réaumur (1683—1757).

und Fluch zu. Ich liebe Cicero ungemein. In seinen „Tuskulanen"[1] finde ich viele Ansichten, die sich mit den meinen decken. Lebte er heute, ich riete ihm nicht zu sagen:

Sterben mag schlimm sein; tot sein — das ist nichts.

Kurz, Sokrates hat lieber den Schierlingsbecher getrunken, als sich dem Zwang gefügt und seine Zunge im Zaume gehalten. Aber ich weiß nicht, ob es ein Vergnügen ist, der Märtyrer von anderer Leute Irrtum zu sein. Das Leben ist doch schließlich das wirklichste Erdengut. Jeder Vernünftige sollte versuchen, es sich zu erhalten.

Ich versichere Ihnen, daß ich die Jesuiten zu sehr verachte, um ihre Bücher zu lesen. Die schlimmen Herzensneigungen ersticken bei ihnen alle geistigen Vorzüge. Überhaupt ist unser Leben so kurz, und wir haben zumeist ein so schlechtes Gedächtnis, daß wir nur das Beste vom Besten lernen sollten.

Ich schicke Ihnen mit dieser Post die „Geschichte der Jungfrau von Czenstochau" von Beausobre[2]; ich hoffe, Sie werden mit Art und Stil dieser Schrift einverstanden sein. Soviel ich davon verstehe, habe ich in ihr keine Verstöße gegen die Reinheit der Sprache gefunden. Allerdings wird das Französische von den meisten Réfugiés recht nachlässig behandelt. Immerhin sind einige darunter, die von der französischen Akademie wohl nicht verworfen werden dürften.

Unsre Universitäten und unsre Akademie der Wissenschaften befinden sich in traurigem Zustande; es scheint, daß die Musen unsre Himmelsstriche verlassen wollen[3].

Friedrich I., König von Preußen, ein Fürst von sehr beschränktem Geist, gut, aber oberflächlich, hat die Künste unter seiner Regierung zu beträchtlicher Blüte gebracht. Er liebte Prunk und Größe; er war freigebig bis zur Verschwendung. Berauscht von all den Lobeserhebungen, mit denen Ludwig XIV. überhäuft wurde, wähnte er, wenn er sich diesen zum Muster nähme, unfehlbar ebenso gelobt zu werden. Alsbald sah man den Berliner Hof den Versailler nachäffen. Alles wurde nachgeahmt, Etikette, Ansprachen, abgezirkelte Schritte, gemessene Worte, große Musketiere, Chevauxlegers usw. Erlassen Sie mir die langweilige Aufzählung der Einzelheiten!

Königin Sophie Charlotte, Friedrichs I. Gemahlin, war eine Fürstin, die bei großer natürlicher Begabung eine vorzügliche Erziehung erhalten hatte. Als Tochter des Herzogs von Lüneburg, des späteren Kurfürsten von Hannover, hatte sie am Hofe ihres Vaters namentlich Leibniz kennen gelernt. Dieser Gelehrte hatte sie mit den Grundlagen der Philosophie, insbesondere der Metaphysik, vertraut gemacht. Die Königin schätzte Leibniz hoch; sie stand mit ihm in Briefwechsel, und so kam es, daß er häufig nach Berlin reiste. Dieser Philosoph hatte Begabung für alle Wissenschaften, und so beherrschte er auch alle. Fontenelle sagt sehr geistreich von ihm, wenn man ihn auseinandernähme, fände man Stoff genug, um mehrere Gelehrte aus

[1] Die Disputationen im Tuskulum, philosophische Erörterungen in Gesprächsform, las Friedrich in der Übersetzung von Rachier und d'Olivet. — [2] Vgl. über diesen den Brief vom 4. November 1736. — [3] Vgl. auch die Schilderung in der Geschichte des Hauses Brandenburg, Werke Bd. I, S. 219.

ihm zu machen. Bei seiner Neigung zu den Wissenschaften vergaß Leibniz nie, ihnen eine Stellung zu schaffen. So reifte in ihm der Gedanke, in Berlin eine Akademie nach dem Muster der Pariser zu gründen, allerdings mit geringen Abänderungen. Er vertraute der Königin seinen Plan an; sie war entzückt und versprach ihm ihren vollen Beistand.

Es wurde etwas von Ludwig XIV. geredet. Die Astronomen versprachen, eine Unzahl von Sternen zu entdecken, deren Pate der König zweifellos werden würde; die Botaniker und Mediziner widmeten ihm ihre Talente. Wer hätte so verschiedenen Arten von Überredung widerstehen können? Im Handumdrehen wurde die Sternwarte erbaut und das anatomische Theater eröffnet, und die Akademie erhielt nach ihrer völligen Ausgestaltung Leibniz zum Präsidenten.[1] Solange die Königin lebte, hielt sich die Akademie ziemlich auf der Höhe, aber nach ihrem Tode[2] kam sie in Verfall. Der König, ihr Gatte, folgte ihr bald ins Grab. Andre Zeiten, andre Sorgen. Heute kommt die Akademie täglich mehr herunter. Tränenden Auges sehe ich das Wissen entfliehen, sehe, wie sich mit hochmütiger Miene die Unwissenheit und die Barbarei der Sitten seinen Platz aneignen.

Apollos Lorbeer welkt im dürren Sand
Verwahrlost hin, als ob ihn keiner kennte.
Warum, o Götter, ist mein Vaterland
Nicht mehr das Land des Ruhms und der Talente!...

84. An Grumbkow

Remusberg, 19. Oktober 1737.

Lieber Feldmarschall[3],

Ich kann Ihnen nicht genug für die Pünktlichkeit danken, mit der Sie mich über die europäischen Ereignisse unterrichten. Welche Veränderungen und Umwälzungen haben wir nicht seit drei Jahren erlebt! Der Kaiser, Rußland und Sachsen schließen ein Offensiv- und Defensivbündnis zugunsten des letzteren, um ihm zum polnischen Thron zu verhelfen[4]. Der Kaiser erklärt Frankreich unbesonnen den Krieg[5], verliert Schlachten, Städte[6] und Länder; Rußland dagegen, von beständigem Glück getragen, überschwemmt Polen, nimmt Danzig[7] nach langem Widerstand und setzt August auf den Thron der Sarmaten. Mehr noch: es erklärt den Tartaren den Krieg, und

[1] Die Akademie der Wissenschaften wurde 1700 begründet, die der Künste war schon 1699 entstanden. — [2] 1. Februar 1705. — [3] Grumbkow war Feldmarschall seit dem 15. Juli 1737. — [4] 1733. — [5] Vielmehr Frankreich dem Kaiser, um Polen für Stanislaus Leszczynski zu erhalten. — [6] Z. B. Kehl und Philippsburg. — [7] Juli 1734.

nachdem es die vom Khan abhängigen Provinzen verschluckt hat, dringt es im Glückslauf seiner Siege und Eroberungen bis Bender vor, wo es den Türken sozusagen das Messer an die Kehle setzt[1]. Die Franzosen ihrerseits, die die Feindseligkeiten begonnen haben, sind in Italien siegreich, werden geschlagen und siegen wieder. Im Reiche nehmen sie ein paar feste Plätze, und nachdem sie so weit gekommen sind, daß man glaubte, sie würden Europa Gesetze vorschreiben, bitten die Sieger die Besiegten um Frieden[2]. Sie dementieren ihr Manifest[3], lassen König Stanislaus im Stich (er war stets nur ein Scheinkönig und ein elender Spielball des Schicksals), handeln wider die politische Ehrlichkeit und schließen für die Abtretung von Lothringen einen schmählichen Frieden[4], der ihnen bis auf die fernste Nachwelt zur Schande gereichen wird. Dieser Friede ist kaum entworfen, als der Kaiser, der sein Mißgeschick noch garnicht völlig überwunden hat, sein Glück von neuem aufs Spiel setzt. Gegen alle Billigkeit und Gerechtigkeit bricht er den noch nicht abgelaufenen Frieden mit der Pforte und greift die Türken zu einer Zeit an[5], wo sie, durch die Perserkriege erschöpft[6], überdies die ganze russische Macht auf dem Halse haben. Verrat und Treulosigkeit werden früh oder spät bestraft. Gott ergreift die Partei des Sultans[7]; der Geist der Zwietracht verbreitet sich im kaiserlichen Heere; Besonnenheit und Vorsicht, Wachsamkeit und Tatkraft fliehen aus seinem Rate; die Eifersucht zerstört seine Pläne, und die Verwirrung vernichtet sein zahlreiches Heer[8].

So lenkt Gottes Weisheit die irdischen Dinge, und wie sie die Könige über alle Sterblichen erhebt, bereitet sie ihnen auch einen um so tieferen Fall von ihrer Höhe. Der König von Polen hat das bitter erfahren[9]. Die Vernichtung seiner Truppen in Ungarn trübt vielleicht für eine Weile die Freude über seine neue Königswürde.

Bin ich nicht gut dran, daß ich in meiner Lage solche Schicksalsschläge nicht zu befürchten habe? Wollte Gott, ich könnte wie der große Dauphin zeitlebens sagen: „Mein Vater, der König"[10]. Man muß die Größe nur kennen, um sich von ihr nicht blenden zu lassen[11]. Mein teurer Cicero sagt mir tausend nützliche Dinge darüber.

Ich halte alle meine Pflichten zu hoch, um jemals etwas zu verabsäumen, was ich meinem Vater schulde. Aber wenn mich etwas darin bestärken könnte, ihm ein langes Leben zu wünschen, so sind es die Gedanken, die sich mir bei den raschen Umwälzungen aufdrängen, die ich in so kurzer Zeit eintreten sah.

[1] Rußland war seit 1735 im Krieg mit der Türkei; der 1739 geschlossene Friede brachte ihm keine großen Vorteile. Bender am Dnjestr, bekannt durch den Aufenthalt Karls XII. von Schweden 1709 bis 1711. — [2] Ob Frankreich oder Österreich den ersten Schritt tat, ist nicht völlig geklärt. — [3] Auf Einsetzung des Stanislaus, der nun statt Polen Lothringen erhielt. — [4] Den Wiener Präliminarfrieden vom Oktober 1735; der definitive Friede erfolgte erst im November 1738. — [5] Hierzu war er nach einem Vertrag mit Rußland verpflichtet. — [6] Im September 1736 hatte ein unglücklicher Krieg der Türkei mit Persien sein Ende gefunden. — [7] Mahmud I., 1730—1754. — [8] Der Krieg verlief unglücklich für Österreich, das 1739 Serbien und die Wallachei an die Türkei zurückgeben mußte. — [9] Das ist ungenau; nur Sachsen, nicht das mit diesem allerdings in Personalunion verbundene Polen nahm am Türkenkriege teil. — [10] Vgl. den Brief vom 4. März 1733. — [11] Zu den politischen Ereignissen ist auch zu vergleichen Werke Bd. I, S. 153—161.

Sie haben mich ermutigt, Herr Feldmarschall, Ihnen meine Ansicht über die politischen Ereignisse zu sagen. Ich hoffe, Sie werden um so nachsichtiger gegen die Gedanken sein, die ich Ihnen mitteile. In meiner Lage betrachte ich alle Kunstgriffe, Listen und Ränke der gegenwärtigen Politik als ein Kinderspiel, bei dem es darauf ankommt, wer die andern möglichst schlau betrügt. Es ist in der Tat nichts andres; denn das geringste unerwartete Ereignis macht alle Pläne zuschanden, die die Weisheit entworfen hatte und die die Klugheit aller Voraussicht nach zum Ziel führen sollte. Die so offene und schonungslose Verletzung von Treu und Glauben, die Verkennung der Hochherzigkeit und das offene Zur-Schau-Tragen eigennütziger Absichten, ohne auch nur den äußeren Schein der Tugend zu wahren, enthüllen die ganze Schlechtigkeit der Menschennatur.

Man muß gestehen: dies rohe Benehmen kann ehrlichen Leuten nicht zusagen und wird unsrem Zeitalter in den Augen der Nachwelt keine Ehre machen, wo die Rücksichten gegen Hochstehende schwinden und man uns nur an unsren Werken erkennen wird. Was aber meiner Entrüstung die Krone aufsetzt, sind die Lobeshymnen auf die boshaftesten Sterblichen und die Feigheit und Kriecherei, mit der ihre Lobreden die Treulosigkeit feiern und das Verbrechen mit Ruhmreden überhäufen.

Sie sind in der Welt alt und grau geworden; Sie haben Zeit gehabt, die Erwägungen, die ich jetzt anstelle, oft zu machen. Bei der Erfahrung, die Sie sich aus der Geschichte von der menschlichen Natur erworben haben müssen, wird Ihnen das, was ich befremdlich finde, vielleicht ganz gewöhnlich erscheinen.

Das Laster hat, offen gesagt, in der Zurückgezogenheit nie so große Fortschritte gemacht wie an den Höfen; es ist mir weniger bekannt und scheint mir daher auffälliger; ich finde, das ist ein Glück. Wie schön wäre es, kennte man es nicht mal dem Namen nach! Ich bitte Sie, nicht zu zweifeln an der Hochachtung, mit der ich, lieber Feldmarschall, verbleibe

Ihr treuergebener Freund

Friderich.

85. An seinen Vater

Rheinsberg, den 26. October 1737.

Allergnädigster König und Vater,

Ich habe zwei von meines allergnädigsten Vaters Briefen in aller Untertänigkeit zu empfangen die Ehre gehabt, und kann mein allergnädigster Vater von mir gewiß versichert sein, daß Seine Befehle mir heilig sind und ich niemalen ermangeln

werde, Seinem Willen in allen Stücken nachzuleben. Indessen gehet mein inbrünstiger Wunsch zu Gott, daß er meinen allergnädigsten Vater bei langem Wohlsein und beständiger Gesundheit erhalten wolle, indem kein Vater besser und getreuer für seine Kinder die Vorsorge tragen kann, als Er die Gnade hat zu tun.

Bei dem Regiment ist noch Alles richtig und gehet es, Gottlob, mit unsern Kranken ziemlich gut.

Meine Frau leget sich meinem allergnädigsten Vater ganz untertänigst zu Füßen. Ich nehme mir die Freiheit, meinem allergnädigsten Vater eine Kleinigkeit in Seine Küche zu schicken . . .

86. An Grumbkow

Remusberg, 29. Oktober 1737.

Lieber Feldmarschall,

Unstreitig bringt unsre Zeit ebenso große Menschen hervor wie die vergangenen Jahrhunderte. Die Natur ist stets die gleiche, und die Menschen sind sich zu jeder Zeit ähnlich genug geblieben. Am meisten wird diese Behauptung dadurch gestützt, daß der Stoff, aus dem die Menschen gemacht sind, seit Entstehung der Welt unverändert geblieben ist. Wir bestehen alle aus demselben Ton; nur ist die Masse, aus der wir zusammengesetzt sind, verschieden gestaltet. Die Natur sät täglich große Männer aus, vermag sie aber allein nicht zur Reife zu bringen. Äußere Ereignisse müssen dazu beitragen, als da sind: gute Erziehung, Hilfsmittel und Gelegenheiten, insbesondere das Glück, zur rechten Zeit geboren zu sein.

Könnten wir eine Wahrscheinlichkeitsrechnung nach englischer Art aufstellen, so würden wir sehen, daß eine Unzahl großer Männer, die mit Genie und höheren Talenten begabt sind, entweder durch Armut unterdrückt werden, oder, wenn sie von niedrer Herkunft sind, die Vorurteile nicht zu bezwingen vermögen, die die Welt gegen ihre Geburt hegt, sodaß ihre Talente nie zur Geltung kommen. Bisweilen begünstigt Fortuna Menschen niederer Herkunft, die sich durch hervorragende Eigenschaften dem Dunkel entwinden, in dem sie gestanden haben, und sich so hoch erheben, daß sie Herren der Völker werden.

Cromwell[1] ist ein berühmtes Beispiel dafür. Durch seinen tiefen Geist, seine verschlagene Politik und seinen verwegenen, unternehmenden Charakter bahnte er sich den Weg zur höchsten Macht und schwang sich auf den Thron. Das Glück des Kardinals Mazarin[2], des Generals Wallenstein, des Lord Marlborough[3], des Feld-

[1] Oliver Cromwell, 1599—1658, von der Hinrichtung Karls I. 1649 bis zu seinem Tode der Beherrscher der drei Republiken England, Schottland und Irland. — [2] Jules Mazarin, 1602—1661, seit 1642 der tatsächliche Beherrscher Frankreichs. — [3] John Churchill, Herzog von Marlborough, 1650—1722, der bedeutendste Feldherr Wilhelms III. von England, besonders durch seine Siege im Spanischen Erbfolgekrieg über die Franzosen bekannt.



Schloss Rheinsberg

(Bleistiftzeichnung von Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin)

marschalls Flemming[1] und des Feldmarschalls Schulenburg[2] beweisen das gleiche, und alle Gelehrten von Rang verdanken ihren Ruf allein ihrem Genie; ohne dies würden sie dunkel und der ganzen Welt unbekannt dahinleben.

Genau gerechnet, gelingt es unter hundert von der Natur Begabten höchstens einem, emporzukommen und das Talent auszubilden, für das sein Genius ihn bestimmt hatte. Je mehr also ein Staat darauf ausgeht, die großen Begabungen herauszufinden und allen die Mittel zu geben, ihre verschiedenen Talente auszubilden, um so mehr große Männer wird er haben. Das kommt mir vor wie Goldminen, die von ihren Besitzern vernachlässigt werden: es hinge nur von ihnen ab, das Gold zu schürfen und es im Schmelztiegel zu läutern, um große Reichtümer zu erwerben. Sind solche Menschen also arm, so wäre es ungerecht und undankbar, die Natur dafür verantwortlich zu machen, die ihnen alles liefert. Sieht man denn nicht, daß allein ihre Nachlässigkeit daran schuld ist, daß sie die Güter, die sie besitzen, nicht nutzbar machen, und daß sie lediglich aus sträflicher Faulheit die Werkzeuge ihres Glücks verkennen, obwohl sie in ihren Händen sind?

Ich glaube, ich brauche die Nutzanwendung aus diesem Vergleich nicht zu machen. Wäre ich ein Prediger und dies Gleichnis mein Text, so würde ich nicht verfehlen, Ihnen den wörtlichen und übertragenen Sinn der Schriftstelle methodisch auszulegen, nachdem ich Ihnen die Bedeutung jedes Wortes definiert und Ihnen dessen ganze Kraft nach den Regeln der Grammatik und Syntax dargelegt habe.

Wie mir scheint, hegen Sie einige Zweifel in betreff meiner politischen Moral, die man gegen einen unglücklichen Freund befolgen soll. Ich wäre betrübt, wenn ich das geringste täte, was ein Ehrenmann mißbilligen könnte, und das veranlaßt mich, Ihnen gegenüber meinen Standpunkt zu rechtfertigen. Um jeden Doppelsinn, jede Zweideutigkeit und jedes Mißverständnis auszuschalten, empfiehlt es sich, die Sache genau zu definieren. Es handelt sich also um die Rücksicht, die ein Sohn seinem Vater schuldet, der infolge einiger schlimmer Eindrücke eine Abneigung gegen den Freund seines Sohnes gefaßt hat. Alles, was ich behaupte, ist als wahr bekannt. Der König hat seine Verstimmung gegen Graf Manteuffel nur zu sehr merken lassen; ich brauche darüber also nicht ins einzelne zu gehen.

Die Ehrfurcht, die ich meinem König und Vater schulde, scheint mir die Pflicht aufzuerlegen, ihn nicht durch Auszeichnung von Personen zu verletzen, gegen die er seinen Unwillen gerichtet hat. Solche Auszeichnungen könnten dem Grafen Manteuffel sogar mehr schaden als nützen. Fest steht, daß ich seit der Zeit, wo unser Brief-

[1] Jakob Heinrich Graf von Flemming, 1667—1728, verschaffte August dem Starken 1697 durch Bestechung der Großen die polnische Krone. — [2] Mathias Johann Graf v. d. Schulenburg, 1661 bis 1747, verlor die Entscheidungsschlacht bei Fraustadt gegen Karl XII. 1706, errang später als venezianischer Feldmarschall im Türkenkrieg von 1716 großen Ruhm, besonders durch die erfolgreiche Verteidigung Korfus; vgl. auch Werke Bd. II, S. 41. Bd. VI, S. 74 und den Brief an d'Argens vom Oktober 1759.

wechsel ein Ende nahm, nicht aufgehört habe, ihn zu schätzen und ihn innerlich als Freund zu betrachten; mehr noch, ich habe ihn aus Freundschaft gemieden.

Sie sehen selbst, wie weit der Groll des Königs von England geht, weil der Prinz von Wales Leute, die dem König mißliebig waren, protegiert hat[1]. Sie sehen, wie weit er in seiner Rache geht, obwohl er kein Despot und bei weitem nicht so mächtig ist, wie der König von Preußen. Würden Sie dulden, daß Ihr Sohn mit Leuten verkehrte, die Ihnen nicht genehm sind? Und wenn Sie schon an seinem Benehmen etwas auszusetzen hätten — wieviel mehr Recht hätte dann nicht der König, über mich zu klagen, wenn ich so gröblich gegen eine Anstandsregel verstieße, die ich zu beobachten habe? Ich bin von Manteuffels Verdienst überzeugt, der König nicht. Kann ich ihm die Augen öffnen? Besitze ich Kredit und Einfluß genug bei ihm, um das Werk der Feinde des Grafen zu vernichten? Es ist durch das Vorurteil derart festgewachsen, daß meine schwachen Vorstellungen es nicht entwurzeln könnten. Hat der König mit mir darüber gesprochen? Und wäre es nicht der Gipfel der Dreistigkeit, wenn ich mir herausnähme, einen Mann beim König zu entschuldigen, von dem er mit mir nie geredet hat? . . .

Man hat mich im Verdacht des Atheismus und glaubt von Manteuffel, er hätte mir solche Gesinnungen beigebracht. Mußte ich da nicht mit ihm brechen, um wenigstens die Wirkungen zu vereiteln, die dieser Verdacht hätte zeitigen können? Sie kennen den König. Sie wissen, daß er seiner ersten Wallungen nicht immer Herr ist, und daß schlimme Charaktere, unwürdige Höflinge, Neidbolde, kurz, gemeingefährliche Menschen, nicht verfehlen, derartige Augenblicke auszunutzen, um die zu verderben, die sie mit ihrer Wut und ihrem Hasse verfolgen. Aus Freundschaft für den Grafen Manteuffel und aus Vorsicht habe ich es verhindert, daß irgend etwas von dem, was zu befürchten war, eintrat, und ich habe bei der Berliner Revue ganz allein den Sturm über mich ergehen lassen, den die Bosheit und Niedertracht meiner Aufpasser gegen mich heraufbeschworen hatte[2].

Im übrigen kann man mich nicht der Ängstlichkeit zeihen. Hätte Graf Manteuffel in wirklicher Gefahr geschwebt, ich hätte alles für ihn getan, was man für einen Freund tun muß. Sie wissen, Herr Feldmarschall, und ich rufe Sie zum Zeugen dafür an, was ich für Katte[3] getan habe. Sie wissen es: ich habe mein Leben nicht einmal, nein tausendmal dargeboten, um das seine zu retten. Trotz seines und meines Unglücks habe ich ihn nie verleugnet, und obwohl ich mancherlei über ihn zu klagen hatte, glaube ich, gegen ihn in keiner Weise gefehlt zu haben. Ich bin derselbe wie damals, und das Ehrgefühl, mit dem ich geboren wurde, wird mich zeitlebens nicht verlassen. Ein edles Herz kann nie etwas Feiges begehen, sowenig ein Stein

[1] Anspielung auf die schweren politischen Differenzen, die Georg II. mit seinem vor ihm verstorbenen (1751) Erbprinzen Friedrich hatte. — [2] In Wirklichkeit hatte Friedrich sich von Manteuffel zurückgezogen, seit er wußte, daß dieser im Solde des Kaisers stand, um ihn auszuspionieren. Grumbkow gegenüber mußte er da natürlich sehr vorsichtig sein. — [3] Friedrichs unglücklicher Jugendfreund.

sich erweichen und das Weltmeer austrocknen kann. Aber trotz allem eben Gesagten muß man mit der Tugend nicht paradieren, wenn kein Anlaß dazu ist, noch den Helden spielen, wie Kassander[1], außer in einem Roman . . .

87. An Grumbkow

Remusberg, 1. November 1737.

Lieber Feldmarschall,

. . . Sie haben hochherzig meine Verteidigung übernommen, als der König auf mich zu sprechen kam[2]. Nie hatte ein Künstler eine so schlechte Meinung von seinem eignen Werke, wie der König von mir. Ist's Bescheidenheit, so muß ich gestehen, daß sie etwas weit geht. Eher neige ich zu dem Glauben, daß ein unseliges Vorurteil gegen mich, das er stets gehegt hat, und das durch das Alter eingewurzelt ist, ihn so schlecht über meinen Charakter urteilen läßt. Wer dürfte sagen, daß man mit Frankreich nicht Krieg führen kann, weil man die guten Schriftsteller liest, die französisch geschrieben haben, und die höflichen und geistreichen Leute liebt, die diese Nation hervorgebracht hat? Ich glaube, vor aufgeklärten Leuten dürfte man solche Schlußfolgerungen nicht wagen, oder man riskierte, ausgepfiffen zu werden. Ich kenne nichts als meine Ehre. Alles, was ihr vorteilhaft sein kann, wird stets die Richtschnur meines Handelns sein, und keine Rücksicht kann mich hiervon abbringen.

Gott weiß, daß ich dem König ein langes Leben wünsche. Tritt aber zu seinen Lebzeiten der Erbfall[3] nicht ein, so wird man ja die Grundlosigkeit des Vorwurfs erkennen, daß ich meine Interessen andren Mächten zum Opfer brächte; ich glaube eher, man wird mir zuviel Verwegenheit und Lebhaftigkeit vorwerfen können. Anscheinend hat der Himmel den König dazu bestimmt, alle Vorbereitungen zu treffen, die Weisheit und Vorsicht vor Ausbruch eines Krieges erfordern. Wer weiß, ob die Vorsehung mich nicht aufspart, um glorreichen Gebrauch von diesen Vorbereitungen zu machen und sie zur Ausführung der Pläne zu benutzen, zu denen die Voraussicht des Königs sie bestimmt hatte!

Wenn Sie so hartherzig sind, mir keine guten Nachrichten geben zu wollen, und doch verlangen, daß ich es Ihnen vergebe, so berichten Sie mir wenigstens etwas Tröstliches über die Gesundheit des Königs[4] und beunruhigen Sie mich nicht um-

[1] Kassander († als König von Mazedonien 298/297) erregte, wie Plutarch erzählt, durch seinen Freimut den Zorn Alexanders des Großen. — [2] Grumbkows Brief ist nicht erhalten; welcher Art die Vorwürfe des Königs gegen seinen Sohn waren, ergibt sich indes aus Friedrichs Antwort. — [3] In Jülich-Berg. — [4] Friedrich Wilhelm litt damals, wie so oft, an Podagra.

sonst! Stören Sie den Frieden meiner lieben Einsamkeit nicht, die mir Ersatz bietet für Hof, Herrschaft und Ruhm! Mit der Versicherung aufrichtigster Hochschätzung bin ich, lieber Feldmarschall,

Ihr treuergebener Freund

Friderich.

88. An Camas

Berlin, 12. Dezember 1737.

Mein lieber Camas,

Es ist bei einem jungen Menschen stets ein Zeichen von Klugheit, wenn er nicht blindlings seinen Neigungen folgt und seine Wünsche einzuschränken weiß, sobald er sieht, daß ihre Folgen irgend jemandem nachteilig sein könnten. Eine derartige Vorsicht verbot es mir, Ihnen während Ihres Aufenthaltes in Wusterhausen zu schreiben. Ich fürchtete, man könnte aus unsrem Briefwechsel falsche Schlüsse ziehen. Überhaupt schien es mir, daß Sie dort hinreichend beschäftigt wären durch die Rücksichten, die Sie dem König schulden, die Jagden, das Tabakskollegium, die Zerstreuungen der Nachbarschaft usw., sodaß meine Briefe Ihnen nur das bißchen Zeit geraubt hätten, das Sie übrig behielten. Ich habe mir Schweigen zu gebieten vermocht und habe nun die Freude, es brechen zu dürfen.

Was ich Ihnen über meine Erlebnisse in den letzten vier Monaten zu berichten hätte, ist nicht sehr interessant, da sich seitdem garnichts geändert hat. Auf jeder Seite würden Sie einen Mann sehen, der die Nase ins Buch steckt, es hinlegt, um zur Feder zu greifen, und diese dann mit der Querflöte vertauscht. Ein so eintöniges Bild ist wirkungslos und erweckt weder Bewunderung noch Neid. Ich bin Montag abend[1] hier angekommen. Die Königin war wohl und von Ihnen entzückt, voll des Lobes für Derschau[2] und den K[önig]. Was den ersteren betrifft, pflichtete ich ihr bei; Gott gebe, daß ich es auch im übrigen kann.

Man glaubt, der König werde Montag[3] seine Hauptstadt mit seiner Anwesenheit beehren. Die Zeit wird uns zeigen, welche Ereignisse wir zu erwarten haben. Es wird versichert, daß er als segenspendender Gott komme, um überall seinen wohltätigen Einfluß fühlbar zu machen. Andre behaupten, er käme als donnernder Zeus, mit dem Blitzstrahl bewaffnet. Ich für mein Teil erwarte alles mit wunderbarem Phlegma, da ich nicht ahne, was ich zu fürchten habe, zumal ich mich ohne Schuld und Makel fühle. Ich hoffe, in diesem Feldzuge besser davonzukommen als Secken-

[1] 9. Dezember. — [2] Vgl. die Notiz zum Brief vom 5. September 1732. — [3] 16. Dezember.

dorff[1] und im nächsten Monat zu meinen Schafen zurückzukehren. Sie genießen jetzt die Freuden stiller Häuslichkeit. Meine Empfehlungen an Ihre Ehehälfte! Möchten Sie beide all das Glück finden, das ich Ihnen aufrichtigst wünsche. Ich bin, lieber Camas, Ihr stets getreuer und wohlgeneigter Freund

Friderich.

Auf die Bitte Friedrichs, Voltaire möge ihn in seine Metaphysik einführen, übersandte dieser ihm einen Aufsatz über die Willensfreiheit; in bedingter Weise gestand er darin die Freiheit des Willens zu. Über Gott schreibt er: „Meine Vernunft sagt mir, daß Gott existiert, aber dieselbe Vernunft sagt mir, daß ich ihn nicht erkennen kann. Und wie wollen wir sehen, was die Seele ist, da wir uns, sind wir blind geboren, nicht einmal eine Vorstellung vom Licht machen können. Mithin kann alles, was über die Seele geschrieben ist, uns nicht im entferntesten die Wahrheit bieten". Weiter wies er auf die Verschiedenheit der moralischen Anschauungen hin: „Was in Europa als Verbrechen gilt, ist dem Asiaten Tugend".

89. An Voltaire

Berlin, 25. Dezember 1737.

... Ich erhielt Ihr Kapitel aus der Metaphysik „Über die Willensfreiheit" und muß Ihnen leider sagen, daß ich Ihre Ansicht nicht ganz teile. Ich gründe mein System darauf, daß man nicht aus freien Stücken auf die Kenntnisse verzichten darf, die man sich durch folgerichtiges Denken aneignen kann. Dies vorausgesetzt, bemühe ich mich, von Gott soviel wie möglich zu erkennen, wozu mir der Analogieschluß nicht wenig verhilft. Ich finde zunächst, daß der Schöpfer weise und allmächtig sein muß. Als weise hat er in seiner ewigen Weisheit den Weltplan erdacht, und als allmächtig hat er ihn ausgeführt.

Daraus folgt unweigerlich, daß der Weltenschöpfer beim Erschaffen der Welt ein Ziel gehabt haben muß. Hat er eins gehabt, so muß alles, was geschieht, darauf gerichtet sein. Dann aber müssen die Menschen dem Plane des Schöpfers gemäß handeln und in allem, was sie tun, nur den unabänderlichen Gesetzen ihres Schicksals folgen, denen sie unwissentlich gehorchen. Sonst müßte ja Gott ein müßiger Zuschauer der Natur sein, die Welt würde nach der Laune der Menschen regiert, und der, dessen Allmacht die Welt gestaltet hat, wäre überflüssig, seitdem schwache Sterbliche die Welt bevölkern.[2] Da man also nur die Wahl hat, den Schöpfer oder die Schöpfung zum passiven Wesen zu machen, so entscheide ich mich unbedingt sogleich zugunsten Gottes. Es ist natürlicher, sich vorzustellen, daß Gott alles tut und daß der Mensch nur ein Werkzeug seines Willens ist, als daß ein Gott eine Welt erschafft, sie mit Menschen bevölkert und dann mit verschränkten Armen zusieht, ja

[1] Anspielung auf die unglückliche Kriegführung Seckendorffs im Türkenkrieg; vgl. Werke Bd. I, S. 159. — [2] Vgl. auch die „Epistel an Lord Baltimore über die Freiheit", Werke Bd. X, S. 49 ff.

seinen Willen und seine Allmacht den Launen der Menschen unterordnet. Nehmen wir einmal an, ein Indianer oder irgend ein Wilder sähe zum erstenmal eine Uhr. Er wird glauben, dem Stundenzeiger stände es frei, sich selbst zu drehen, und er wird nicht ahnen, daß der Zeiger durch verborgene Federn getrieben wird, noch weniger, daß der Uhrmacher die Uhr eigens dazu verfertigt hat, um die ihr vorgeschriebene Bewegung zu machen. Dieser Uhrmacher ist Gott. Die Federn, aus denen er uns zusammengesetzt hat, sind unendlich feiner, zarter und mannigfacher als bei der Uhr. Der Mensch vermag vieles, und da das Uhrwerk bei uns weit verborgener ist und die uns bewegenden Triebfedern unsichtbar sind, so halten wir uns an das Sichtbare, und alles, was die Federn treibt, entgeht unsern schwachen Augen. Aber trotzdem hat Gott die Absicht gehabt, uns just zu dem zu bestimmen, was wir sind. Trotzdem hat er gewollt, daß alles, was wir tun, auf ein Ziel gerichtet ist, und dies Ziel ist die Erhaltung der Gesellschaft und die Wohlfahrt des gesamten Menschengeschlechts.

Betrachtet man die Gegenstände einzeln, so kann es geschehen, daß man sich von ihnen eine ganz andere Vorstellung macht, als wenn man sie im Zusammenhang des Ganzen betrachtete. Man kann ein Gebäude nicht nach einem Säulenkapitell beurteilen; studiert man aber das ganze Bauwerk, so kann man sich eine genaue und deutliche Vorstellung von seinen Verhältnissen und seiner Schönheit bilden. Ein gleiches gilt für die philosophischen Systeme. Sobald man einzelne Bruchstücke aufschichtet, erhält man einen Turm ohne Fundamente, der daher von selber zusammenfällt. Sobald man also das Dasein eines Gottes zugibt, muß dieser Gott notwendig zum System gehören; sonst wäre es besser und bequemer, ihn ganz zu leugnen. Der bloße Name Gottes ohne seine Eigenschaften, besonders ohne den Begriff seiner Allmacht, seiner Weisheit und seines Vorwissens, ist ein leerer Laut und völlig beziehungslos. Man muß — wenn ich mich so ausdrücken darf — alles Edelste, Erhabenste und Majestätischeste zusammennehmen, um sich einen, wenn auch nur ganz unvollkommenen Begriff davon zu machen, was dieser Schöpfer, dies ewige und allmächtige Wesen usw. ist. Immerhin ziehe ich es vor, mich in seine Unermeßlichkeit zu verlieren, als auf seine Erkenntnis und auf jede geistige Vorstellung, die ich mir von ihm bilden kann, zu verzichten.

Mit einem Worte: gäbe es keinen Gott, so wäre Ihr System das einzige, das ich annehmen würde. Da es aber gewiß ist, daß dieser Gott existiert, so kann man ihm nicht Macht und Größe genug zuschreiben. Hinzuzufügen habe ich noch eins: da alles seinen Grund hat oder besser, da alles im Kausalzusammenhange steht, finde ich den Grund für das Temperament und den Charakter eines jeden in der Mechanik seines Körpers. Einem Jähzornigen läuft die Galle leicht über, ein Misanthrop hat eine geschwollene Leber, der Trinker ausgetrocknete Lungen, der Liebeslustige überschüssige Kräfte usw. Kurz, da ich dies alles derart in unserm Körper eingerichtet finde, schließe ich daraus, das jeder Mensch in bestimmter Weise determiniert ist und

daß es uns nicht frei steht, einen anderen Charakter zu besitzen. Was soll ich ferner von den äußeren Umständen sagen, die in uns bestimmte Gedanken auslösen und uns zu Entschlüssen bewegen, wie z. B. das gute Wetter, das mich einlädt, Luft zu schöpfen, der Rat eines geschmackvollen Menschen, der mir ein Buch empfiehlt und mich veranlaßt, es zu lesen usw.? Hätte man mir also nicht gesagt, daß es einen Voltaire gibt, und hätte ich seine trefflichen Werke nicht gelesen, — wie hätte dann mein freier Wille mich bestimmen können, ihm meine ganze Hochachtung zu schenken? Kurz, wie kann ich etwas wollen, wenn ich es nicht kenne?

Um schließlich die Willensfreiheit in ihren letzten Verschanzungen anzugreifen, frage ich: wie kann ein Mensch eine Wahl treffen oder sich zu einer Handlung entschließen, wenn ihm die Ereignisse nicht die Gelegenheit bieten? Und wer lenkt diese Ereignisse? Der Zufall kann es nicht sein, denn Zufall ist ein sinnloses Wort. Es kann also nur Gott sein. Lenkt Gott die Ereignisse also nach seinem Willen, so lenkt und regiert er ebenso notwendig die Menschen. Dies Prinzip ist die Grundlage und gleichsam das Fundament der göttlichen Vorsehung. Es gibt mir die edelste, höchste und großartigste Vorstellung, die ein so beschränktes Wesen wie der Mensch sich von einem so unendlichen Wesen wie dem Schöpfer machen kann, und läßt mich Gott als ein unendlich großes und weises Wesen erfassen, das auch im Größten nicht aufgeht und sich auch im Kleinsten nicht erniedrigt. Wie ungeheuer ist ein Gott, der alle Dinge umspannt, und dessen Weisheit seit dem Ursprung der Welt alles vorbereitet hat, was er am Ende der Zeiten ausführt! Gleichwohl wage ich die Geheimnisse Gottes nicht an dem schwachen menschlichen Begriffsvermögen zu messen. Ich blicke, soweit ich kann; entgeht aber auch manches meinen Blicken, so verzichte ich doch nicht auf das, was meine Augen klar und deutlich sehen.

Vielleicht verblendet mich ein Vorurteil, eine Voreingenommenheit und der schmeichelhafte Gedanke, meiner eignen Meinung zu folgen. Vielleicht setze ich die Menschen zu sehr herab. Mag sein — ich streite es nicht ab. Aber wenn der König von Frankreich sich im Konflikt mit dem König von Yvetot[1] befände, so bin ich gewiß, daß jeder Vernünftige König Ludwig XV. mehr Macht zuerkennen wird als jenem. Um wieviel mehr müssen wir da für die Allmacht Gottes eintreten, der sich in keiner Weise mit uns kurzlebigen Wesen vergleichen läßt, uns Spielbällen des Schicksals, die die Zeit hervorbringt und nach kurzer, vergänglicher Dauer wieder zerstört.

Sobald Sie von der Tugend sprechen, merkt man, Sie sind auf bekanntem Boden; Sie beherrschen den Gegenstand, den Sie theoretisch und praktisch kennen; kurz, es fällt Ihnen leicht, gelehrt über sich selbst zu reden. Sicherlich gibt es Tugenden nur

[1] Ein Miniaturkönigreich in der Normandie, das Ende des 14. Jahrhunderts zuerst sicher nachweisbar ist; seine Entstehung ist so zu erklären, daß seine Besitzer mit keinem Herrn, auch dem König nicht, durch vasallitische Huldigung verbunden waren, sondern ihren Besitz zu freiem Eigen gewahrt hatten, ein in Frankreich übrigens wohl ungemein seltener, aber nicht ganz vereinzelter Fall.

in Bezug auf die Gesellschaft. Die Grundlage der Tugend ist der Eigennutz[1] — erschrecken Sie nicht darüber —, denn es liegt auf der Hand, daß die Menschen einander ausrotten würden, wenn die Tugenden es nicht verhinderten. Die Natur bringt von selber Diebe, Neidbolde, Fälscher und Mörder hervor: sie bedecken die ganze Erdoberfläche, und ohne die Gesetze, die das Laster unterdrücken, gäbe sich jedes Individuum dem Naturtrieb hin und dächte nur an sich. Zur Vereinigung aller dieser Sonderinteressen bedurfte es eines gemeinsamen Interesses, und so kam man überein, daß keiner dem anderen sein Gut rauben, keiner seinem Nächsten nach dem Leben trachten dürfte und daß man sich gegenseitig bei allem unterstützen sollte, was dem Gemeinwohl förderlich wäre.

Es gibt bevorzugte Sterbliche, edle Seelen, die die Tugend um ihrer selbst willen lieben; ihr Herz ist empfänglich für die reine Freude des Wohltuns. Sie selbst fragen wenig danach, ob der Vorteil oder die Wohlfahrt der Gesellschaft die Tugend von Ihnen verlangen. Der Schöpfer hat Sie so glücklich geschaffen, daß Ihr Herz dem Laster verschlossen bleibt, und dieser Schöpfer benutzt Sie als Organ, als Werkzeug und Mittel, um die Tugend achtbarer und der Menschheit annehmbarer zu machen. Sie haben Ihre Feder der Tugend gewidmet, und wie man gestehen muß, ist dies die größte Gabe, die ihr jemals beschert worden ist. Die Tempel, die ihr die Römer unter verschiedenen Benennungen erbaut haben, dienten nur dazu, sie zu ehren; Sie aber werben ihr Schüler. Sie arbeiten daran, ihr Untertanen zu erziehen und durch Ihren Lebenswandel ein Vorbild des Löblichsten zu geben, was die Menschheit besitzt.

Ich erwarte die „Philosophie Newtons" und die „Geschichte Ludwigs XIV.", die mir Cäsarion am 16. Januar überbringen soll. Gicht, Fieber und Liebe haben meinen kleinen Gesandten verhindert, mich eher zu erreichen. Ein einziges dieser Übel genügt, um unsere Willensfreiheit wild über den Haufen zu werfen. Ich werde Ihnen meine Meinung über die Werke, die Sie mir gütigst zusandten, mit der größten Offenheit sagen: das ist der handgreiflichste Beweis meiner Hochachtung für Sie. Nicht aus Anmaßung, noch weniger aus Überschätzung meiner Einsicht lege ich Ihnen meine Zweifel dar, sondern um zur Wahrheit zu gelangen. Meine Zweifel sind Fragen, um gründlicher belehrt zu werden und alle Hindernisse hinwegzuräumen, die sich bei einem so stacheligen Gegenstand wie der Metaphysik einstellen könnten.

Das sind die Gründe, aus denen ich Ihnen nie meine Meinung verhehlen werde. Es wäre zu wünschen, daß jeder Verkehr ein Austausch von Wahrheiten wäre, aber wie wenige sind imstande, die Wahrheit zu hören? Unseliger Eigendünkel, verderblicher Unfehlbarkeitsglaube und die verhängnisvolle Gewohnheit, daß sich alles vor ihnen beugt, halten die meisten davon ab. Sie können nur das Echo ihrer eignen Gedanken ertragen und treiben die Tyrannei so weit, daß sie über Gedanken und

[1] Vgl. Friedrichs Abhandlung: Die Eigenliebe als Moralprinzip (1770); deutsch Werke Bd. VIII, S. 44—53.

Meinungen ebenso despotisch schalten wollen, wie die Russen eine knechtische Sklavenhorde im Zaum halten können. Nur die Tugend ist würdig, die Wahrheit zu hören. Da die Welt den Irrtum liebt und getäuscht sein will, muß man sie ihrem Unstern überlassen. Dagegen ist es nach meiner Ansicht die schmeichelhafteste Huldigung, wenn man jemand rückhaltlos sein tiefstes Denken anvertraut. Kurz, wenn man einem Schriftsteller zu widersprechen wagt, so bringt man damit seiner Mäßigung, Gerechtigkeit und Vernunft eine stumme Huldigung dar ...

90. An Grumbkow

[Januar 1738.]

Lieber Feldmarschall,

Als ich die im Haag[1] vorgelegte Denkschrift las, glaubte ich, die unverschämte Rede zu hören, die der römische Gesandte Papirius[2] dem König Antiochus von Syrien hielt, als dieser mit 80 000 Mann in Ägypten einfallen wollte. Stolz, Hochmut und Hoffart sind da bis zum Äußersten getrieben. Anscheinend gibt Frankreich an Macht und Gewalt Gottvater nichts nach; sich Versailles widersetzen, heißt den göttlichen Ratschlüssen trotzen. Welche Unverschämtheit! Man sollte es nicht glauben, daß elende Sterbliche so hochmütig sein können! Ich würde ihnen antworten: der König von Preußen ist

la nobile palma;
Se spiantare si tenta allor inalza la cima altiera[3].

Sehen Sie mir diese italienischen Verse nach; sie passen auf den König, auf seine Kräfte und die würdige Art, wie er seine gerechten Ansprüche verficht.

Ihre Betrachtungen über die Denkschrift sind sehr zutreffend, aber man muß sie nicht im Schatten des Kabinetts zum besten geben. Glauben Sie mir, es ist Zeit zum Schreiben, um die Geister vorzubereiten und zu gewinnen; jetzt muß die Presse rollen, und es drängt mich mehr denn je, meine Schrift zu veröffentlichen[4].

[1] Vom 14. Dezember 1737, in der Frankreich und Österreich die Niederlande und England zum gemeinsamen Vorgehen gegen Preußen in der Erbschaftsangelegenheit mit Erfolg aufforderten. — [2] Vielmehr Cajus Popilius Laenas, der 167 v. Chr. an König Antiochus IV. gesandt wurde; vgl. Werke Bd. I, S. 241. — [3] Dem edlen Palmbaum gleich; je tiefer ihr ihn beugt, desto höher schnellt er seine stolzen Wipfel. — [4] Gemeint sind die „Betrachtungen über den gegenwärtigen politischen Zustand Europas", vgl. Werke Bd. I, S. 226 ff. Die Veröffentlichung der Flugschrift, die einen Weckruf an England und Holland und eine Warnung vor dem Bunde zwischen dem Wiener und Versailler Hofe enthielt, unterblieb aber, da seit April 1738 ein Wechsel in der allgemeinen politischen Lage eintrat, der zur Verständigung zwischen Preußen und Frankreich und zum Abschluß des Haager Vertrages vom 5. April 1739 über die preußische Erbfolge in Berg führte.

Wenn Sie es für richtig halten, werde ich sie nach England schicken, wo sie zunächst auf englisch erscheinen soll; dann soll mein Original in Holland als Übersetzung verkauft werden. Das ist so meine Idee. Sie könnten meine Bemerkungen über die Denkschrift auch in Form eines Briefes von einem Freunde an einen Holländer oder Engländer drucken lassen. Ich glaube, das würde auf das Publikum wunderbar wirken, zumal es faul ist, und sobald es einen fertigen Gedankengang findet, sich ihn aneignet, um sich die Mühe des eignen Denkens zu sparen . . .

91. An Voltaire

Potsdam, 19. Januar 1738.

Hoffentlich haben Sie jetzt die Denkschriften über die Regierung des Zaren Peter[1] und die Verse, die ich Ihnen schickte, erhalten. Ich habe als Mittelsmann einen Kapitän[2] meines Regiments namens Plötz benutzt, der in Luneville ist und sie Ihnen offenbar nicht früher übersenden konnte, weil er abwesend war, oder weil er keine passende Gelegenheit fand.

Ich weiß, daß ich nichts aufs Spiel setze, wenn ich Ihnen geheime und merkwürdige Schriftstücke anvertraue. Ihre Verschwiegenheit und Vorsicht verscheuchen alle etwaigen Befürchtungen. Wenn ich Ihnen angab, welchen Gebrauch Sie von diesen russischen Denkwürdigkeiten machen sollten, so geschah es nur, um Ihnen die Notwendigkeit begreiflich zu machen, daß bei der Behandlung so heikler Dinge einige Zurückhaltung walten müsse. Die meisten Fürsten haben eine merkwürdige Vorliebe für ihre Stammbäume. In einer Art von Eigenliebe gehen sie bis auf ihre fernsten Vorfahren zurück und geben nicht allein viel auf den guten Ruf ihrer direkten Vorfahren, sondern auch den der Nebenlinien. Ihnen zu sagen, daß unter ihren Ahnen Männer ohne Tugend und somit höchst verächtliche Menschen waren, heißt ihnen eine unsühnbare Kränkung zufügen, und wehe dem profanen Schriftsteller, der so vermessen war, in das Heiligtum ihrer Geschichte einzudringen und die Schmach ihres Hauses zu verkünden! Erstreckte sich diese Empfindlichkeit nur auf den Ruf ihrer mütterlichen Vorfahren, so könnte man das noch als Grund für ihren glühenden Eifer gelten lassen. Wer aber behauptet, daß fünfzig, ja sechzig Ahnen samt und sonders die größten Ehrenmänner gewesen sind, macht die Tugend zum Vorrecht eines einzigen Geschlechts und beleidigt die Menschheit auf das schwerste.

Ich war einmal so unbesonnen, in Gegenwart eines Herrn zu sagen, daß der und der etwas begangen hätte, was eines Edelmannes unwürdig sei. Unglücklicherweise

[1] Friedrich hatte Suhm einer Bitte Voltaires entsprechend mit der Übersendung russischer Geschichtswerke beauftragt. Voltaire hatte die Considérations sur la Russie sous Pierre le Grand von Vockerodt erhalten. — [2] Kapitäne entsprechen den heutigen Hauptleuten.

war der, von dem ich so frei gesprochen hatte, sein Vetter zweiten Grades, und er wurde sehr böse darüber. Ich fragte nach dem Grunde; man klärte mich auf, und ich mußte alle möglichen genealogischen Details über mich ergehen lassen, um zu erkennen, worin meine Dummheit bestand. Mir blieb nichts andres übrig, als dem Zorn des Beleidigten alle meine Verwandten zu opfern, die der Verwandtschaft unwürdig waren. Ich wurde deshalb sehr getadelt, rechtfertigte mich aber damit, daß jeder Ehrenmann mein Verwandter sei, und daß ich keine anderen anerkennte.

Fühlt sich schon ein Privatmann so tief verletzt durch die üble Nachrede über seine Familie, wie weit kann dann erst der Zorn einer Herrscherin[1] gehen, wenn sie erfährt, was man einem ihrer Verwandten nachsagt, den sie verehrt und dem sie all ihre Größe verdankt! . . .

Voltaire hatte auf Friedrichs Brief vom 25. Dezember 1737 im Januar erwidert. Er hielt seine Meinung von der Willensfreiheit des Menschen aufrecht. Er fragte: „Handelt denn ein anderer für mich? Täuscht mich dieser andere, wenn i ch zu handeln glaube? Wer ist es? Gibt es einen Gott, dann ist er es, der mich ununterbrochen täuscht", während doch Gottes Wesen die Wahrheit sei. Er schloß mit der Schmeichelei: „Ich glaube also Eurer Königlichen Hoheit nicht als einem Automaten zu schreiben, der geschaffen ist, um ein paar tausend menschliche Marionetten zu beherrschen, sondern als einem der freiesten und weisesten Wesen, das Gott zu erschaffen geruht hat."

92. An Voltaire

Remusberg, 19. Februar 1738.

. . . Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, gründe ich auf die Vorsehung, die Weisheit und das Vorwissen Gottes. Entweder ist Gott weise oder er ist es nicht. Ist er weise, so darf er nichts dem Zufall überlassen; er muß sich ein Ziel setzen, einen Zweck bei allem verfolgen, was er tut. Daher sein Vorwissen, seine Vorsehung und die Lehre vom unwiderruflichen Schicksal. Ist Gott ohne Weisheit, so ist er kein Gott mehr, sondern ein vernunftloses Wesen, ein blinder Zufall, ein widerspruchsvolles Gemisch von Eigenschaften, die kein wirkliches Dasein haben können. Somit müssen Weisheit, Vorsehung und Vorwissen notwendig Eigenschaften Gottes sein. Das beweist zur Genüge, daß Gott die Wirkungen in ihren Ursachen sieht und daß sein allmächtiger Wille allem zustimmt, was er voraussieht. Bemerken Sie hierbei, daß dadurch alle künftigen Zufälle im Hinblick auf Gott verschwinden; denn die Zukunft kann für ein allwissendes Wesen, das alles will, was es kann, und alles kann, was es will, nichts Ungewisses bergen.

[1] Die russische Zarin Anna, Peters des Großen Nichte, regierte 1730—1740.

Nun werden Sie den Augenblick für gekommen halten, wo ich Ihnen auf Ihre Einwände antworte. Ich werde die Reihenfolge Ihrer Gedanken innehalten, damit die Wahrheit durch diese Parallele desto deutlicher hervortritt.

Die Willensfreiheit des Menschen, wie Sie sie definieren, kann nach meinem Grundsatz keinen zureichenden Grund haben. Sie könnte einzig von Gott stammen, aber ich werde Ihnen beweisen, daß darin ein Widerspruch läge; somit ist sie unmöglich.

1. Gott kann das Wesen der Dinge nicht ändern; denn sowenig er einem Dreieck vier Seiten geben kann, wenn es ein Dreieck bleiben soll, und sowenig er die Vergangenheit ungeschehen machen kann, sowenig kann er sein eigenes Wesen ändern. Nun aber gehört es zum Wesen eines weisen, allmächtigen und der Zukunft kundigen Gottes, die Ereignisse zu bestimmen, die in allen kommenden Zeiten stattfinden sollen. Er kann dem Menschen nicht die Freiheit geben, dem, was er gewollt hat, stracks zuwiderzuhandeln. Daraus folgt, daß man sich mit der Behauptung, Gott könne dem Menschen die Willensfreiheit geben, in einen Widerspruch verwickelt.

2. Gewiß: der Mensch denkt, bewegt sich und handelt. Aber er ist dabei den ewigen Schicksalsgesetzen unterworfen. Die Gottheit hat alles vorhergesehen und bestimmt, aber der Mensch, der die Zukunft nicht kennt, wird nicht inne, daß er bei seinem scheinbar selbständigen Handeln in allem, was er tut, doch nur das Bestreben hat, die Ratschlüsse der Vorsehung zu erfüllen.

Die Freiheit, diese stolze Sklavin, hängt
An dieser Welt mit unsichtbarem Band.
Ins unbekannte Joch, das nichts zersprengt,
Hält Gott sie ohne Tyrannei gespannt. (Henriade VII, 289—292.)

3. Der Anfang Ihres dritten Einwands hat mich, wie ich gestehe, geblendet. Ich gebe zu, es überraschte mich, daß sich aus meinem eignen System ein Gott ergeben konnte, der uns täuscht. Aber man muß prüfen, ob dieser Gott uns in dem Maße täuscht, wie Sie es behaupten.

Nicht durch eine vorgebliche, der Kreatur nur scheinbar verliehene Willensfreiheit nötigt das unendlich weise, unendlich folgerichtige Wesen ihr Bewunderung ab. Gott sagt nicht zu uns: Ihr seid frei, Ihr könnt nach euerm Willen handeln usw.; sondern er hat es für besser gehalten, die uns bewegenden Triebfedern unsern Blicken zu verbergen. Es handelt sich hier nicht um das Werkzeug der Leidenschaften, durch das unsere Unterwerfung völlig erreicht wird; im Gegenteil, es handelt sich nur um die Motive, die unsern Willen bestimmen. Die Vorstellung von einem Glück, das uns lockt, oder von einem Vorteil, der uns schmeichelt, bestimmt alle unsere Willensakte. Z. B. würde der Dieb nie stehlen, wenn er mit dem Besitz des Gutes, das er stehlen will, nicht die Vorstellung eines Glückzustandes verknüpfte. Ein Geiz-

hals häufte keine Schätze an, wenn er mit dieser Anhäufung nicht die Vorstellung eines idealen Glücks verbände. Ein Krieger setzte sein Leben nicht aufs Spiel, wenn er sein Glück nicht in dem Gedanken an Ruhm und Ehre fände, die er sich erwerben kann, andere finden es in der Beförderung, wieder andere in der erwarteten Belohnung. Kurz, alle Menschen lassen sich nur durch die Vorstellung ihres Vorteils und Wohlergehens leiten.

4. Überhaupt glaube ich, genügend auf den Widerspruch in dem System des freien Willens hingewiesen zu haben, sowohl in Bezug auf Gottes Vollkommenheiten wie in Bezug auf die Lehren der täglichen Erfahrung. Sie werden mir also zugeben, daß die geringsten Handlungen im Leben aus einem bestimmten Prinzip entspringen, aus der Vorstellung vom Vorteil, die uns bestrickt. Die sogenannten vernünftigen Motive, die nach meiner Ansicht allein die Fäden und Gegengewichte sind, die alle Maschinen der Welt in Bewegung setzen, sind die geheimen Triebfedern, die Gott benutzt, um unsere Handlungen seinem höchsten Willen dienstbar zu machen.

Die Temperamente der Menschen und die äußeren Ursachen, die alle in gleicher Weise dem göttlichen Willen unterworfen sind, beeinflussen dann ihren Willen und rufen die so beträchtlichen Unterschiede hervor, die wir bei den menschlichen Handlungen wahrnehmen.

5. Auch die Bewegungen der Himmelskörper und die Ordnung, die in allen diesen Welten herrscht, könnten mir offenbar noch ein recht starkes Argument für die absolute Notwendigkeit liefern.

Wer nur einige astronomische Kenntnisse besitzt, kennt die unendliche Regelmäßigkeit, mit der die Planeten ihre Bahn beschreiben. Überdies kennt man die Gesetze der Schwerkraft, der Anziehungskraft, der Bewegung — lauter unwandelbare Naturgesetze. Wenn Körper von diesem Umfang, wenn ganze Welten, ja das ganze All festen und dauernden Gesetzen gehorchen, wie wollen mir dann die Herren Clarke[1] und Newton weismachen, daß der Mensch, dies kleine, im Vergleich zum Weltall winzige Wesen, was sage ich, dies unglückliche Reptil, das auf der Oberfläche der Erde umherkriecht, die selbst nur ein Pünktchen im Weltall ist, — daß dies elende Geschöpf allein das Vorrecht habe, aus freien Stücken zu handeln, von keinem Gesetz regiert zu werden und, seinem Schöpfer zum Trotz, seine Handlungen *ohne Grund* selbst zu bestimmen? Denn wer die völlige Willensfreiheit des Menschen behauptet, leugnet positiv, daß die Menschen vernünftig sind und sich von den obengenannten Prinzipien leiten lassen. Das ist offenbar falsch; man muß sich nur selbst kennen, um davon überzeugt zu sein.

Nachdem ich Ihren sechsten Einwand schon beantwortet habe, brauche ich hier nur daran zu erinnern, daß Gott, da er das Wesen der Dinge nicht verändern kann, folglich auch seine Eigenschaften nicht aufzugeben vermag.

[1] Clarke (1675—1729) verteidigte in einem Briefwechsel mit Leibniz die Willensfreiheit des Menschen.

Da ich bewiesen habe, daß ein Widerspruch darin liegt, daß Gott dem Menschen die Willensfreiheit schenken kann, erübrigt sich die Antwort auf den siebenten Einwand, obwohl ich nicht umhin kann, mit Wolff und Leibniz den Clarke und Newton zu sagen, daß ein Gott, der in der Weltregierung auf die kleinsten Einzelheiten eingeht, alle menschlichen Handlungen ebenso lenkt, wie er für die Bedürfnisse unzähliger Welten sorgt, die er erhält, — mir weit bewundernswerter erscheint, als ein Gott, der nach dem Muster der spanischen Granden dem Müßiggang frönt und sich um nichts kümmert. Was wird aber vollends aus Gottes Unendlichkeit, wenn wir ihm, um sein Amt zu erleichtern, die Sorge für die kleinen Einzelheiten abnehmen?

Ich wiederhole: Wolffs System erklärt das Motiv der menschlichen Handlungsweise gemäß den Eigenschaften Gottes und aus der Erfahrung.

Was die Zornesausbrüche und die heftigen Leidenschaften der Menschen betrifft, so sind das Triebfedern, die uns auffallen, weil sie uns sinnlich fühlbar sind. Die anderen sind darum nicht minder vorhanden; nur erfordert es mehr Scharfsinn und Nachdenken, sie zu entdecken.

Begierden und Wille sind zweierlei; man darf sie nicht verwechseln. Zugegeben! Aber der Sieg des Willens über die Begierden beweist nichts für die Freiheit des Willens. Im Gegenteil! Dieser Sieg beweist nur das Dasein einer Vorstellung vom Ruhm, den man sich verspricht, wenn man seine Begierden unterdrückt. Stolz, bisweilen auch Klugheit, bestimmen uns, die Begierden zu bezwingen; das aber entspricht völlig dem oben Ausgeführten.

Da die Welt ohne Gott nicht erschaffen sein könnte, wie Sie selbst zugeben, und da der Mensch, wie ich Ihnen bewiesen habe, nicht frei ist, so folgt daraus, weil es einen Gott gibt, eine absolute Notwendigkeit, der der Mensch unterworfen sein muß; also kann er keine Willensfreiheit besitzen.

Solange man von den Menschen spricht, können alle Vergleiche aus der Menschenwelt zutreffen. Sobald man aber von Gott spricht, scheint es mir, daß alle diese Vergleiche falsch werden, da wir ihm menschliche Vorstellungen zuschreiben, indem wir ihn wie einen Menschen handeln lassen und ihm eine Rolle zuweisen, die seiner Majestät gerade zuwiderläuft.

Soll ich noch das System der Sozinianer[1] widerlegen, nachdem ich das meine hinreichend begründet habe? Sobald erwiesen ist, daß Gott nichts tun kann, was seinem Wesen widerspricht, kann man daraus den Schluß ziehen, daß jede Beweisführung zugunsten der menschlichen Willensfreiheit falsch ist. Wolffs System beruht auf den nachgewiesenen Eigenschaften Gottes; das entgegengesetzte System stützt sich auf bloße Annahmen, und da erwiesen ist, daß die erste dieser Annahmen

[1] Die von Faustus Sozinus (1539—1604) begründete Sekte der Sozinianer leugnete die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit.

offenbar falsch ist, so werden Sie leicht einsehen, daß alle anderen von selbst hinfällig werden.

Um nichts zu übergehen, muß ich Sie auf eine Inkonsequenz hinweisen. Sie scheint mir darin zu liegen, daß Gott Freude empfinden soll, wenn er freie Geschöpfe handeln sieht. Dabei merkt man nicht, daß auf diese Weise alle Dinge vom Standpunkt des Menschen betrachtet werden. Weil z. B. ein Mensch Vergnügen daran findet, einen emsigen Ameisenstaat mit einer Art von Klugheit für seinen Unterhalt sorgen zu sehen, wähnt er, Gott müsse das gleiche Vergnügen angesichts der menschlichen Handlungen empfinden. Bei derartigen Schlußfolgerungen übersieht man, daß das Vergnügen eine menschliche Leidenschaft ist. Aber Gott ist kein Mensch, sondern ein in sich völlig glückliches Wesen; er ist für Freude und Trauer, Haß und Liebe oder für irgendwelche Leidenschaften, die die Ruhe des Menschen stören, gleich unempfindlich.

Man behauptet allerdings, Gott sehe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; er altere nie, und dieser Augenblick, Monate, Jahre und Jahrmillionen änderten nichts an seinem Wesen und seien im Vergleich zu seiner Dauer (die weder Anfang noch Ende hat) wie ein Augenblick und noch weniger als das.

Ich gestehe Ihnen, über den Gott des Herrn Clarke habe ich herzlich gelacht. Das ist sicher ein Gott, der die Cafés besucht und mit ein paar elenden Zeitungsschreibern über die gegenwärtige europäische Lage kannegießert. Ich glaube, er wird momentan sehr in Verlegenheit sein, zu erraten, was beim nächsten Feldzug in Ungarn geschehen wird, und mit großer Spannung den Eintritt der Ereignisse erwarten, um zu erfahren, ob er sich in seinen Mutmaßungen getäuscht hat oder nicht.

Ich füge zu den vorstehenden nur noch eine Erwägung hinzu: weder der freie Wille noch das absolute Verhängnis entlasten die Gottheit von der Mitschuld am Verbrechen; denn es kommt auf eins heraus, ob Gott uns die Freiheit zur Missetat gibt oder uns unmittelbar zum Verbrechen treibt; es handelt sich da nur um ein Mehr oder Weniger. Gehen Sie dem Bösen bis auf seinen Ursprung nach: Sie können es nur Gott zuschreiben, wofern Sie nicht die Lehre der Manichäer[1] über die beiden Prinzipien annehmen wollen, was aber mit Schwierigkeiten gespickt ist. Da Gott also nach unseren Systemen ebenso der Vater der Tugend wie des Verbrechens ist, da die Herren Clarke, Locke und Newton mir nichts bieten, was die Heiligkeit Gottes mit der Begünstigung von Verbrechen in Einklang bringt, so muß ich schon bei meinem System bleiben. Es hat mehr inneren Zusammenhang, mehr Folgerichtigkeit, und alles in allem, finde ich eine Art von Trost in diesem absoluten Schicksal, in der alles regierenden Notwendigkeit, die unsre Handlungen bestimmt und das Geschick besiegelt.

[1] Die Manichäer, Anhänger des Mani, waren eine im 4. und 5. Jahrhundert weitverbreitete Sekte. Ihr dualistisches System setzt einen ewigen Kampf zwischen Licht und Finsternis, „den beiden Prinzipien" voraus.

Sie werden mir sagen, das sei ein schwacher Trost, den man aus der Betrachtung unseres Elends und der Unveränderlichkeit unseres Schicksals schöpft. Zugegeben! Aber aus Mangel an Besserem muß man sich wohl mit diesem Troste bescheiden. Er gehört zu den schmerzstillenden Mitteln, die der Natur Zeit lassen, das übrige zu tun.

Nachdem ich Ihnen meine Ansichten dargelegt habe, komme ich mit Ihnen zur Unzulänglichkeit unserer Einsicht. Mir scheint, die Menschen sind zu gründlichem Nachdenken über abstrakte Themata nicht geschaffen. Gott hat ihnen so viel Verstand gegeben, als sie brauchen, um sich durch die Welt zu schlagen, nicht aber so viel, um ihre Wißbegier zu befriedigen. Denn der Mensch ist zum Handeln und nicht zum Grübeln geschaffen.

Halten Sie mich wofür Sie wollen, wenn Sie nur des Glaubens sind, daß Ihre Persönlichkeit das stärkste Argument ist, das man mir zugunsten unsres Wesens beibringen kann. Wenn ich Sie betrachte, habe ich einen vorteilhafteren Begriff von der Vollkommenheit der Menschen, zumal ich überzeugt bin, daß nur ein Gott oder etwas Göttliches in ein und demselben Wesen all die Vorzüge vereinen kann, die Sie besitzen. Nicht unabhängige Ideen leiten Sie; Sie handeln nach einem Prinzip, der erhabensten Vernunft gemäß, folglich handeln Sie mit Notwendigkeit. Dies System widerspricht der Menschlichkeit und den Tugenden keineswegs. Im Gegenteil, es ist ihnen sogar ersprießlich; denn finden wir unsern Vorteil, unser Glück und unsere Befriedigung in der Übung der Tugend, so ist es für uns eine Notwendigkeit, stets nach dem Tugendhaften zu streben; und da ich nicht undankbar sein könnte, ohne mir selbst zum Abscheu zu werden, so zwingt mich mein Glück, meine Ruhe und die Vorstellung von meinem Wohlergehen zur Dankbarkeit.

Ich gebe zu, daß die Menschen nicht stets der Tugend folgen. Aber das kommt daher, daß sie sich nicht alle die gleiche Vorstellung vom Glück machen, daß äußere Ursachen oder die Leidenschaften sie zu anderem Verhalten bestimmen, je nachdem, worin sie ihren Vorteil erblicken in den Augenblicken, wo der Aufruhr der Leidenschaften die Überlegungen der reifen Vernunft ausschaltet ... Man kann jahrhundertelang über die Dinge reden, und wenn man sie erschöpft zu haben glaubt, steht man wieder am Ausgangspunkt. Bald wird es uns gehen wie Buridans Esel ...

Voltaire berief sich in seiner Antwort darauf, daß das Gefühl der Freiheit, das alle Menschen beseele, nicht täuschen könne. Vor allem: „Wenn man sagt, daß Gott alle unsere Handlungen vorhergesehen hat und daß diese daher notwendig sind, dann hat Gott auch die seinigen vorher gewußt, die um so notwendiger sind, als Gott ja unveränderlich ist ... Wenn der Mensch also wählen muß, was ihm das Beste zu sein scheint, ist Gott hierzu noch viel mehr genötigt. Damit macht man Gott zu einem Sklaven des Schicksals.“ Freilich wisse er nicht zu sagen, wie menschliche Willensfreiheit und göttliches Vorherwissen zu vereinbaren sei. Friedrich erwiderte ihm am 19. April 1738. Seine Ausführungen gipfelten in dem Satz: Gott selbst ist das Schicksal; wie könnte er also dessen Sklave sein!

93. An Camas

Nauen, 11. Juni 1738.

Mein lieber Camas,

Unsre Revue ist Gottlob sehr gut abgelaufen. Der König war zufrieden, und seine Zufriedenheit hat das ganze Regiment in Jubel versetzt von der Zeder bis zum Ysop[1], vom Obersten bis zum letzten Pfeifer, und ich wünschte nichts so glühend, als die gleiche Befriedigung nach einer Schlacht zu verspüren, in der ich die feindlichen Truppen über den Haufen geworfen hätte. Ich hoffe, es wird dazu kommen, und ich kann Sie und mich selbst in der Ebene von Düsseldorf zu den Erfolgen beglückwünschen, die wir unter dem Befehl des Königs erringen werden[2] ...

94. An Jordan

[Nauen, Juni 1738.]

Anbei ein Brief von Voltaire an mich nebst meiner Antwort darauf. Wollen Sie mir gütigst angeben, was ich davon verbessern muß, dann werde ich es ändern. Da ich nicht die Absicht habe, den Brief nochmals abzuschreiben, so machen Sie bitte in ihm selbst keine Vermerke. Anbei auch die „Epistel" an Keyserlingk[3], die Sie in der jetzigen verbesserten Form abschreiben wollen. Da ich sie an Voltaire schicke, schreiben Sie bitte meine Antwort rasch ab, damit alles morgen mittag hier sein kann. Bestellen Sie der Kronprinzessin herzliche Grüße und sagen Sie ihr, ich schriebe morgen an sie, wenn ich Zeit fände; auch riete ich ihr an, für ihre Gesundheit zu sorgen. Beste Grüße an die ganze liebenswürdige Gesellschaft. Sum totus der Deinige[4]. Knobelsdorff kann mir das ganze Geschreibsel wieder mitbringen.

95. An Voltaire

Amalthea, den 17. Juni 1738.

... Ich bin mit meiner Metaphysik so völlig am Ende, daß ich außerstande wäre, Ihnen mehr darüber zu sagen. Ein jeder bemüht sich, die verborgenen Triebfedern zu entdecken. Könnten die Philosophen sich nicht samt und sonders irren? Soviel Philosophen, soviel Systeme! Alle haben einen Grad von Wahrscheinlichkeit, und doch widersprechen sich alle. Die Malabaren haben die Umläufe der Gestirne nach

[1] Vgl. 1. Könige Kap. 5, Vers 13. — [2] Anspielung auf den Streit um die Erbfolge in Jülich-Berg. Düsseldorf hatte der Kaiser Preußen 1728 garantiert, aber 1732 abgesprochen. — [3] Die Epistel an Keyserlingk datiert vom 24. Mai 1738. Charles Etienne Jordan, ein feinsinniger Gelehrter, Jugendfreund und literarischer Berater Friedrichs. — [4] Sum totus à toi, im Original; Friedrich neckt seinen gelehrten Jordan gern einmal durch eingestreute lateinische Wendungen.

dem Grundsatz berechnet, daß die Sonne sich um einen hohen Berg in ihrem Lande dreht, und ihre Rechnung stimmt.[1]

Daraufhin rühme man uns die gewaltigen Anstrengungen der menschlichen Vernunft und die Tiefe und Weite unseres Wissens! In Wirklichkeit wissen wir nur sehr wenig und wollen in unserer Verblendung doch alles umfassen.

Früher erschien mir die Metaphysik als ein Land, in dem sich große Entdeckungen machen ließen; jetzt erscheint sie mir wie ein durch Schiffbrüche verrufenes Meer.

Als Jüngling liebt' ich den Ovid; jetzt ist's Horaz. (Boileau.)

Die Metaphysik gleicht einem Quacksalber; sie verspricht viel, und die bloße Erfahrung beweist uns, daß sie nichts hält. Nach allem, was man beim Studium der Wissenschaften oder des Menschengeistes beobachtet, neigt man von selber zum Skeptizismus, und „viel erkennen wollen, heißt oft zweifeln lernen" — ich weiß nicht von welchem Dichter.

Die „Philosophie Newtons" ist hier, soviel ich sehe, eher angelangt als ihr Verfasser.[2] Der Titel hat mich befremdet. Er ist wohl der Liberalität des Verlegers zu danken. Ein tüchtiger Mathematiker in Berlin hat mich auf ein paar leichte Rechenfehler aufmerksam gemacht; im übrigen aber schienen die Kenner entzückt. Was mich betrifft, der ohne große Kenntnis über diese Art von Problemen urteilt, so muß ich Sie mal um ein paar Aufklärungen über den leeren Raum bitten, der mir höchst sonderbar und unverständlich erscheint, sowie über die durch die Anziehungskraft hervorgerufene Flut und Ebbe und über die Ursache der Farben usw. Ich werde Ihnen Fragen stellen wie Hinz und Kunz, wenn Sie sie über dergleichen Gegenstände belehrten, und es wird Ihnen noch etwas Mühe kosten, mich zu überzeugen ...

Anbei meine politische Schrift[3], wie ich sie drucken lassen möchte. Ich hoffe, Sie werden sie nicht aus den Händen geben; Sie werden die Folgen davon selbst einsehen. Ich bitte Sie, mir Ihre Meinung im großen zu sagen, ohne auf irgendwelche Einzeltatsachen einzugehen. Es fehlt noch eine Denkschrift, die ich binnen kurzem haben werde und die Sie stets hinzufügen lassen können ...

96. An Duhan

Braunschweig, 14. August 1738.

Mein lieber Duhan,

Braunschweig und Blankenburg liegen sich so nahe, daß ich mir Vorwürfe machen müßte, wenn ich so in Ihre Nähe komme, ohne Ihnen ein Lebenszeichen von mir zu

[1] Hiervon spricht Friedrich auch in seiner damals entstandenen Abhandlung: „Über die Unschädlichkeit des Irrtums des Geistes"; vgl. Werke Bd. VIII, S. 12. — [2] „Elemente der Philosophie Newtons", erschien Ende März 1738. — [3] Die „Betrachtungen über den gegenwärtigen politischen Zustand Europas" (1738); vgl. Werke Bd. I, S. 226 ff.

geben. Ich hoffe sogar, Sie nehmen etwas Anteil daran, und mein Andenken ist Ihnen nicht ganz gleichgültig.

Nach einer ziemlich anstrengenden Reise sind wir hier in einem recht abgematteten Zustand angelangt. Wir machen uns die Messe und die Vergnügungen der Gegend zunutze. Unsre Abreise ist auf morgen festgesetzt, und bald nach meiner Ankunft in Berlin werde ich mich wieder in mein Asyl zurückziehen.

Soviel, mein Lieber, von unseren vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Beschäftigungen. Was Sie betrifft, so wünsche ich von ganzem Herzen, Sie wiederzusehen. Meine Schwester[1] kann mir das Zeugnis ausstellen, daß ich von Ihnen so oft rede, als wir uns sehen, und stets in Ausdrücken, die meine Zärtlichkeit beweisen.

Gestalten Sie sich die Stellung, die das Schicksal Ihnen bestimmt hat, so erträglich wie nur möglich. Tilgen Sie mein Andenken aus Ihrem Geiste, wenn es Ihre Ruhe stört, und denken Sie lediglich daran, sich so glücklich zu machen, wie Sie es sich vorstellen können. So handelt die Weisheit und so sollen Sie handeln. Verbannen Sie daher jede Vorstellung von Exil, Vaterland und heimischem Herd; pflegen Sie viel Zwiesprache mit den Büchern und wenig mit den Menschen. Da Sie die Gesellschaft der Alten überall finden können, werden Sie die Ortsveränderung nicht so spüren wie ohne deren Beistand. Kurz, erheben Sie Ihre Gedanken über alles, was ihnen eine Richtung zur Schwermut oder Hypochondrie geben könnte.

Nicht die Parzen beglücken uns durch das, was sie uns spinnen; wir selbst sind die Schmiede unsres Glücks, und dies Glück liegt allein in der Vorstellung, die wir uns von ihm machen. Erfüllen Sie Ihre Einbildungskraft also, wenn möglich, mit einer Vorstellung vom Glück; lassen Sie eine erfreuliche Illusion in Ihrem Geiste walten und tragen Sie zu meiner Gemütsruhe bei, indem Sie sich beruhigen.

Ich nehme stets aufrichtigen Anteil an allem, was Ihnen begegnet, und bin mehr denn irgendwer, mein lieber Duhan, Ihr treuergebener Freund

Friderich.

97. An Voltaire

Remusberg, den 30. September 1738.

... Scheint es Ihnen nicht, als ob es in der Physik[2] ebensoviel Ungewißheiten gibt wie in der Metaphysik? Ich sehe mich rings von Zweifeln umlagert. Ich glaube Wahrheiten mit der Hand zu greifen; ich prüfe sie und erkenne, auf wie schwachen Füßen mein Urteil steht. Die mathematischen Wahrheiten bilden keine Ausnahme

[1] Charlotte, Herzogin von Braunschweig. — [2] Friedrich schreibt diese Worte am Schluß einer Erörterung über Voltaires „Philosophie Newtons".

davon (verzeihen Sie mir). Prüft man das Für und Wider der Behauptungen gründlich, so schwankt man nicht minder, wozu man sich entscheiden soll. Kurz, ich glaube, es gibt nur wenige ganz sichere Wahrheiten.

Diese Betrachtungen haben mich veranlaßt, meine Ansicht über den Irrtum zu entwickeln, und zwar in Form eines Zwiegesprächs[1]. Ich will darin zeigen, daß die Meinungsverschiedenheiten der Menschen in philosophischer oder religiöser Beziehung nie dahin führen dürfen, die Bande der Freundschaft und Menschlichkeit zu lockern. Ich mußte beweisen, daß der Irrtum unschädlich ist: das habe ich getan. Ich bin sogar weitergegangen und habe zu verstehen gegeben, daß ein Irrtum, der daraus entspringt, daß man die Wahrheit sucht und sie nicht findet, lobenswert ist. Sie werden nach der Lektüre am besten selbst darüber urteilen; darum unterbreite ich die Schrift Ihrer Kritik ...

98. An Camas

[Rheinsberg], 14. Oktober 1738.

Mein lieber Camas,

Ich bin hocherfreut über Ihr freundliches Gedenken; habe ich doch um Ihren Brief recht betteln müssen. Aber das tut nichts; von einem säumigen Schuldner muß man nehmen, was man kriegt. Kaum weiß ich, offen gesagt, welches Wetter hier ist. Der Horizont meiner Tätigkeit erstreckt sich bloß von den Wohnräumen bis zur Bibliothek. Die Reise ist nicht weit, und man spürt unterwegs nichts von den Unbilden der Witterung. Was die Jagd betrifft, so ist hier eine ganze Gesellschaft, die für mich jagt, und ich studiere für sie. Dabei kommt jeder auf seine Rechnung, und niemand wird von seinen Vergnügungen abgehalten. Wir politisieren wenig, reden noch weniger und denken viel. Man fragt hier weder nach dem türkischen und griechischen noch nach dem christlichen Kaiser; man trachtet nur nach geistiger Befriedigung und Seelenruhe, die ich und mein kleines Kloster nach besten Kräften fest zu begründen suchen. Gelingt uns das, so ist es unser „Kriterion". Zum mindesten muß man daran arbeiten, obwohl mir, um die Wahrheit zu gestehen, die Fühllosigkeit des Stoikers in der Moral das gleiche zu sein scheint wie der Stein der Weisen in der Chemie und die Quadratur des Zirkels in der Mathematik. Sie ist die chimärische Vorstellung von einer Vollkommenheit oder Gemütsruhe, die wir nie erreichen können.

Ohne mich aber weiter auf die Moral einzulassen, gestatten Sie mir, Ihnen ein physikalisches Phänomen mitzuteilen, das in unsrer Zeit garnicht nebensächlich ist. Es besteht darin, daß ich durch die Anziehungskraft von 6000 Talern aus dem

[1] „Über die Unschädlichkeit des Irrtums des Geistes"; vgl. Werke Bd. VIII, S. 10 ff.

tiefsten Holland einen Körper von über 6 Fuß 4 Zoll nach meinem Zentrum gravitieren ließ. Dies Phänomen, ebenso selten und ungewöhnlicher als ein langgeschweifter Komet, wird binnen kurzem am Horizont von Ruppin glänzen[1]. Jetzt, meine Herren, ist es an Ihnen, sich zu verbergen und Ihr Antlitz zu verhüllen, damit dies Licht, das dem leuchtenden Antlitz des Moses gleicht, Sie nicht blendet[2]. Nun habe ich Sie schon vier Monate und darüber nicht gesehen; Sie dürfen also meine Schwatzhaftigkeit nicht schelten. Ein viermonatliches Schweigen kann für ein pythagoräisches Schweigen gelten[3]. Trotzdem will ich nicht schließen, ohne Ihnen die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu wiederholen, mit der ich, mein lieber Camas, verbleibe

Ihr getreuer Freund

Friderich.

99. An den Grafen zu Schaumburg-Lippe[4]

Remusberg, 30. Oktober 1738.

Mein lieber Graf,

Mit großer Freude entdecke ich bei Ihnen Gesinnungen, die die gerade Vernunft in jedes Menschenherz schreiben sollte. Müßiggang und eitle Beschäftigungen scheinen das Erbteil der Leute von vornehmer Geburt zu sein. Geist, Arbeit, Fleiß scheinen leider nur Sache derer, die sich einen Namen machen wollen, die auf den Ruf ihrer Ahnen nichts geben und sich selbst alles verdanken möchten. In Wirklichkeit kann indes einen Mann von vornehmer Geburt nie seine Begabung herabsetzen, wohl aber seine Unfähigkeit. Fest steht, daß man seine wesentlichen Pflichten nie vergessen darf, und es hieße von den Talenten, die man vielleicht besitzt, einen strafwürdigen Gebrauch machen, wollte man zu ihrer Pflege mehr Zeit aufwenden als zu den ernsten Beschäftigungen, die viel Zeit erfordern.

Sie sagen sehr richtig, daß ein Mensch, der mit seiner Zeit nur etwas sparsam umgeht, Muße für alles findet. Ihre Lebensweise bezeugt es; sie sollte ein Vorbild für so viele Standespersonen sein, die ihre Zeit schlecht nutzen und oft sterben, ohne zu wissen, daß sie gelebt haben. Eine harmlose Beschäftigung kann sogar als nützlich und lobenswert gelten, insofern sie die Menschen hindert, derweil etwas Schlechtes zu tun. Die Wissenschaften sind für alle, die sie pflegen, eine große Hilfe. Erinnern Sie sich dessen, was Cicero, der Vater des Vaterlandes und der Beredsamkeit, von

[1] Mit der Erwerbung dieses Riesen durfte Friedrich der nächsten Besichtigung seines Regiments durch den König ruhigen Herzens entgegensehen. — [2] 2. Buch Mose Kap. 32, Vers 29 ff. — [3] Dies ist wohl eine Anspielung auf das Verbot der Pythagoräer, Schulgeheimnisse zu verraten. — [4] Graf Albert Wolfgang von Schaumburg-Lippe (1699—1748) vermittelte im Sommer 1738 Friedrichs Aufnahme in den Freimaurerorden. Ihr Verhältnis war nur kurze Zeit herzlich und erkaltete allmählich.

ihnen sagt: „Die Wissenschaften sind die Freude der Jugend und unser Trost im Alter. Sie verleihen Glanz im Glück und sind uns ein Halt im Unglück. Auf Reisen, bei unsern Freunden wie daheim in der Zurückgezogenheit — in allem und überall bilden sie das Glück des Lebens"[1]. Hier kann man Cicero aufs Wort glauben. Die Wissenschaften waren in seiner Hand ein Schwert, dessen Klinge er oft erprobt hat: Cicero sprach von ihnen mit Sachkenntnis.

Sie wollen durchaus Kompositionen von mir haben? Um Sie zufriedenzustellen, werde ich eine Symphonie abschreiben lassen, die ich vor zwei Jahren verfaßt habe und die Ihre Musiker, glaube ich, spielen können. Ich wollte Ihnen gern greifbarere Beweise meiner Hochachtung und Zuneigung geben, mit der ich, mein lieber Graf, für immer verbleibe

Ihr treuergebener Freund

Friderich.

[1] Cicero in seiner Rede für den Dichter Archias, Kap. 7. Das Zitat ist hier wie auch in Friedrichs Rede „Über den Nutzen der Künste und Wissenschaften im Staate" von 1772 (vgl. Werke Bd. VIII, S. 59) ungenau; es lautet richtig: „Solche Studien belehren die Jugend und erfreuen das Alter, sie verschönern glückliche und mildern trübe Tage; ein häuslicher Genuß, schaden sie uns doch nichts im öffentlichen Leben; sie sind unsere Gefährten bei Nacht, unterwegs und in ländlicher Stille." Auch in einem Brief an Voltaire vom 16. Mai 1749 erinnert Friedrich an diese Worte.



100. An Camas

Berlin, 21. Dezember 1738.

Mein lieber Camas,

... Ihr General[1] war Zeuge davon, wie sehr mich der erneute Huldbeweis des Königs erfreut hat. Ich fand in der Stimmung des Königs eine merkliche Veränderung. Er ist äußerst gütig, milde, leutselig und gerecht geworden und hat von den Wissenschaften als von löblichen Dingen gesprochen; ich war entzückt und begeistert von allem, was ich sah und hörte. Alles Lobenswerte, was ich sehe, gewährt mir eine innere Befriedigung, die ich kaum verbergen kann. Ich fühle, wie die kindliche Liebe sich in mir verdoppelt, wenn ich vom Schöpfer meines Lebens so vernünftige und richtige Urteile höre. Von ganzem Herzen wünsche ich, daß Sie mir künftig nur von neuen Wohltaten zu berichten haben, und daß ich meinerseits immer mehr das Lob eines Vaters singen kann, den ich von Natur liebe und dessen gute Handlungen mich in Entzücken versetzen. Ich will keine Neujahrswünsche hinzufügen. Sie wissen zu gut, was ich von Ihnen halte und daß ich jedesmal, wenn ich an Sie denke, alle Wünsche ausspreche, die man sich zu Neujahr sagt. Vale et me ama.

Friderich.

101. An Voltaire

Berlin, den 25. Dezember 1738.

Mein lieber Freund,

Ich las in den letzten Tagen mit großem Vergnügen den Brief, den Sie an Ihre ungetreuen Verleger in Holland gerichtet haben. Bei dem Anteil, den ich an Ihrem Rufe nehme, habe ich lebhaft Ihre Mäßigung gebilligt, die das Publikum unfehlbar anerkennen wird.

Solche Bescheidenheit sollte die Eigenart eines jeden bilden, der die Wissenschaften pflegt. Die Philosophie klärt den Geist auf und bringt uns somit in der Kenntnis des Menschenherzens vorwärts; ihre dauerhafte Frucht muß freundliche Nachsicht gegen die Schwächen, Fehler und Laster der Menschen sein. Möchten doch die Gelehrten in ihren Streitigkeiten, die Theologen in ihrem Gezänk und die Herrscher in ihren Zwistigkeiten Ihre Mäßigung nachahmen. Wissenschaft, wirkliche Frömmig-

[1] Schwerin, seit 1740 Graf und Feldmarschall. Das Schreiben von Camas, auf das Friedrich sich hier bezieht, liegt nicht vor.

keit, höchste irdische Würden sollten ihre Träger über gewisse Leidenschaften erheben, die nur gemeine Seelen beherrschen dürften. Überhaupt ist ja das anerkannte Verdienst vor den Pfeilen des Neides völlig geschützt. Alle Angriffe auf einen minderwertigen Feind entehren den Angreifer.

Des Athos Haupt, stolz in die Luft erhoben,
Als ob's den Himmel knüpfte an die Welt,
Sieht unerschüttert Blitz und Donner toben;
An seinem Fuß umsonst ihr Grimm zerschellt.
So bleibt des Weisen Ruhe unversehrt
Vom Kreischen jener schnöden Neiderzunft,
Und ihre Pfeile fallen abgestumpft,
Von seiner Tugend schweigend abgewehrt;
Ja, gegen solche Himmelsstürmer soll
Entladen sich allein der Mitwelt Groll.

Die Kunst, Schmähung mit Schmähung heimzuzahlen, bleibt das Vorrecht der Lastträger. Enthielten solche Schmähungen auch Wahrheit, wären sie auch nur von schöner Dichterglut erfüllt, so bleiben sie doch, was sie sind, nämlich Waffen, die in die Hände von Leuten passen, die sich mit Knüppeln herumschlagen, denen es aber nicht zusteht, mit solchen zu fechten, die den Degen führen.

Ihr Verdienst hat Sie so turmhoch über Satire und Neid erhoben, daß Sie es gewiß nicht nötig haben, ihre Geschosse abzuwehren. Die Bosheit währt nur eine Weile, dann versinkt sie in ewige Vergessenheit. Die Geschichte, die das Gedächtnis des Aristides[1] geheiligt hat, verschmäht es, die Namen seiner Neider aufzubewahren. Man kennt sie sowenig wie die Verfolger Ovids.[2] Mit einem Worte: Rachsucht ist die Leidenschaft jedes Beleidigten, aber Hochherzigkeit ist allein die Tugend der edlen Seelen. Es ist auch die Ihre; sie hat Ihnen zweifellos den schönen Brief eingegeben, den Sie an Ihre Verleger geschrieben haben und den ich nicht genug bewundern kann.

Ich bin entzückt, daß die Welt wird einräumen müssen, daß Ihre Philosophie in der Praxis ebenso erhaben ist wie in der Theorie. Mein Tribut liegt diesem Briefe bei. Die Zerstreuungen der Stadt, manches, was in Cirey und in Remusberg unbekannt ist, Pflichten und höfische Rücksichten, die in der Praxis sehr unbequeme Folgen haben, rauben mir meine ganze Zeit. Sie werden es ohne Zweifel bemerken, denn ich habe meinen Brief nicht mal durchsehen können ...

[1] Aristides († 467 v. Chr.), der starr konservative Gegner des Themistokles, dem er an Bedeutung unterlegen war. Die spätere Geschichtsschreibung rühmte ihn als ein Muster an Gerechtigkeit. — [2] P. Ovidius Naso (43 v. Chr.—9 n. Chr.), einer der bekanntesten römischen Lyriker, wurde von Augustus infolge von Hofkabalen zeitlebens nach Tomi am Schwarzen Meer verbannt.

102. An Camas

[Berlin, Ende Dezember 1738[1].]

Mein lieber Camas,

Zu meinem großen Leidwesen muß ich alles widerrufen! All der schöne Schein von Güte, Wohlwollen und Milde ist wie ein Traum verflogen. Die Laune des Königs ist so übel geworden und sein Haß auf mich hat sich in so mannigfachen Formen offenbart, daß ein andrer als ich längst seinen Abschied erbeten hätte. Tausendmal lieber wollte ich mein Brot anderswo ehrlich erbetteln, als mich hier von all dem Verdruß nähren, den ich herunterschlucken muß. Die Erbitterung, mit der mich der König öffentlich und im vertrauten Kreise schlecht macht, ist allgemeines Stadtgespräch. Jedermann ist Zeuge davon und alles redet darüber. Das Merkwürdigste ist dabei, daß ich garnicht weiß, was ich verbrochen habe, außer daß ich der mutmaßliche Thronfolger bin. Zweifellos schüren böswillige Menschen das Feuer, und die schlechte Laune des Gichtkranken sowie sein galliges Temperament tragen das ihre dazu bei. Ich lerne standhaft bleiben. Seit den drei Wochen meines hiesigen Aufenthalts habe ich schon genug gelernt, um mir die allerverletzendsten Dinge sagen zu lassen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne mich aufzuregen, und nach diesen Beschimpfungen fange ich ein Gespräch an, als ob ich garnichts gehört hätte. Ich möchte nur wissen, warum der König mich nicht abseits in Remusberg gelassen hat, wenn in ihm doch keine väterlichen Gefühle gegen mich aufkommen können, oder wenn ich das Unglück habe, daß mein Gesicht ihm mißfällt. Er würde dann seine Galle weniger anstrengen, und ich wäre glücklicher. Sie fragen mich, welche Krankheit der König hat. Es ist eine fliegende Gicht, die sich nirgends festsetzen wollte. Sie zog vom linken Arm ins rechte Knie, von da ins linke und vom linken Knie in die linke Fußsohle. Schließlich verschwand sie und hinterließ nur eine leichte Schwellung, die sich wohl durch eine Schwitzkur verlieren wird.

Ich wünsche Ihnen alle Freuden, die uns fehlen, und alle Ruhe, die uns abgeht, und verbleibe, mein lieber Camas, stets

Ihr getreuer Freund

Friderich.

103. An Voltaire

Berlin, 8. Januar 1739.

... Es scheint, daß eine Meinung sich bei uns befestigt, wenn wir alle Gründe, die sie stützen, im Geiste durchgehen. Das hat mich bestimmt, das Problem der

[1] Am 9. Dezember schreibt Friedrich, er wäre seit 3 Tagen in Berlin, in diesem Brief spricht er von 3 Wochen; daraus ergibt sich die ungefähre Datierung.

Menschenliebe zu erörtern. Sie ist nach meiner Meinung die einzige Tugend und muß besonders denen zu eigen sein, die in der Welt einen hohen Rang bekleiden. Es ist das Amt jedes Herrschers, er sei groß oder klein, dem menschlichen Elend abzuhelfen, soviel er vermag. Er ist gleichsam ein Arzt, der nicht die körperlichen Gebrechen, wohl aber das Unglück seiner Untertanen heilt. Die Stimme der Unglücklichen, die Seufzer der Elenden, die Schreie der Bedrückten müssen bis zu ihm dringen. Aus Mitleid mit den anderen und im Gedanken an sich selbst oder auch aus eigner Erfahrung muß er vom Elend gerührt werden, und wenn er nur etwas Gefühl in der Brust hat, werden die Unglücklichen bei ihm alle Art von Erbarmen finden.

Ein Herrscher bedeutet für sein Volk dasselbe wie das Herz für den Mechanismus des Körpers. Es empfängt das Blut aus allen Gliedern und treibt es wieder in sie zurück. Der Herrscher empfängt Treue und Gehorsam von seinen Untertanen und gibt ihnen Überfluß, Wohlstand, Ruhe und alles zurück, was zur Wohlfahrt und zum Gedeihen der Gesellschaft beiträgt.

Diese Grundsätze müssen meiner Ansicht nach im Herzen eines jeden von selbst entstehen; man fühlt sie schon bei einigem Nachdenken, und man braucht keinen großen Moralkodex, um sie zu begreifen. Ich glaube, Mitleid und das Bestreben, einem Beistandsbedürftigen zu helfen, sind Tugenden, die den meisten Menschen angeboren sind. Wir denken an unsere eigenen Gebrechen, unser eignes Elend, wenn wir das der Nächsten sehen, und wir sind ebenso hilfsbereit gegen sie, wie wir wünschten, daß sie es gegen uns wären, wenn wir in die gleiche Lage kämen.

Der Fehler der Tyrannen besteht zumeist darin, daß sie die Dinge unter einem bestimmten Gesichtswinkel sehen. Sie betrachten die Welt nur von sich aus, und da sie über das Unglück des Durchschnitts so ziemlich erhaben sind, stumpft sich ihr Herz dagegen ab. Wenn sie ihre Untertanen bedrücken, wenn sie hart, gewalttätig und grausam sind, so kennen sie das Leid, das sie zufügen, nicht, und da sie es nicht am eigenen Leibe erlitten haben, halten sie es für allzu gering. Solche Menschen sind nicht wie Mucius Scävola[1], der sich die Hand vor Porsenna verbrannte und die ganze Glut des Feuers an ihr verspürte.

Kurz, die ganze Organisation der Gesellschaft führt zur Menschlichkeit.[2] Die Ähnlichkeit der meisten, die Gleichheit der Bedürfnisse, die stete Abhängigkeit voneinander, die gemeinsame Not, die die gesellschaftlichen Bande enger knüpft, die angeborene Zuneigung zu unseresgleichen, unser Selbsterhaltungstrieb, der uns Menschlichkeit predigt, die ganze Natur scheint sich zusammenzutun, um uns eine Pflicht einzuprägen, die unser Glück ausmacht und unserm Leben täglich neue Reize verleiht ...

[1] Die Sage erzählt, daß Gaius Mucius Scävola auf den Etruskerkönig Porsenna, als dieser Rom belagerte, ein Attentat versuchte. Da es mißglückte, steckte er vor dem König seine rechte Hand ins Feuer und ließ sie zum Beweise des unerschütterlichen Römermutes verbrennen; Porsenna hob hierauf die Belagerung als aussichtslos auf. — [2] Vgl. auch die „Epistel über die Menschlichkeit" (1738, Werke Bd. X, S. 39 ff.).

104. An Camas

Berlin, 10. Januar 1739.

Mein lieber Camas,

Ihr Mitgefühl für meine Lage tröstet mich über den ausgestandenen Verdruß. Als ich Ihren Brief las, sagte ich mir:

Die Götter sind mit Cäsar, aber Cato
Folgt dem Pompejus[1].

Die Lauterkeit meines Wandels bürgt mir für die Falschheit der Angebereien, die man dem König über mich gemacht hat. Ich weiß nicht, welches Verbrechen man mir zur Last legt, und glaube, es würde schwer sein, eines herauszufinden. Darum ergeht man sich auch nur in unbestimmten Redensarten, aber nicht mit geringerer Bitterkeit. Es ist ein Aufleben des alten Hasses, den irgendeine Ursache aus dem Schlummer aufgerüttelt hat, in dem er seit einiger Zeit ruhte. Ich habe mir eine böse Prognose gestellt, aber sie ist wahr: Nie darf ich darauf rechnen, mit einem so leicht reizbaren Vater, den man gegen mich verhetzt, friedlich auszukommen. Ich muß ihn als meinen schlimmsten Feind betrachten, der mir beständig auflauert und den Augenblick erspäht, wo er mir den Genickstoß geben kann. Ich muß unermüdlich auf der Hut sein. Der geringste Fehltritt, die kleinste Unvorsichtigkeit, eine Lappalie, ein aufgebauschtes Nichts genügen zu meiner Verurteilung. Sie wären — ich sage nicht entrüstet —, aber erstaunt, wenn Sie hörten, wie ich öffentlich schlecht gemacht werde. Hat man sich dann weidlich bemüht, mich hassenswert zu machen, so will man aus Angst, daß es nicht gelungen ist, mich wenigstens der Lächerlichkeit preisgeben. Sagen Sie selbst, ob man nicht phlegmatisch sein muß, wenn man mit eignen Augen und Ohren Dinge sehen und hören muß, die der Menschlichkeit so ins Gesicht schlagen. Tausendmal denke ich an das italienische Sprichwort: Soffri e taci[2]. Wie schwer ist es, lieber Camas, einen Grundsatz zu befolgen, der in so kurze Worte gefaßt werden kann, aber einen so tiefen Sinn birgt! Wie schwer ist es, die Eigenliebe zu ersticken, die durch Verletzung unsres guten Rufes so merkwürdig berührt wird! Welche Selbstüberwindung kostet es doch, die Wahrheitsliebe zu unterdrücken, die in uns aufsteht, um Falschheit und Lüge zu bekämpfen! Von dieser Macht über unsere Leidenschaften lege ich jetzt eine heilsame Probe ab. Ich kann Ihnen versichern, daß die Krankheit des Königs mir einen Moralkursus erspart. Freilich ich würde ihn mir sehr gern erlassen, aber ich weiß nur zu wohl, daß man sich den unwiderruflichen Fügungen des Schicksals nicht entziehen kann, daß der Strom der Ereignisse uns wider Willen mitreißt, und daß es Wahnsinn wäre, sich gegen die Notwendigkeit aufzubäumen und den ewigen Ratschlüssen zu trotzen. Allerdings ist die Einsicht

[1] Lucanus, Pharsalia I, 128. Diesen Vers zitiert Friedrich auch in seinem „Schreiben eines Schweizers an einen venetianischen Nobile" von 1758; vgl. Werke Bd. V, S. 196. — [2] Leide schweigend.

von der Unabwendbarkeit des Übels ein schwacher Trost, der uns keine Erleichterung bringt. Aber es liegt doch etwas Beruhigendes in der Vorstellung, daß der Verdruß, den man uns bereitet, nicht eine Folge unsrer Fehler ist, sondern zur Absicht der Vorsehung gehört und von ihr verhängt ist.

Wenn Sie diesen Brief lesen, werden Sie glauben, ich sei ganz allein in Berlin, rede ich doch allein von meiner Person. Aber vergessen Sie nicht, lieber Camas, daß Ihr Brief den Anlaß dazu gegeben hat, und seien Sie überzeugt, daß ich Sie tausendmal lieber mit der Aufzählung meiner Freuden unterhielte, als mit dem Bericht meiner Leiden. Benutzen Sie die ruhigen Augenblicke, die Ihnen das Schicksal gewährt. Lernen Sie deren Wert schätzen und genießen Sie sie. Der Tag meiner Abreise muß schließlich von selbst kommen[1]. Ich gestehe Ihnen, daß ich trotz meiner stoischen Fühllosigkeit den Augenblick herbeisehne, in dem ich einen Ort verlassen kann, wo ich nur widerwillig geduldet werde, wo man mich haßt und wo man wünschte — —. Doch erraten wir die Gedanken der andren nicht! Es steht uns nicht zu, die Herzen zu erforschen. Treiben wir die Menschenliebe so weit, daß wir das, was andre, Skrupellosere, dem Herzen ihrer Verfolger zuschreiben würden, auf Rechnung der Schmerzen und der überlaufenden Galle setzen. Der lebendige Glaube ist zwar nicht meine Stärke, wohl aber ist die christliche Moral meine Lebensregel.

Tausend Grüße an Frau von Camas, und zwar ohne die langweilige Litanei meiner Verehrung für Sie zu wiederholen. Ich verbleibe, lieber Camas,

Ihr treuergebener Freund

Friderich.

105. An Voltaire

Berlin, den 3. Februar 1739.

... Um Ihnen Rechenschaft über meine Beschäftigungen zu geben, will ich Ihnen sagen, daß ich einige Fortschritte in der Physik gemacht habe. Ich habe alle Experimente mit der Luftpumpe angestellt und zwei neue angegeben. Das sind: erstens eine offene Uhr unter die Glocke zu legen, um zu sehen, ob sie schneller oder langsamer läuft, weitergeht oder stehenbleibt. Durch das zweite Experiment soll die Keimkraft der Luft geprüft werden. Man nimmt etwas Erde, pflanzt eine Erbse hinein, tut sie unter die Glocke und pumpt die Luft aus: ich glaube, die Erbse wird nicht keimen, denn ich schreibe der Luft diese Keimkraft zu.

Außerdem habe ich unsern Akademikern etwas zu tun gegeben. Ich hatte einen Einfall über die Entstehung der Winde, den ich ihnen mitgeteilt habe, und unser be-

[1] Friedrich durfte Berlin erst nach etwa Monatsfrist verlassen.

rühmter Kirch[1] wird mir nach Jahresfrist sagen können, ob meine Behauptung zutrifft oder ob ich mich geirrt habe. Ich will Ihnen mit ein paar Worten sagen, um was es sich handelt. Als Ursachen für die Entstehung der Winde kommen nur zwei in Betracht: Luftdruck und Bewegung. Nun behaupte ich, wenn wir zur Zeit der Wintersonnenwende mehr Stürme haben, so hat dies den Grund, daß die Sonne uns näher steht und der Druck des Gestirns auf unsere Halbkugel die Winde hervorruft. Zweitens muß die Erde sich in Sonnennähe rascher bewegen, und zwar im umgekehrten Verhältnis zum Quadrat ihres Sonnenabstandes, und diese raschere Bewegung muß notwendig Winde und Stürme hervorrufen. Die andern Winde können von andern Planeten kommen, die uns nahekommen. Zieht ferner die Sonne viel Feuchtigkeit von der Erde an, so kann diese aufwärts steigen, sich in der mittleren Luftregion sammeln und durch ihren Druck gleichfalls Winde und Wirbelstürme hervorrufen. Kirch wird nun die Stellung unserer Erde zur Planetenwelt genau beobachten, wird die Wolken beachten und sorgfältig prüfen, ob die von mir angenommene Ursache der Winde zutrifft.

Soviel von der Physik. Was die Poesie betrifft, so habe ich etwas Großes vor. Aber der Plan ist so groß, daß ich selbst davor erschrecke, wenn ich ihn kaltblütig betrachte. Sollten Sie es für möglich halten? Ich habe eine Tragödie entworfen. Der Stoff ist aus der „Äneis"; das Stück soll die treue Busenfreundschaft des Nisus und Euryalus[2] darstellen. Ich gedenke den Stoff in drei Akte zu gliedern und habe das rein Stoffliche bereits geordnet und verdaut. Meine Krankheit kam dazwischen[3], und nun erscheinen mir Nisus und Euryalus unheimlicher denn je.

Sie, lieber Freund, sind mir ein unbegreifliches Wesen. Ich zweifle, ob ein Voltaire lebt; ich habe ein System entworfen, um sein Dasein zu leugnen. Nein, gewiß, die gigantische Arbeit, die man Herrn von Voltaire zuschreibt, ist nicht die Arbeit eines Mannes. In Cirey befindet sich eine Akademie, die aus der Elite der ganzen Welt besteht. Da gibt es Philosophen, die Newton übersetzen, heroische Dichter, Corneilles[4], Catulls[5] und Thukydidesse[6], und die Werke dieser Akademie erscheinen unter dem Namen Voltaire, wie die Taten eines ganzen Heeres dem Führer zugeschrieben werden. Die Fabel berichtet uns von einem hundertarmigen Riesen[7]; Sie besitzen tausend Genies. Sie umspannen die ganze Welt, wie Atlas, der sie trug.

Diese gigantische Arbeit macht mir, wie ich gestehen muß, Sorge. Vergessen Sie nicht, daß Ihr Geist zwar allumfassend, aber Ihr Körper gebrechlich ist. Nehmen Sie bitte einige Rücksicht auf die Freundschaft Ihrer Freunde. Sie erschöpfen Ihren Acker, wenn Sie ihn fortwährend Frucht tragen lassen. Ihr rastloser Geist untergräbt Ihre Gesundheit, und diese übermäßige Arbeit nutzt Ihr Leben zu rasch ab . . .

[1] Christfried Kirch, Astronom in Berlin (1694—1740). — [2] Nisus und Euryalus waren Gefährten des Äneas. — [3] Friedrich war im Januar an einem Magen- und Herzleiden erkrankt. — [4] Vgl. die Notiz zum Brief vom 8. August 1736. — [5] Gaius Valerius Catullus (87—54 v. Chr.) gehört zu den besten römischen Lyrikern. — [6] Thukydides († 396 v. Chr.), der berühmte Geschichtsschreiber des Peloponnesischen Krieges. — [7] Geryon.



106. An Suhm

[Vor dem 15. März 1739.]

Mein lieber Diaphanes,

... Meiner Treu, mein Bibliotheksplan[1] geht den Krebsgang. Ich fürchtete gleich, das, was Sie mir melden, würde eintreten. Gute Bücher sind selten, und wer sie besitzt, gibt sie nur ungern her. Der geplante Verkauf[2] ist problematisch und unsre Sicherheit daher höchst trügerisch. Das einzige gute Buch, das Sie mir aus Rußland verschafft haben, ist futsch. Ich habe mir Bücher geliehen, in der Hoffnung, sie bezahlen zu können, und nun, wo ich meine Geschäfte prüfe, bin ich gezwungen, sie den Besitzern zurückzustellen. Dabei habe ich alle meine alten Bücher gelesen und bin völlig ohne jede Lektüre. Das ist sehr unerquicklich, besonders wenn man den Wunsch hat, sich zu belehren. Ich rechne noch auf Ihre Geschicklichkeit und hoffe, daß ein Mann, der mir das durch Wolff aufgehellte Chaos von Leibniz entwirrt hat, mir auch noch das Material zu andrer Belehrung verschaffen kann. Sehen Sie doch bitte zu, ob Sie mir nicht ein paar Bände dieser seltnen Bibliothek besorgen können; ich schicke sie nach der Lektüre zurück, nur muß ich Zeit haben. Kurz, mein Lieber, ich verlasse mich ganz auf Sie und bitte Sie, meine Barke zu lenken und mich glücklich in den Hafen zu bringen.

Mit größter Ungeduld erwarte ich die Freude, Sie zu umarmen.

Der König ist krank. Das können Sie als Grund dafür benutzen, daß man mir im nächsten Sommer eine gute Summe vorschießt. Denn ernstlich, wenn man mich zu Dank verpflichten will, ist Eile geboten[3].

[1] Seit Anfang des Jahres 1737 war Suhm kursächsischer Gesandter in Petersburg. In dieser Stelung sorgte er auch für die materiellen Bedürfnisse des Kronprinzen, indem er ihm Anleihen in Rußland vermittelte. Da König Friedrich Wilhelm hiervon natürlich nichts erfahren durfte, gebrauchte er in den Briefen für Geld die Deckworte Bibliothek, Bücher u. dgl. — [2] Des Schatullamts Biegen, das Friedrich Wilhelm an Biron, den Günstling der Zarin Anna, verliehen hatte. Auch Biron, der seit 1737 Herzog von Kurland war, war Friedrich verpflichtet. — [3] Der letzte Absatz war chiffriert.

107. An seinen Vater

Ruppin, den 15. März 1739.

Allergnädigster König und Vater,

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Untertänigkeit empfangen und freue mich sehr, daß es mit meines allergnädigsten Vaters Gesundheit sich bessert.

Ich nehme mir die Freiheit, meinem allergnädigsten Vater Hummer zu schicken; es wird mir eine sonderbare Freude sein, wenn mein allergnädigster Vater im Stande ist, sie selber zu verzehren.

Bei dem Regiment ist noch in so weit Alles richtig, bis auf ein Komplott, so in Nauen ist entdecket worden; der Urheber davon ist von des Majors Quadt Kompagnie, ist vor acht Jahren vom Regiment schon einmal desertieret gewesen und anjetzo vor drei Monaten auf einem Transport Rekruten wieder erkannt worden und, wie ich es vorigen Herbst meinem allergnädigsten Vater berichtet, in Nauen arretieret worden. Sobald das zweite Bataillon hier einrücket, so werde Kriegesrecht halten lassen, und weilen der Kerl sehr gravieret ist, so glaube, daß sie ihm das Leben absprechen werden. Dieses Exempel wird nicht undienlich sein, und will ich hoffen, daß dardurch andere schlimme Gemüter von ihrem Vorhaben mögen gestöret werden.

Der Hauptmann Bardeleben ist dieser Tage mit drei schönen Rekruten zum Regiment gekommen, worvon der größeste ein Deserteur[1] von den Kaiserlichen ist und misset sechs Fuß und einen halben Zoll.

Wir sind vorige Woche in Mirow gewesen, der Herzog hat sich aber wegen Unpäßlichkeit nicht eingefunden.

Ich werde nicht ermangeln, mich in Potsdam einzufinden gegen die Zeit, so mein allergnädigster Vater mir bestimmet hat . . .

108. An Voltaire

Remusberg, den 22. März 1739.

Mein lieber Freund,

Es war von mir eine furchtbare Übereilung, Ihnen meine physikalischen Projekte zu verraten[2]. Ich muß gestehen, an diesem Zuge merkt man den jungen Menschen, der es sich beikommen läßt, den Meistern der Kunst Probleme vorzulegen, wenn er

[1] Desertieren wurde schwer bestraft; aber geeignete Deserteure andrer Staaten einzustellen, hatte man damals keine Bedenken. — [2] Vgl. den Brief vom 3. Februar 1739. Voltaire war am 28. Februar auf Friedrichs physikalische Interessen eingegangen.

kaum erst die Anfangsgründe der Physik erfaßt hat. Ich leiste errötend Abbitte dafür und verspreche Ihnen, Sie sollen mich nie wieder von Erdnähe und Erdferne reden hören, bevor ich mich gründlich darüber unterrichtet habe. Gestatten Sie indessen einem Ignoranten eine kleine Einwendung in betreff des leeren Raumes, den Sie zwischen der Sonne und uns annehmen.

Soviel ich weiß, sagt Newton in seiner Abhandlung vom Licht[1], die Sonnenstrahlen seien stofflich, und daher müßte ein leerer Raum vorhanden sein, damit sie in so kurzer Zeit bis zu uns dringen könnten. Da diese Strahlen nun stofflich sind und den ungeheuren Raum ausfüllen, ist also der ganze Zwischenraum von dieser Lichtmaterie erfüllt; folglich gibt es keinen leeren Raum, und die „feine Materie" des Descartes oder der Äther — wie Sie es nennen wollen — ist durch Ihr Licht ersetzt. Was wird also aus dem leeren Raume? Nun aber erwarten Sie von mir keine Silbe weiter über Physik.

In der Philosophie bin ich ein Freischärler. Ich bin fest überzeugt, daß wir die Geheimnisse der Natur nie entdecken werden; und da ich zwischen den Sekten neutral bleibe, kann ich sie ohne Vorurteil betrachten und mich auf ihre Kosten belustigen.

Nicht so gleichgültig stehe ich der Moral gegenüber. Sie ist der notwendigste Bestandteil der Philosophie und trägt zum menschlichen Glück das meiste bei. Ich bitte Sie, das beifolgende Gedicht „Über die Seelenruhe" korrigieren zu wollen; mein Gesundheitszustand hat mir nicht viel Arbeit erlaubt. Einstweilen habe ich diese Ode skizziert. Es sind hingeworfene Gedanken, die von Meisterhand ausgeführt werden müßten.

Ich erwarte die Rückkehr meiner Kräfte, um meine Tragödie zu beginnen; ich werde mein möglichstes tun, damit sie gelingt. Aber ich fühle schon, wenn das Stück fertig ist, wird es höchstens zu Lockenwickeln für die Marquise taugen.

Ich plane ein Werk über den „Fürsten" von Machiavell[2]; einstweilen wälze ich alles noch in meinem Kopfe, und der Beistand irgend einer Gottheit wird nötig sein, um dies Chaos zu entwirren.

Mit Ungeduld erwarte ich die „Henriade", bitte Sie aber inständigst, mir die Kritik der Stellen zu schicken, die Sie ausmerzen. Zur Bildung des Geschmacks sind gerade solche Bemerkungen lehrreich. Benutzen Sie bitte als Vermittler Michelet[3], um mir Ihre Briefe zukommen zu lassen; das ist der beste Weg . . .

In seiner Antwort vom 15. April schrieb Voltaire über Machiavelli: „Ihr Gedanke, Machiavelli zu widerlegen, ist eines Fürsten von Ihrer Bedeutung würdiger als die Widerlegung schlichter Philosophen; Menschenkenntnis und fürstliche Pflichten machen Ihr vornehmstes Studium aus; ein Fürst wie Sie muß Fürsten unterweisen. Ich bitte Sie dringend, bei diesem schönen Plan zu bleiben und ihn auszuführen."

[1] Optics or a Treatise of the refractions of light, 1704. — [2] Dies ist der erste Beleg für Friedrichs Plan, den Antimachiavell zu schreiben; vgl. Werke Bd. VII, Einleitung Seite V. — [3] Michelet war Kaufmann in Berlin.



Friedrich Markgraf von Brandenburg-Bayreuth
Bleistiftzeichnung von Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin
nach einem Gemälde von Pesne

109. An den Grafen zu Schaumburg-Lippe

Ruppin, 4. Mai 1739.

Mein lieber Graf,

... Wir sind hier damit beschäftigt, aus Geschöpfen, die nur ein Menschenantlitz tragen, wirkliche Menschen zu machen. Wir sind nicht nur militärische Gesetzgeber, sondern uns ist auch die Kunst anvertraut, Menschen zu bilden. Aufsässige und wilde Gemüter unter das Joch der Disziplin zu beugen und ausschweifende, zügellose und verbrecherische Naturen zur Sittlichkeit zu erziehen, erfordert dauerndes Studium des menschlichen Geistes. Das Ziel ist, rohen Seelen Ehrbegriffe beizubringen. So undankbar diese Arbeit erscheint, tut man sie doch mit Vergnügen. Das Phantom, das man Ruhm nennt, das Idol der Kriegsleute, ermuntert und treibt uns, eine zuchtlose Horde an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. Im Geiste sieht man Feldzüge, Belagerungen und Schlachten voraus, und von diesen Vorstellungen erhitzt, malt uns die Einbildungskraft Siege, Lorbeeren und Triumphe aus. Könnten wir eines Tages doch diesen Ruhm und diese so schwer zu erringenden Lorbeeren teilen. Ich wünsche es von ganzem Herzen; ja sie scheinen mir sogar wertvoller, wenn man sie in guter Gesellschaft erringt.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung, mein lieber Graf, Ihr treuergebener Freund

Friderich.

110. An seinen Vater

Ruppin, den 12. Juni 1739.

Allergnädigster König und Vater,

Ich berichte meinem allergnädigsten Vater ganz untertänigst, daß ich mit sieben Kompagnien allhier eingerücket bin und daß bei dem Regiment Alles richtig und wohl ist. Die Leute haben gut marschieret und haben wir keine Marode gehabt. Anjetzo werde ausschicken, die Kantons zu visitieren und zu sehen, ob etwa Leute gewachsen wären, so wir künftig Jahr einstellen können.

Im Uebrigen kann ich nicht umhin, meinem allergnädigsten Vater nochmalen alleruntertänigst zu danken für alle unverdiente Gnade, so Er mir bewiesen. Ich kann meinem allergnädigsten Vater alleruntertänigst versichern, daß kein Mensch

erkenntlicher als ich darfür sein kann. Nichts ist mir lieber in der Welt als meines allergnädigsten Vaters unschätzbare Gnade, und bitte meinen allergnädigsten Vater, zu glauben, daß, ohngeachtet mir das magnifike Präsent[1], so mein allergnädigster Vater mir gemachet, sehr lieb und sensibel gewesen, ich meinen allergnädigsten Vater ohne alles Interesse liebe und ich Alles in der Welt für Ihn tun wollte, ohne die geringsten Absichten, die mich personnellement angehen, und aus keiner andern Ursache, als Ihm gefällig zu leben und mich aller Seiner Gnaden und Wohltaten würdig zu machen. Mein allergnädigster Vater wird, so lange ich lebe, keine andere Aktions von mir sehen, als die diesen Versicherungen konform sind; und würde ich mich scheuen müssen, allen ehrliebenden Leuten unter die Augen zu gehen, wenn ich solchen gnädigen Vater nicht in Liebe und Ehren hielte, wie solches meine Schuldigkeit ohnedem mit sich bringet.

Ich nehme mir die Freiheit, meinem allergnädigsten Vater einen Käse zu schicken, welcher mir ist aus Holland geschicket worden. Hier sind noch keine Melonen reif und soll der Frost, welcher Mittwoch[2] Nacht eingetreten ist, dem Obste vielen Schaden getan haben . . .

III. An Rollin[3]

Berlin, 4. Juli 1739.

Ich ersah aus Ihrem Briefe, daß Sie mir den zweiten Band Ihrer „Römischen Geschichte" senden. Kein Zweifel, daß dies neue Werk den hervorragenden Erzeugnissen Ihrer Feder, die wir schon besitzen, und der günstigen Meinung, die die Öffentlichkeit davon hat, durchaus entsprechen wird.

Ihr Beruf gibt Ihnen das Recht, den Herrschern Lehren zu erteilen. Sie können ihnen die Wahrheit sagen, die die Schmeichelei sonst vom Throne verbannt. Sie dürfen das gekrönte Laster geißeln, dürfen die Tyrannen und Ungeheuer züchtigen, von denen die Weltgeschichte wimmelt, und können mittelbar die bessern, bei denen man ihres Ranges wegen selbst die Fehler respektiert. Zum Wohl der Menschheit wünschte ich, Sie könnten die Könige zu Menschen und die Fürsten zu Bürgern machen. Das wäre sicherlich der schönste Lohn für Ihre Mühe und vielleicht die würdigste Münze, mit der ein Geschichtsschreiber je bezahlt werden könnte.

Ich bitte Sie, versichert zu sein, daß ich großen Anteil an Ihrem Ruhme nehme und daß ich nicht nur von Ihren Werken bezaubert bin, sondern auch erfreut über Ihre kräftige und blühende Gesundheit.

[1] 10 865 Taler, für die der König 5 Rekruten aus dem Regiment des Kronprinzen erwarb. — [2] 10. Juni. — [3] Charles Rollin (1661—1741) arbeitete besonders über alte Geschichte. Von seiner unvollendet gebliebenen römischen Geschichte erschienen 1738—1741 fünf Bände.

Möge der Himmel Ihre Tage verlängern, die Sie so heilsam zu nutzen wissen, und Sie mit allen Segnungen überschütten, die ich Ihnen wünsche.

Ich bin Ihr wohlgeneigter

Friderich.



112. An seine Gemahlin

Petersdorf[1], 27. Juli 1739.

Madame,

Haben Sie die Güte, diesen Brief der Königin zu übergeben, der ich mich zu Füßen lege. Wir treiben hier ständig mit dem Strome der Begebenheiten, die eine der andern auf dem Fuße folgt, und die doch, wenn ich ehrlich sein soll, auf nichts hinauslaufen. Die Nacht schlafen wir nicht, um Wachtdienst zu üben, und sind den

[1] Kreis Heilsberg, Ostpreußen.

ganzen Tag auf den Beinen, um ja zu keiner Ruhe zu kommen. Die vorgesehene Frist unseres Vagabundendaseins geht indessen zu Ende. Ich freue mich unendlich auf Rheinsberg und noch mehr auf das Vergnügen, Sie zu umarmen. Übrigens bin ich, Gott sei Dank, ganz zufrieden und darf mir wirklich Glück wünschen zu meinem Verhältnis zum Könige. Er ist in Wirklichkeit so, wie ich ihn mir nur wünschen kann, wie ich ihn und sein Verhalten gegen mich stets gewünscht habe. Gott erhalte Sie, Madame. Vergessen Sie mich bitte nicht, und gestatten Sie, daß ich Sie herzlich umarme.

113. An Wilhelmine

Wehlau[1], 27. Juli 1739.

Teuerste Schwester,

Deinen sehr lieben Brief empfing ich unterwegs auf einer unserer Fahrten. Gern hätte ich Dir eher geantwortet, wenn nur das bißchen Ruhe, das mir unser Vagabundenleben gewährt, dafür Raum gelassen hätte. Seit drei Wochen durcheilen wir ein Land, das so ausgedehnt ist, wie zwei Drittel von ganz Deutschland, und sind mit unsern Geschäften noch immer nicht durch. Doch hoffe ich am 17. nächsten Monats zurück zu sein.

Hocherfreut bin ich über Deine eigenhändige Mitteilung, daß der Markgraf[2] von seiner Berliner Reise befriedigt war. Seit Grumbkows Tod[3] ist bei uns alles anders geworden, Friede ist wieder eingekehrt, draußen und drinnen. Dem Himmel sei Dank, ich stehe zur Zeit mit dem König so ausgezeichnet, wie ich nur wünschen kann. Er hatte die Gnade, mir die Verwaltung aller preußischen Gestüte zu eigen zu geben, was mir mit der Zeit ein Einkommen von 18 000 Talern abwerfen wird. Nach dieser Probe kannst Du die Stimmung seines Herzens beurteilen. Ich bin überzeugt, daß Du, Liebste, an allem Guten, was mir zuteil wird, redlichen Anteil nimmst, und daß es Dir bei jeder Gelegenheit willkommen ist, wenn ich Dich von meiner unwandelbaren Zärtlichkeit und Hochschätzung überzeugen kann.

114. An Voltaire

Insterburg, 27. Juli 1739.

Mein lieber Freund,

Endlich sind wir hier angekommen. Wir waren drei Wochen unterwegs[4], und zwar in einem Lande, das ich für das Non plus ultra der zivilisierten Welt halte.

[1] In Ostpreußen. — [2] Der Markgraf war Anfang Juli in Berlin gewesen. — [3] Grumbkow starb am 18. März 1739. — [4] Die Reise nach Ostpreußen dauerte vom 7. Juli bis zum 18. August.

Es ist eine in Europa wenig bekannte Provinz, die freilich bekannter zu sein verdiente, da sie als eine Schöpfung des Königs, meines Vaters, gelten kann.

Preußisch Litauen ist ein Herzogtum von stark 30 deutschen Meilen in der Länge und 20 in der Breite, obwohl es nach Samogitien hin spitz zuläuft. Die Provinz wurde im Anfang dieses Jahrhunderts von der Pest verheert; über 300 000 Einwohner raffte die Seuche und das Elend hin. Der Hof, der von dem Unglück wenig wußte, unterließ es, der reichen und fruchtbaren Provinz, die an Einwohnern und an jeder Art von Erzeugnissen ergiebig war, wieder aufzuhelfen. Die Krankheit raffte das Volk hin; die Felder lagen brach und bedeckten sich mit Gestrüpp. Auch das Vieh ward von der Seuche hingerafft; kurz, unsere blühendste Provinz verwandelte sich in die schrecklichste Einöde.

Inzwischen starb Friedrich I.[1] und wurde mit seiner falschen Größe begraben. Ihm lag nur an eitlem Prunk und an der pomphaften Zurschaustellung nichtiger Zeremonien.

Mein Vater, der ihm nachfolgte, wurde durch das öffentliche Unglück gerührt. Er begab sich selbst an Ort und Stelle und sah die weiten verwüsteten Länderstrecken nebst all den schrecklichen Spuren, die Seuche, Hungersnot und die schmutzige Habgier der Minister[2] hinterlassen hatten. Zwölf bis fünfzehn entvölkerte Städte, vier- bis fünfhundert unbewohnte und verödete Dörfer boten seinen Augen einen trostlosen Anblick. Er ließ sich dadurch nicht abschrecken, im Gegenteil, er beschloß, die Einwohner zu ergänzen und in diesem Lande, das die Gestalt einer bewohnten Gegend verloren hatte, Überfluß und Handel wiederherzustellen.

Seitdem hat der König keine Ausgabe gescheut, um seine heilsamen Absichten zu verwirklichen. Er erließ zunächst weise Reglements, baute alles, was die Pest zerstört hatte, wieder auf und ließ Tausende von Familien aus allen Ecken Europas kommen. Die Äcker wurden wieder bestellt, die Gegend bevölkerte sich, der Handel blühte wieder auf, und gegenwärtig herrscht in dieser fruchtbaren Gegend mehr Überfluß denn je.

Litauen besitzt über eine halbe Million Einwohner. Es zählt mehr Städte und Herden als früher, hat mehr Wohlstand und Fruchtbarkeit als irgend eine Gegend Deutschlands. Und all das ist lediglich dem König zu danken, der die Ausführung persönlich angeordnet und selbst auch geleitet hat. Er hat die Pläne entworfen und sie allein ausgeführt; er hat weder Mühe noch Sorge, noch ungeheure Schätze, noch Versprechungen oder Belohnungen gespart, um einer halben Million denkender Wesen das Glück und das Leben zu sichern. Ihm allein verdanken sie ihr Wohlergehen und ihre Ansiedlung.

Ich hoffe, Sie werden über die Einzelheiten, die ich Ihnen berichte, nicht böse sein. Ihre Menschenfreundlichkeit muß sich auf Ihre litauischen Brüder so gut erstrecken

[1] Dieses etwas zu harte, für Friedrichs Auffassung vom Herrscherberuf aber ungemein charakteristische Urteil Friedrichs über seinen Großvater kehrt auch in der Geschichte des Hauses Brandenburg wieder; vgl. Werke Bd. I, S. 117 f. — [2] Wittgenstein und Kolbe von Wartenberg.

wie auf die französischen, englischen, deutschen usw., zumal ich zu meinem großen Erstaunen durch Dörfer kam, wo nur Französisch gesprochen wurde.[1]

Ich finde etwas so Heroisches in der hochherzigen und emsigen Art, wie der König diese Wüste besiedelt, sie fruchtbar und glücklich gemacht hat, daß es mir schien, als müßten Sie der gleichen Meinung sein, wenn Sie die Umstände dieser Kolonisierung erführen ...



115. An Jordan

Auf den preußischen Gestüten[2], 10. August 1739.

Mein lieber Jordan,

Sie sind der prächtigste Mensch von der Welt. Tag für Tag schicken Sie mir Briefe von Voltaire und neue Stücke; dazu schreiben Sie mir reizende Briefe. Ich leiste Ihnen für so viel Schönes keinen Gegendienst, denn mag dies Land auch noch so fruchtbar an Pferden, so gut bestellt, so reich an Bevölkerung sein, es liefert doch nicht ein denkendes Wesen. Ich versichere Ihnen, wenn ich lange hier bliebe, verlöre ich mein bißchen gesunden Menschenverstand; aber gottlob ist die Sache ins reine gebracht, denn ich reise Sonnabend vor Tagesanbruch ab und hoffe Dienstag[3] in Berlin einzutreffen, bevor die Erde auf ihrer täglichen Reise das Auge der Welt aus den Blicken verloren hat.

[1] Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. hatten ganze Dörfer mit französischen und anderen Schweizern besiedelt. — [2] Trakehnen. — [3] 18. August.

So, das ist großartig; ich frage Frau von Scudery[1], Sarasin[2], Balzac[3] und Voiture[4], ob sie je schönere Stilblüten produziert haben. Gegenwärtig arbeite ich an der Vorrede zur „Henriade"[5]; ich hoffe, Sie werden befriedigt sein. Das ist ein schönes Feld zu Lobeserhebungen. Man braucht nur Wahrheiten zu sagen, und zwar solche, die den Autor erfreuen und das Zartgefühl des Publikums nicht verletzen.

Sie werden es mit Cäsarion tausendmal besser haben als ich hier. Lieber stürbe ich, als länger zu bleiben. Ich weiß nicht, was mir meine Geisteskraft erstarren läßt. Vielleicht taugt dies Land nicht zum Denken oder der Gott der Verse hat es nie mit gnädigen Blicken angesehen, jedenfalls spüre ich es sehr, der Stoff geht hier beträchtlich über den Geist. Ich fahre Dienstag los wie eine kretische Schleuder und reise so schnell wie irgend möglich, um Dienstag 7 Uhr abends in Berlin zu sein. Nun zu meinen Aufträgen! Meine Empfehlungen an Frau von Rocoulle[6] und den guten Truchseß[7] . . .

Leben Sie wohl, lieber Jordan, ich bin ganz der Ihre und stelle mich in den Schatten Ihrer Wissenschaft, wie die zage Taube sich in hohlen Eichen verbirgt, um das Ungestüm der Winde und die mörderischen Krallen der Raubvögel zu meiden.

116. An Voltaire

Potsdam, 9. September 1739.

. . . Mir scheint, daß jedes Oberhaupt der Gesellschaft ernstlich daran denken müßte, sein Volk zufrieden, wenn auch nicht reich zu machen; denn Zufriedenheit kann sehr wohl bestehen, ohne daß es großer Reichtümer bedarf. Wenn ein Mensch sich z. B. im Schauspiel, bei einem Feste, in einer zahlreichen Gesellschaft befindet, die ihm eine gewisse Befriedigung bereitet, so ist er in solchen Stunden glücklich, und wenn er nach Hause zurückkehrt, ist seine Phantasie voll von angenehmen Vorstellungen, die sein Herz erfüllen. Warum also strebt man nicht eifriger danach, der Öffentlichkeit solche angenehmen Stunden zu bereiten, die ihren Zauber über alle Bitternisse des Lebens verbreiten oder die Menschen doch wenigstens für Augenblicke von ihrem Kummer ablenken? Die Freude ist das wirklichste Gut dieses Lebens; man tut also sicherlich

[1] Madeleine de Scudery (1607—1701), Schriftstellerin, eine Führerin der „Précieuses", die Molière in seinem bekannten Jugenddrama verspottet. — [2] Sarasin (1605—1654), Schriftsteller und Dichter. — [3] Jean de Balzac (1597—1654), Schriftsteller, Meister des französischen Prosastils durch seine „Lettres" (1624), „Le Prince" (1632) u. a. — [4] Vincent Voiture (1598—1648), ein von Voltaire sehr gering geschätzter Schriftsteller; seine Briefe trugen viel zur Ausbildung des französischen Prosastils bei. — [5] Die Vorrede zu Voltaires Henriade sollte vor einer Prachtausgabe dieses Werkes stehen; vgl. Werke Bd. VIII, S. 3–9 [illegible] von Rocoulle, seit 1714 Jugenderzieherin Friedrichs, der ihr bis an ihren Tod (1741) eine herzliche Zuneigung bewahrte. — [7] Oberst Graf Friedrich Wunnibald Truchseß zu Waldburg.

etwas Gutes, und das heißt viel tun, wenn man der Gesellschaft Mittel gibt, sich zu zerstreuen.

Die Welt scheint gern Feste zu feiern, denn bis in die Nähe von Nowaja Semlja und den hyperboreischen Meeren ist von weiter nichts als von Vergnügungen die Rede. Aus Petersburg wird nur von Bällen, Festen und Schmausereien zu Ehren der Hochzeit des Prinzen von Braunschweig[1] berichtet. Ich sah diesen Braunschweiger in Berlin mit dem Herzog von Lothringen[2] und hörte die beiden in einer Weise miteinander spaßen, die nichts weniger als monarchisch war. Und doch scheinen diese zwei Häupter, ich weiß nicht durch welche Notwendigkeit oder Vorsehung dazu bestimmt, den größten Teil Europas zu regieren.

Träfe auf die Vorsehung alles zu, was von ihr behauptet wird, so müßten die Newton, Wolff, Locke, Voltaire, kurz, die, welche am meisten denken, die Herren der Welt sein. Diese Wahl wäre der Vorsehung würdig. Dann erwiese es sich klar, daß die unendliche Weisheit, die alles Geschehen lenkt, die weisesten Menschen in einer ihrer würdigen Wahl zur Herrschaft über die andern bestimmt. Aber so, wie es jetzt zugeht, scheint alles so ziemlich aufs Geratewohl zu geschehen. Ein verdienstvoller Mann wird nicht nach seinem Werte geschätzt; ein andrer steht nicht an der Stelle, die ihm gebührt. Ein Schurke wird berühmt, und ein edler Mensch schmachtet in finstrer Vergessenheit. Die Zügel der Regierung eines Reiches werden unkundigen Händen anvertraut, und erfahrene Männer bleiben den Ämtern fern. Darüber sage man mir, was man wolle, man wird mir für diese Wunderlichkeit des Schicksals nie einen triftigen Grund beibringen ...

117. An Algarotti[3]

Remusberg, 29. Oktober 1739.

Mein lieber Algarotti,

... Meinen „Antimachiavell" hoffe ich in drei Wochen beenden zu können. Sind Sie dann noch in London, so würde ich Sie bitten, für die Drucklegung zu sorgen. Ich habe mein möglichstes getan, um der Menschheit Abscheu vor den Irr-

[1] Im September wurde in Petersburg die Vermählung Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolffenbüttel mit Anna von Mecklenburg-Schwerin, einer Stiefenkelin Peters des Großen, gefeiert. Deren Sohn, Zar Iwan VI. (seit 1740), wurde 1741 von Elisabeth, der Tochter Peters des Großen und erbitterten Feindin Friedrichs, beseitigt. — [2] Franz Stephan von Lothringen war im März 1732 zur Verlobung des Kronprinzen nach Berlin gekommen; er galt schon damals allgemein als künftiger Gemahl der Maria Theresia; die Vermählung fand 1736 statt. — [3] Francesco Algarotti (1712—1764), ein reicher venezianischer Kaufmannssohn von umfassender Bildung und großer geistiger Gewandtheit, besuchte Friedrich zuerst im September 1739. Nach Friedrichs Regierungsantritt kam er nach

lehren dieses Politikers zu erwecken. Seine groben Widersprüche habe ich ans Licht gebracht und den Gegenstand an geeigneten Stellen aufzuheitern versucht. Langeweile ist stets ein schlechter Lehrmeister; die große Kunst besteht darin, daß man den Leser nicht zum Gähnen bringt[1]. Man braucht nicht die Kraft des Herkules zu haben, um ein Ungeheuer wie Machiavell zu bändigen, noch die Beredsamkeit Bossuets[2], um denkenden Wesen zu beweisen, daß maßloser Ehrgeiz, Verrat, Treubruch und Meuchelmord Laster und dem Menschenglück zuwider sind, daß die wahre Staatskunst der Herrscher und jedes Ehrenmannes darin bestehen muß, gut und gerecht zu sein. Hätte ich geglaubt, daß dies Unternehmen meine Kräfte überstiege, ich hätte es nicht angefangen.

Ich hatte nie die Nichtigkeiten
Des eitlen Selbstgefühls im Sinne.
Ich lasse, was ich auch beginne,
Stets von der eignen Kraft mich leiten.
Der Türke im Serail — ja, der
Hat hundert Schöne um sich her;
Doch täglich eine Jungfernschaft
Zu rauben, fordert Bärenkraft.
Er tue denn, was ihm gefällt,
Und Atlas trage diese Welt!
Mag Herkules die Riesen zähmen
Und der Olymp den Ansturm lähmen
Der trotzigen Titanenschar —
Genug, wenn mir der Sieg gelingt,
Der mein Talent zu Ehren bringt:
Der Ruhm genügt mir immerdar!

Ich bin entzückt, daß Sie sich immer noch der Stätte erinnern, wo man Ihr Andenken verewigt. Sie sind bei uns unsterblich, und der Name Algarotti wird in Remusberg so wenig untergehen wie der des Gottes Terminus[3] bei den Römern. Ihre Sammlungen über Gartenkunst werden mir um so angenehmer sein, mein lieber Algarotti, als sie mir Nachrichten von Ihnen bringen. Geistvolle Menschen erscheinen mir im Vergleich zu der gemeinen und verächtlichen Herde der Gedankenlosen wie Seraphime. Ich bleibe gern im Briefwechsel mit diesen höheren Wesen, die ganz Geist wären, wenn sie keinen Körper hätten; sie sind das Salz der Erde ...

Berlin, wo er mit Unterbrechungen bis 1753 blieb. Er war ein beliebter Gesellschafter des Königs, der ihn 1747 zum Grafen machte. Charakteristisch für seine leichte gewandte Art sind Werke wie „Newtonismus für Damen" oder „Kongreß von Cythera", eine Allegorie, in der die Frauen von Frankreich, Italien und England einen Wettstreit um die Liebe ausfechten. — [1] Das dürfte ganz im Sinne Algarottis gesprochen sein. — [2] Jacque Benigne Bossuet (1627—1704), der berühmteste Kanzelredner Frankreichs unter Ludwig XIV. — [3] Terminus ist der römische Grenzgott.



118. An Wilhelmine

Ruppin, 9. November 1739.

... Es ist gar zu gütig von Dir, wie Du mein Remusberg bedenken willst. Es ist mit allem Nötigen versehn. Zwei Zimmer sind voll von Gemälden, die anderen sind mit Spiegelwänden und vergoldeter und versilberter Holztäfelung ausgestattet. Die Mehrzahl meiner Bilder ist von Watteau oder Lancret[1], französischen Meistern der Brabanter Schule. Ich erlaube mir, Dir eine Zeichnung von Rheinsberg zu übersenden, wie es jetzt aussieht; es ist die Innenseite, die auf den Garten und einen See hinausgeht. Knobelsdorff zeichnet augenblicklich die andere Fassade ...

119. An Voltaire

Berlin, 4. Dezember 1739.

... Ich übersende Ihnen die zwölf ersten Kapitel meines „Antimachiavell"[2], die zwar durchgefeilt sind, aber noch immer von Fehlern wimmeln. Sie müssen sich meiner Kinder väterlich annehmen und zu ihrer Erziehung so viel beitragen, als

[1] Antoine Watteau (1684—1721), der begabteste französische Rokokomaler; Nicolas Lancret (1690 bis 1743) gehörte zu Watteaus Richtung. — [2] Schon am 6. November hatte Friedrich fünf Kapitel davon an Voltaire geschickt.

es die Reinheit der französischen Sprache verlangt, wenn man sie an die Öffentlichkeit bringen will. Inzwischen werde ich die übrigen Kapitel durcharbeiten und so weit zur Vollendung bringen, als ich vermag. Derart tausche ich nun meine schwachen Erzeugnisse gegen Ihre unsterblichen Werke ein, ungefähr wie die Holländer das Gold der Amerikaner gegen kleine Spiegel und Glas eintauschen; und doch bin ich tiefbeglückt, daß ich Ihnen überhaupt etwas zurückgeben kann.

Die Zerstreuungen des Hof- und Stadtlebens, Gefälligkeiten, Vergnügungen, unumgängliche Pflichten, bisweilen auch aufdringliche Menschen, lenken mich von meiner Arbeit ab, und Machiavell muß oft Leuten Platz machen, die seine Praktiken üben, mithin Leuten, die ich widerlege. Man muß sich diesen unvermeidlichen Anstandspflichten nun einmal fügen und dem Gott der Gewohnheit opfern, obwohl man nichts davon hat, nur um nicht für einen Sonderling und Eigenbrödler zu gelten.

Herr von Valory[1], dessen Ankunft so oft gerüchtweise verlautete, von den Zeitungen so oft versprochen wurde, und der solange in Hamburg aufgehalten worden war, ist endlich in Berlin eingetroffen. Er macht uns den Verlust La Chétardies doppelt schwer. Tag für Tag zeigt uns Herr von Valory, was wir an jenem verloren haben. Jetzt bekommt man weiter nichts zu hören, als einen theoretischen Kursus über die Kriege in Brabant, Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten über die französische Armee, und ich sehe immerfort einen Mann, der sich vor dem Feinde und an der Spitze seiner Brigade wähnt. Ich fürchte immer, daß er mich für eine Kontreskarpe oder für ein Hornwerk hält und mich gröblich angreift. Valory hat fast immer Kopfschmerzen; ihm fehlt der gesellschaftliche Ton; er gibt nie Soupers, und man sagt, das Kopfweh erweise ihm zuviel Ehre, und er verdiene diese Belästigung garnicht.

Wir haben hier eine Erwerbung in Gestalt eines sehr tüchtigen Mannes namens Sellius[2] gemacht; er ist ein sehr geschickter Physiker und weitberühmt für seine Experimente. Er bekommt für 20 000 Taler Instrumente. Dies Jahr soll er ein Werk vollenden, das ihm große Ehre machen wird: es ist ein Mechanismus, der alle Bewegungen der Gestirne und Planeten nach Newtons System wiedergibt. Vielleicht ist Ihnen auch ein junger Mann namens Lieberkühn[3] bekannt, der sich hervorzutun beginnt. Er ist ein Genie in der Mechanik. Mit Hilfe der Optik hat er erstaunliche Entdeckungen gemacht und es in seiner Kunst zu solcher Vollendung gebracht, daß er alle Vorgänger in Schatten stellt. Er hat drei Jahre in London gelebt und ist von allen englischen Gelehrten hochgeschätzt worden. Ich werde Ihnen mehr von ihm erzählen, sobald ich ihn nach seiner Rückkehr gesehen habe.

[1] Valory hatte am Spanischen Erbfolgekrieg teilgenommen; er war, als Nachfolger von La Chétardie 1739—1750, dann noch einige Monate 1756 französischer Gesandter in Berlin. Valory ist der Held des 1749 geschriebenen komischen Heldengedichtes „Das Palladion"; vgl. Werke Bd. II, S. 231. — [2] Hofrat Sellius, Professor der Physik und Mitglied der Akademie der Wissenschaften († 1767). — [3] Johann Nathanael Lieberkühn, 1711—1756, seit 1740 in Berlin, ein hochgeschätzter Arzt; vgl. Werke Bd. II, S. 44.

Es erfreut mich sehr, diese glücklichen Erzeugnisse meines Vaterlandes zu sehen; sie sind wie Rosen, die zwischen Dornen und Nesseln sprießen, Funken des Genius, die durch die Asche dringen, unter der die Künste hier leider begraben liegen. Sie haben in Frankreich Überfluß an diesen Künsten; wir sind hier so arm an Wissenschaften, daß wir das wenige, was wir haben, vielleicht höher schätzen . . .

120. An Camas

[Berlin, Dezember 1739.]

Mein lieber Camas,

Wir sind hier die reinen Amphibien von Freude und Kummer. Einerseits feiert man Feste zur Unterhaltung meiner Schwester[1], und andrerseits beklagt man den König wegen seines schwankenden, hinfälligen Gesundheitszustandes. Sie können sich ungefähr denken, lieber Freund, in welcher Lage wir sind; immerhin ist sie hundertmal besser als vor Jahresfrist, wo sie verzweifelt war. Ich wüßte Ihnen nichts Neues von hier zu berichten, außer daß die alte Etikette genau beobachtet wird, daß grimmige Kälte herrscht, daß man viel tanzt, noch mehr klatscht und abwechselnd lacht und weint. Wir haben zwei neue Gesandte bekommen, Rudenskjöld[2] und Valory[3]. Der erstere ist ein geistvoller Mann, schlau, sehr kenntnisreich und weltgewandt. Der zweite ist ein Tropf und ein Rüpel und derart mit Abenteuern beschäftigt, daß der Mann von Stand ganz darüber verschwindet. Er ist der Weyher[4] der Franzosen, kurz, ein Mensch, der in Berlin keinen Anklang finden wird, soweit sich nach dem Ton, den er anschlägt, beurteilen läßt.

Ich danke Ihnen tausendmal für die mir übersandten Äpfel. Ich esse zwar nie welche, bin aber doch dem gütigen Geber nicht minder verbunden. Wegen des Unglücks, das Ihr Regiment betroffen hat, habe ich Sie recht beklagt. Dieselben Engländer, die Sie zu meinem Bedauern schon hatten, als ich Sie in Küstrin sah, haben Ihnen nun diesen schlimmen Streich gespielt. Es sind wirklich recht schlechte Soldaten und überhaupt arge Galgenstricke.[5] Leben Sie wohl, lieber Freund! Behalten Sie mich immer lieb und seien Sie überzeugt von der Hochachtung und Freundschaft, mit der ich stets der Ihre bin.

Friderich.

Beste Empfehlungen an Ihre Gattin.

[1] Charlotte von Braunschweig, die am 17. Dezember in Berlin eingetroffen war. — [2] Rudenskjöld war 1739—1747 schwedischer Gesandter in Berlin. — [3] Vgl. die Notiz zum Brief vom 4. Dezember 1739. — [4] Oberst Weyher in Potsdam. — [5] Offenbar handelt es sich um eine Desertion.

121. An Voltaire

Berlin, den 6. Januar 1740.

Mein lieber Voltaire,

Lange genug habe ich gezaudert, Ihnen zu schreiben, nur um nicht mit leeren Händen vor Sie zu treten. Ich schicke Ihnen mit dieser Post fünf Kapitel vom „Antimachiavell" und eine „Ode über die Schmeichelei", die ich in einer müßigen Stunde niederschrieb. Wäre ich in Remusberg[1] gewesen, Sie hätten längst mein Werk bis zur Hefe erhalten; aber bei den Berliner Zerstreuungen kommt man nicht so schnell vorwärts.

Der „Antimachiavell" verdient es nicht, dem König von Frankreich als mein Werk verkündet zu werden. Der König besitzt viele gute und große Eigenschaften, die durch meine armseligen Schriften nicht weiter ausgebildet werden könnten. Außerdem schreibe ich unumwunden und rede von Frankreich wie von Preußen, England, Holland und allen Mächten Europas. Es ist gut, wenn der Stand eines Autors unbekannt bleibt, der für die Wahrheit schreibt und darum seine Gedanken in keiner Weise beschränkt. Wenn Sie das Ende des Werkes lesen, werden Sie selbst zugeben, daß es klug ist, den Namen des Verfassers in der Verschwiegenheit der Freundschaft zu begraben.

Ich bin nicht selbstsüchtig; wenn ich der Öffentlichkeit einen Dienst leisten kann, werde ich arbeiten, ohne von ihr Lohn und Lob zu erwarten, genau wie die Durchschnittsmenschen, die ebenso unbekannt wie nützlich sind.

Nach meinem Semester bei Hofe kommt das Studiensemester.

In vierzehn Tagen hoffe ich das stille, gelehrte Leben wiederaufzunehmen, das Sie so entzückt. Dann will ich die letzte Hand an mein Werk legen und es der Nachwelt würdig machen. Die Mühe rechne ich für nichts, denn man schreibt nur eine kurze Weile, aber das Werk, das ich schreibe, rechne ich für viel, denn es soll mich ja überleben. Glücklich die Schriftsteller, die, von schöner Einbildungskraft beflügelt und stets von der Weisheit geleitet, Werke schaffen können, die der Unsterblichkeit wert sind! Sie tun ihrer Zeit mehr Ehre an als Phidias, Praxiteles und Zeuxis der ihren. Das geistige Streben ist dem mechanischen Fleiße der Künstler weit vorzuziehen. Ein einziger Voltaire wird Frankreich mehr Ehre machen als tausend Pedanten, tausend verunglückte Schöngeister und tausend große Männer geringeren Schlages.

Ich sage Ihnen Wahrheiten, die ich nicht unterdrücken kann, ebenso wie Sie es nicht unterlassen könnten, die Grundsätze der Schwerkraft und Anziehungskraft zu verfechten. Eine Wahrheit ist der andern wert, und alle verdienen bekannt zu werden.

[1] Seit Dezember 1739 bis in den April 1740 war Friedrich mit Unterbrechungen in Berlin.

Die Frömmler beschwören hier von neuem ein furchtbares Gewitter gegen alle herauf, die sie die Gottlosen nennen. Der falsche Eifer ist ein Wahnsinn, der in allen Ländern grassiert. Ich bin überzeugt, daß er die vernünftigsten Köpfe verdreht, sobald er sich darin eingenistet hat. Das Scherzhafteste dabei ist: wenn dieser Taumelgeist eine Gesellschaft ergreift, kann keiner neutral bleiben; jeder soll Partei ergreifen und der Fahne des Fanatismus folgen. Ich für mein Teil gestehe, daß ich nichts dergleichen tun will; vielmehr werde ich mich damit begnügen, ein paar Psalmen zu verfassen, um eine gute Meinung von meiner Rechtgläubigkeit zu erwecken. Verlieren Sie auch ein paar Augenblicke, lieber Voltaire, und beflecken Sie die Harmonie Ihrer melodischen Verse mit etlichem heiligen Unsinn. Sokrates brachte seinen Penaten Weihrauch dar; Cicero, der alles andere als leichtgläubig war, tat ein gleiches. Man muß den Launen eines närrischen Volkes nachgeben, um Verfolgung und Tadel zu entgehen. Sie sind fast unvermeidlich für alle, deren Glauben man für ein Karat zu leicht hält; und schließlich ist ja nichts so wünschenswert auf der Welt, als in Frieden zu leben. Begehen wir ein paar Dummheiten — was tut's? Wenn wir nur diese friedliche und so wünschenswerte Lage erreichen! . . .

122. An seine Gemahlin

Ruppin, 25. Januar 1740.

Madame,

Ihr Brief hat mich in eine Angst versetzt[1], die mich seitdem nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. Ich habe mit Feldmann[2] und unserem Oberchirurgus gesprochen: beide meinen, es sei unmöglich, daß der König davonkomme, ein Erstickungsanfall oder sonst eine unvorhergesehene schlimme Wendung sei sehr zu befürchten. Ich warte nun die Briefe von heute abend ab. Geht es besser, bleibe ich bis Sonnabend[3] hier, andernfalls bin ich am Mittwoch um 5 oder 6 in Berlin. Tausend Dank für die Mühe, die Sie sich machen, mich auf dem laufenden zu halten; sonst schwebte ich in tausendfacher Ungewißheit, obschon ich mir nicht hätte einfallen lassen, daß die Gefahr so dringend sei.

Schließlich werden uns ja wenige Monate so oder so Sicherheit geben, denn daß der gegenwärtige Zustand der Dinge von Dauer wäre, ist fast undenkbar. Man muß eben Geduld haben und alles der Vorsehung anheimgeben, die alles nach ihrem Gefallen lenken wird. Ich wünsche durchaus nicht den Tod meines Vaters, Gott bewahre mich davor, und ich werde, glaube ich, betrübter über seinen Tod sein

[1] Mit der Nachricht von einer neuen schweren Erkrankung des Königs. — [2] Feldmann (1704—1777) war seit 1733 Stadtphysikus in Ruppin. — [3] Sonnabend war der 30. Januar.

als so manche, die sich zu seinen Lebenszeiten in Liebedienerei nicht genug tun können. Die Stimme der Natur waltet doch allzu stark in mir, und ich bin nicht roh genug, sie zu ersticken.

Versichern Sie bitte dem König und der Königin meine allertiefste Ergebenheit und meinen lieben Brüdern und reizenden Schwestern meine herzliche Zuneigung, und seien Sie überzeugt, daß ich in vollkommenster Hochschätzung der Ihre bin.

Ihr nächster Brief wird über meine Abreise entscheiden. Leben Sie wohl.

123. An Wilhelmine

Berlin, 26. Februar 1740.

Meine teuerste Schwester,

Ich hoffe, Dein Gesundheitszustand wird sich von Tag zu Tag bessern, und ich höre nun beständig erfreulichere Nachrichten von Dir[1]. Von hier kann ich nichts Gutes vermelden: alle Anzeichen sprechen dafür, daß Du den König nicht wiedersehn wirst.[2] Seine Anfälle haben sich so plötzlich verschlimmert, daß er wohl kaum die nächste Woche überleben wird. Er sendet Dir seinen Segen und hat mit großer Liebe von Dir gesprochen. Für den Augenblick ist sein Fieber so heftig, daß er garnicht zu reden vermag, und wir allen Anlaß haben, eine Unterleibsentzündung zu befürchten. Bleib Du nur still und gräme Dich nicht zu sehr; Tatsachen lassen sich nicht ungeschehen machen. Das beste ist, sich mit dem Unabänderlichen entschlossen abzufinden und im übrigen alles auf sich zu nehmen. Unsern Zustand hier wirst Du leicht verstehen und nachfühlen, unsre Unruhe, unsre Angst. Also mache Dich, liebste Schwester, auf eine Nachricht gefaßt, die nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Denke, ich bitte Dich, an Deine Gesundheit, die mir über alles geht, und sei überzeugt von meinen zärtlichsten Empfindungen.

Habe die Güte, mich dem Markgrafen zu empfehlen.

124. An Wilhelmine

Ruppin, 3. Mai 1740.

... Ich glaube, Du wirst mir einigermaßen dafür erkenntlich sein, teuerste Schwester, daß ich unter unsern gegenwärtigen Umständen Dir Deine Reise ausgeredet habe. Sicherlich hätte sie Deine Tage bedeutend abgekürzt durch den Kummer, den sie

[1] Wilhelmine war schwächlich und kränkelte viel. — [2] Vgl. das Gedicht „An Voltaire“ vom gleichen Tage, Werke Bd. X, S. 56f.

Dir unfehlbar gebracht hätte. Der König ist trotz seines bedenklichen Zustandes nach Potsdam gefahren[1]; es steht mit ihm schlimmer denn je, die üblen Anzeichen mehren sich, und wir rechnen nur noch mit Monaten, besser gesagt mit Wochen. Mich hat der Dienst bei der Truppe noch einmal aus all dem Ach und Weh herausgerettet, doch glaube ich, lange wird's damit nicht dauern; so atme ich noch einmal die Freiheit in vollen Zügen — wer weiß, ob ich ihr nicht für lange Zeit werde entsagen müssen! Inzwischen wünsche ich Dir jede mögliche Befriedigung in Deinem ruhevollen Dasein und jede Erbauung, die Musik und die schönen Künste Dir schaffen können. Ich habe jetzt keine Zeit, an dergleichen zu denken. Von meiner Lage kannst Du Dir ja mit Leichtigkeit ein Bild machen, um so eher, da Dir alle einzelnen Umstände vertraut sind. Leb wohl, geliebteste Schwester, bewahre mir Deine unschätzbare Freundschaft für immer und zweifle niemals an meinen Gefühlen.

125. An Voltaire

Remusberg, den 18. Mai 1740.

Ob Rom, ob Genf[2], ich will den Streit nicht schlichten.
Mit welch berühmtem Namen man es nennt,
Seh ich doch stets das falsche Argument
Mich hier wie dort dem Redner gleich verpflichten.
In Deinen Worten fand ich Sonnenklarheit,
Daneben auch den bloßen Schein der Wahrheit:
Auch Du hast mich ins Wanken nur gebracht;
So bleib' ich ungewiß in meiner Nacht.
Zum Handeln da, kann frei der Mensch zwar schalten,
Doch unserm engen Geist bleibt vorenthalten,
Was jenseits liegt von unsrer Sinne Saum:
Zu grob, erschließen sie das Nächste kaum.
Der blinde Blick nimmt das Atom nicht wahr,
Und Riesenkörper bleiben unsichtbar;
Umsonst sucht sie das Teleskop im Raum.
Die Allerkenntnis ist uns nicht beschieden:
Erraten wir denn stets und sein zufrieden!

Das ist mein ganzes Urteil, das ich zwischen der Marquise und Herrn von Voltaire fällen kann. Lese ich Ihre „Metaphysik"[3], so stoße ich Laute der Bewunderung aus

[1] Am 27. April. — [2] Genf hier gleichbedeutend mit Calvin. — [3] Voltaires „Newtons Metaphysik".

und glaube. Lese ich die „Institutions physiques" der Marquise[1], so gerate ich ins Wanken und weiß nicht mehr, ob ich mich täusche oder mich getäuscht habe. Kurz, man müßte etwas von Ihnen beiden haben, man müßte Ihnen beiden an Intelligenz so überlegen sein, wie Sie den übrigen denkenden Wesen, um sagen zu können, wer von Ihnen das Rätsel gelöst hat. Ich gestehe demütig, daß ich den „zureichenden Grund"[2] sehr respektiere, ihn aber noch viel zuverlässiger fände, wenn unsre Erkenntnis so umfassend wäre, wie sie sein müßte. Wir haben von den Eigenschaften der Materie und den Gesetzen der Mechanik nur geringe Kenntnisse, aber ich zweifle nicht, daß der Weltenbaumeister eine Unzahl von Geheimnissen besitzt, die wir nie entdecken werden; somit machen sie den Gebrauch des zureichenden Grundes für uns unzureichend. Andrerseits gestehe ich, daß die einfachen Wesen[3], die denken sollen, mir sehr metaphysisch vorkommen; auch verstehe ich nichts von Newtons leerem Raum und von Leibnizens Raum[4]. Somit erscheint es mir für Menschen unmöglich, über die Eigenschaften und Handlungen des Schöpfers Schlüsse zu ziehen, ohne Erbärmlichkeiten zu sagen. Ich habe von Gott keine andere Vorstellung als die eines Wesens von unendlicher Güte. Ich weiß nicht, ob die Willensfreiheit nicht im Widerspruch zum zureichenden Grunde steht oder ob Gesetze, die ebenso ewig sind wie sein Dasein, seine Handlungen notwendig bedingen, aber ich bin fest überzeugt, daß alles auf der Welt zum besten bestellt ist und daß Gott, hätte er uns zu Metaphysikern machen wollen, uns sicherlich ein Maß von Einsicht und Erkenntnis gegeben hätte, das dem unseren weit überlegen ist.

Es ist schlimm für die Philosophen, daß sie für alles einen Grund angeben sollen. Sie müssen den Mond vom Himmel herunterholen und sie müssen phantasieren, sobald es ihnen an greifbaren Gegenständen fehlt. Bei alledem muß ich Ihnen einräumen, daß ich von Ihrer „Metaphysik" höchst befriedigt bin. Sie gleicht dem Pitt oder dem großen Sancy[5], die bei geringem Umfang ungeheure Schätze darstellen. Die Sicherheit Ihrer Schlußfolgerung und Ihre maßvollen Urteile sollten allen Philosophen und allen, die über Wahrheiten disputieren, ein Vorbild sein. Der Drang nach Erkenntnis scheint ihr natürlicher Gegenstand zu sein, aber die Freude, einander ein Bein zu stellen, ist nur zu häufig die unheilvolle Folge.

Sie glauben mich in ruhigen und stillen Verhältnissen, und wie gern befände ich mich darin. Ich versichere Ihnen: die Philosophie erscheint mir reizvoller und anziehender als der Thron. Sie besitzt den Vorteil einer sicheren Freude vor den Illusionen und Irrungen der Menschen. Diejenigen, die ihr ins Land der Wahrheiten und

[1] Der Marquise du Châtelet. — [2] An Friedrichs Kritik von Wolffs elementarem Grundsatz vom „zureichenden Grund" zeigt sich seine Abwendung von dessen Philosophie; Lockes Empirismus gewann nun den größten Einfluß auf ihn. — [3] Einfache Wesen sind die Monaden des Leibniz, d. h. die beseelten Substanzen. — [4] Leibniz bestritt die Realität des Raums, da er den Körpern den Charakter ausgedehnter Substanzen absprach. — [5] Zwei berühmte Diamanten.

Tugenden folgen können, sind sehr zu verurteilen, wenn sie sie im Stich lassen, um sich in das Land der Laster und der Trugbilder zu begeben.

Entronnen aus Circes[1] Haft,
Fern von der Menge Geschrei,
Wähnt' ich von der Gefahr mich frei
Am Busen der Wissenschaft.
Mehr denn je bin ich den Grillen
Des Geschickes ausgesetzt,
Und es reißt mein Los mich jetzt
Aus der Einsamkeit, der stillen.

So trügerisch ist auf Erden der Schein, und das getäuschte Auge glaubt in der Ferne einen runden Turm zu erblicken, während er in Wahrheit viereckig ist. Um Ihnen ungeschminkt zu sagen, wie die Dinge stehen, muß ich Ihnen mitteilen, daß die Zeitungen mehr lügen denn je, und daß die Liebe zum Leben und die Hoffnung von der Menschennatur unzertrennlich sind. Darauf beruht die angebliche Genesung, die hoffentlich bald zum Ereignis wird. Ach, lieber Voltaire, die Krankheit des Königs besteht aus einer Reihe von Leiden, deren Fortschritte uns jede Hoffnung auf Wiederherstellung rauben. Sie besteht in eingekapselter Wassersucht und in ausgesprochener Schwindsucht des Oberkörpers. Ihre schlimmsten Symptome sind häufige Brechanfälle, die den Kranken sehr erschöpfen und ihn fortwährend dem Tode nahebringen. Er selbst hat noch große Hoffnung und glaubt sich durch die Anstrengungen zu retten, die er macht, um sich öffentlich zu zeigen. Dadurch täuscht er sich selbst und täuscht auch alle, die über seinen wirklichen Zustand nicht völlig im klaren sind.

Kein Mensch erreicht, was er begehrt;
Das Schicksal hat es uns verwehrt.
Zur Macht empor will Ehrsucht dringen,
Die Liebe will ein Herz bezwingen,
Nach Gut und Geld die Habgier schmachtet,
Ein vierter nur nach Ehre trachtet.

Dem Philosophen steht der Sinn
Nach Wahrheit nur und Seelenfrieden,
Doch dieser redliche Gewinn
Ist leider ihm fast nie beschieden.

[1] Die Zauberin Circe von der Insel Äa verwandelte die Gefährten des Odysseus in Schweine; Odysseus zwang sie dazu, sie wieder zu Menschen zu machen.

So muß man in dem Lauf der Welt
Sich unterwerfen dem Geschick;
Auf die Vernunft allein gestellt
Ist unser ungetrübtes Glück.
Ob ich Horazens Leier schlage,
Ob ich die Herrscherkrone trage,
Stets sollst Du mich auf allen Wegen
Mit gleichem Schritte wandeln sehn;
Der tiefsten Seelenruh entgegen
Will ich mit festem Sinne gehn.[1]

Das ist das einzige, was mir zu tun bleibt, denn ich sehe nur zu bestimmt voraus, daß ich nicht mehr zurück kann. Ich gebe meine Unabhängigkeit schweren Herzens auf, und voller Sehnsucht nach der bisherigen glückseligen Einsamkeit bin ich gezwungen, die große Weltbühne zu betreten . . .

[1] Vgl. die beiden Gedichte „An Voltaire", Werke Bd. X, S. 56 f. und „An Jordan", Werke Bd. X, S. 58 ff.



126. An Christian Wolff

Ruppin, 23. Mai 1740.

Jeder denkende und wahrheitsliebende Mensch muß an Ihrem soeben veröffentlichten Werke[1] Anteil nehmen, und jeder Ehrenmann und jeder gute Bürger muß es als einen Schatz betrachten, den Ihr Scharfsinn entdeckt hat und den Sie der Welt freigebig schenken. Ich bin um so mehr davon ergriffen, als Sie es mir gewidmet haben. Die Philosophen sollen die Lehrer der Welt und die Lehrmeister der Fürsten sein. Sie sollen folgerichtig denken und wir folgerichtig handeln. Sie sollen die Welt durch ihre Urteilskraft belehren und wir durch unser Beispiel. Sie sollen entdecken und wir in die Praxis umsetzen.

Seit lange lese und studiere ich Ihre Werke und bin überzeugt, daß alle, die sie gelesen haben, den Verfasser bewundern müssen. Das kann Ihnen kein Mensch verweigern, und in diesem Sinne verbleibe ich mit der ganzen Hochachtung, die Ihren Verdiensten gebührt,

Ihr wohlgeneigter

Friderich, Kronprinz.

127. An den Arzt Eller[2]

(Rheinsberg), 25. Mai 1740.

Mein lieber Eller,

Vielen Dank für Ihre Nachrichten. Ich hoffe jedoch, der König wird sich ohne Abdankung und ohne so viele große Pläne dazu entschließen, ruhig weiter zu leben und sich zu erholen, was sehr wohlgetan wäre. Alles, was man über seine schwere Krankheit sagen kann, ist meiner Treu nichts als Gerede. Ich wette mit jedem Beliebigen, daß die Herren Hippokratesse[3] sich in den Symptomen geirrt haben. Sagen Sie mir bitte, ob wir eine Revue haben werden oder nicht. Ferner bitte ich Sie, da die schöne Jahreszeit kommt, und ich in ein paar Tagen anfangen kann, Molken zu trinken, mir zu schreiben, welche Diät ich beobachten soll, ob ich Zitronenlimonade trinken darf, oder ob sie mir schlecht bekommen kann. Zugleich schicken Sie mir bitte das Rezept für die Kräuter, die ich dabei einnehmen soll. Bitte, vergessen Sie es nicht, denn meine Gesundheit ist, wie ich gestehe, mein schwacher Punkt. Im übrigen bitte ich Sie, meiner vollkommenen Hochachtung versichert zu sein.

[1] Das Naturrecht, Band I (Ius naturae methodo scientifica pertractatum). — [2] Johann Theodor Eller von Brockhusen (1689—1760), Leibarzt und Mitglied der Akademie der Wissenschaften; vgl. Werke Bd. I, S. 219. — [3] Hippokrates, einer der berühmtesten Ärzte des Altertums.

Thronbesteigung und erste Kriege

Einleitung

„Ich weiß nicht aus noch ein vor Geschäften und Arbeit", schreibt der junge König eine Woche nach der Thronbesteigung seiner Schwester Wilhelmine; darum könne er ihr nicht in langer Wiederholung vom Sterben des Vaters erzählen; kurze, eilige Billette erhalten auch andere Familienglieder; „ich gehöre seitdem ganz dem Vaterlande". Kaum habe die Fülle von Arbeit ihm Zeit gelassen zu seinem berechtigten Schmerz, äußert er nach einem Monat zu Voltaire und zählt stolz auf, wie er der Armee, der Akademie, der Kunst und der Verwaltung gleichmäßig seine Sorgfalt zugewandt hat, und berichtet ihm von seiner rastlosen Tätigkeit. Dazwischen andere Stimmungen. „Wir sind nicht Herren unseres Schicksals. Der Wirbel der Ereignisse reißt uns fort." Sein Volk vergnügt und glücklich zu machen, verkündet der König als sein Ziel. Der Rheinsberger Philosoph aber bekennt Voltaire: „Mich dünkt das Leben eines Mannes, der nur zum Denken und für sich selber lebt, bei weitem angenehmer als das Leben eines, der nur die Beschäftigung hat, für das Glück der anderen zu sorgen."

Man ist versucht zu glauben, daß er mit solchen Gedanken gerade Voltaire gegenüber spielt. Sind es doch die frohen Tage, da die Schwingen seines starken Ehrgeizes sich endlich frei entfalten dürfen, da er ledig allen Zwanges seines Herrschertums sich bewußt wird. Wie Fanfarenklang klingt der kleine Brief an die Minister vom 17. Juni. Der alte Streit mit dem Bischof von Lüttich muß ein Ende nehmen. „Finde ich Widerstand, so werde ich mir mein Recht zu schaffen wissen." Und noch unendlich viel mehr. Die Zeiten der Anmaßung für das Erzhaus Habsburg sind vorüber; fortan soll Preußen sich nicht mehr in Vasallendemut dessen Dünkel beugen. „Der Kaiser ist das alte Spuk- und Götzenbild! Einst stellte er eine Macht dar; heute ist er nichts mehr." Das ist, schon wenige Wochen nach dem Tode des Vaters, derselbe Friedrich, der am 13. Dezember beim Auszug zum Kriege seinen Offizieren sein „Brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhmes!" zurief.

Am 20. Oktober war Kaiser Karl VI. gestorben. Schneller als Friedrich gedacht, war der entscheidende Augenblick seines Lebens gekommen. Die Gelegenheit war da, die in Heer und Schatz aufgespeicherte Kraft anzusetzen, um Preußen die Stellung zu geben, die dieser Kraft entsprach. Für den Ehrgeiz des Königs konnte es keinen Zweifel geben. Der alte Rechtsstreit mit Österreich um schlesischen Besitz wurde erneuert, Maria Theresia lehnte die preußischen Forderungen ab, der Krieg begann. Zwei Tage

nach dem Empfang der Todesnachricht aus Wien konnte Friedrich schon an Algarotti schreiben: „Alles war vorhergesehen, alles bestimmt. So gilt es denn nur, die Pläne auszuführen, die ich seit lange im Kopfe gewälzt habe.“ Er sagte damit nicht zuviel; seine Minister, die er nach Rheinsberg zur Beratung beschied, fühlten bald, daß der König alles vorbereitet hatte. Die Rechtsfrage war ihm ziemlich gleich; für das Publikum mochte ein gelehrter Jurist eine umständliche Deduktion der wohlbegründeten Ansprüche Preußens verfassen. Ihm hieß es: „Ich bin mit meinen Truppen und sonst allem bereit; bringe ich meinen Vorteil nicht zur Geltung, so halte ich in meinen Händen ein Gut, dessen Nutzwert ich verkenne.“ In den Wochen der Rüstung hatte sich Friedrich wieder, es war zum letztenmal, nach Rheinsberg zurückgezogen. Die Nervosität der Erwartung zittert durch die erregten Stimmungen der Briefe dieser Zeit durch, der heftige Schmerz über den Tod Suhms, die ausgelassene Freude über Voltaires Besuch. „Glücklicher Algarotti,“ ruft er seinem literarischen Freunde zu, „Sie können sich freuen ohne Rückhalt, ohne die furchtbare Sorge, sich Ihren Ruhm zu wahren.“

„Eine innere Stimme prophezeit mir Glück und Gelingen“, schreibt er seinem Minister Podewils an dem Tage, da er „mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag den Rubikon“ überschreitet. In sechs Wochen gehorcht ihm das ungeschützte Schlesien; nur ein paar Festungen halten sich. Voller Selbstgefühl berichtet er dem vertrauten Jordan von einem glücklichen Gefecht und schildert Voltaire die Beschwerden seines Lebens, „das ich gern mit einem anderen vertauschte, wenn mir das Phantom, das man Ruhm nennt, nicht allzuoft erschiene. Wahrhaftig, es ist ein großer Wahnsinn, aber einer, von dem man schwerlich loskommt, wenn man einmal davon ergriffen ist.“ Noch jugendlicher klingt sein Bekenntnis an Jordan: „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen, aber wenn ich nicht Herrscher wäre, so wäre ich bloß Philosoph ... Du wirst mich philosophischer finden, als Du glaubst. Meine Jugend, die Glut der Leidenschaft, der Ruhmesdurst, ja selbst die Neugier, um Dir nichts zu verhehlen, kurz ein geheimer Instinkt, hat mich den Freuden der Ruhe entrissen.“

Ein feindliches Heer unter Neipperg drang in Schlesien ein und zwang Friedrich zu seiner ersten Schlacht. In schlichten Worten nimmt Friedrich von seinem Jordan am Vorabend Abschied; kaum fühlt man seine tiefe Erregung durch, die ihn dann am Schlachttage Schwerins Rat befolgen ließ, die Walstatt während des Kampfes zu verlassen. Im Rückschlag der Spannung der letzten Wochen schreibt er am 17. April an August Wilhelm: „Wir sind die betrübtesten Sieger, die Du Dir vorstellen kannst. Gott behüte uns vor einer zweiten so blutigen und mörderischen Schlacht wie bei Mollwitz. Mir blutet das Herz, wenn ich daran denke.“

Bald wichen die blutigen Schatten. War auch der strategische Erfolg der Schlacht gering, um so bedeutender gestaltete sich der politische. Ein gegen Preußen gerichtetes Bündnis Österreichs mit Rußland, England und Sachsen löste sich im Entstehen auf. Statt dessen schloß Friedrich am 5. Juni 1741 eine vorteilhafte Allianz mit Frank-

reich ab. Denselben Tag sandte er seinem Jordan ein fröhliches Gedicht und neckte den harmlosen Gelehrten mit seiner Furchtsamkeit. Erst wer von tausendfachem Tod bedroht sich seine Seelenruhe erhält, darf als wahrer Weiser gepriesen werden. Dieselbe muntere Stimmung beherrscht das Gedicht an Voltaire vom Juli, das im Lager von Strehlen entstand, wo Friedrich sich besonders mit der Schulung der Kavallerie beschäftigte; „der flinke Preuße" des Gedichts mag eine unwillkürliche Erinnerung daran sein. Mutige Entschlossenheit atmen die am 7. September bei der Wiederaufnahme des Feldzugs entstandenen Verse:

„Wer sich den Sieg zu Willen zwang,
Der muß auch seine Bahn vollenden
Und sich nicht scheun, das eigne Leben
Für Ruhm und Lorbeer hinzugeben."

Statt neuer Kämpfe gab es Verhandlungen; am 9. Oktober wurde die Konvention von Klein Schnellendorf mit Österreich geschlossen, und Friedrich konnte hoffen, daß der Friede ihr folgen würde. „Ich reise nach Berlin und zu den Wissenschaften . . . und hoffe, dort meinen Geist wieder in seine natürliche Verfassung zu bringen", so schreibt er, froh über die Ruhe, stolz auf die wohlgelungene diplomatische Aktion an Voltaire.

Aber die großen Erfolge der Österreicher über die Franzosen ließen ihn schon im Januar 1742 wieder zu den Waffen greifen. Dem raschen Vormarsch nach Mähren folgte ein langer Stillstand; kriegerische Erfolge waren dort nicht zu erwarten, die Verpflegungsschwierigkeiten wuchsen von Tag zu Tag: Friedrich begann zu fühlen, daß er zum erstenmal zurück mußte. Wie anders klingt es doch als ein Jahr früher, wenn er jetzt Jordan bekennt: „Heftige Gemütsbewegungen sind nichts für den Philosophen; denn was man auch sagen mag, es ist sehr schwer, gegen die Launen Fortunas gleichgültig zu bleiben und das Gefühl aus dem Menschenherzen zu verbannen. Umsonst versucht man, im Glück kalt zu erscheinen und sich vom Unglück nicht beugen zu lassen." Der Abmarsch nach Böhmen wurde kurz danach beschlossen. Aber bald vollzog Friedrich „den wunderbaren Übergang / Von düstrem Lebensüberdruß / Zu heißer Wonne, / Sinnlichstem Genuß". Aus dem Lager von Chrudim sandte er Jordan und Voltaire fröhliche Briefe, Verse und Prosa durcheinander. Er las Voltaires „Ludwig XIV." und ein Werk über den ewigen Frieden, er erinnerte Algarotti an die Übersendung einer Arie von Hasse.

Unterhandlungen mit Österreich, die seit längerer Zeit schwebten, scheiterten Anfang Mai. Sofort brach der König sein Chrudimer Lager ab und marschierte; am 17. Mai erfocht er selbst seinen ersten eigenen Sieg bei Chotusitz. Er „frohlockt von ganzem Herzen"; und doch, schon drei Tage nach dem Siege mahnt er Jordan, Knobelsdorff solle „sein liebes Charlottenburg zurechtmachen und das Opernhaus beenden; und Sie selbst schaffen Vorrat an Zufriedenheit und guter Laune an!" Die-

selbe Friedenssehnsucht zeigt ein wenig später entstandener Brief. „Wann sehen wir uns ... unter den prächtigen Linden von Charlottenburg wieder? ... Wer hätte gedacht, daß die Vorsehung einen Dichter dazu ausersehen hätte, das politische System Europas umzustürzen. Es geschieht so vieles, wofür sich nur schwer ein Grund angeben läßt", setzt er mit leisem Spott gegen den einst hochverehrten Wolff zu, der für alles Geschehen einen zureichenden Grund finden zu können meinte; mit gutem Bedacht nennt er sich hier einen Schüler des Skeptikers Bayle. „Ich lese, was ich kann, und versichere Dir, ich bin in meinem Zelte ebensosehr Philosoph wie Seneca, oder noch mehr." Am 13. Juni kann er Jordan melden: „Endlich bringe ich Ihnen die so sehnlichst erwartete Neuigkeit, das Ende des Krieges"; zwei Tage vorher war der Friede zustande gekommen. „Ich habe getan, was ich dem Ruhme meines Volkes zu schulden glaubte, nun tue ich, was ich seinem Glück schuldig bin."

„Meine Friedenstätigkeit muß dem Staat ebenso nützlich werden, wie es meine Sorge für den Krieg gewesen ist." Nur wenige Stunden gehörten noch dem Studium und der Geselligkeit; Armee und Verwaltung füllten die meiste Zeit des Königs aus. Er mahnt seinen Bruder August Wilhelm zu tüchtiger Arbeit. „Ich habe lediglich das Staatswohl und den dauernden Ruhm des Hauses im Auge, der völlig vom obersten Leiter des Staates abhängt. Nur durch emsigste Arbeit, beständigste Aufmerksamkeit und viele kleine Einzelheiten kommen bei uns die großen Dinge zustande." Die Privatbriefe erzählen von dieser unermüdlichen Arbeit für den Staat nicht. Nur am Schluß eines Briefes an den Grafen Rothenburg, der die Gehälter der Tänzer betrifft, heißt es: „Heute habe ich das erste Bataillon Garde exerziert; es ist sehr gut." Bau des Theaters, Engagierung der Schauspieler, Sänger und Tänzer, Berufung von Gelehrten, der Ankauf einer Kunstsammlung, das ist es, was den König in seinen Erholungsstunden beschäftigt. Er schreibt ein Lustspiel und entwirft ein Bild seines ersten Krieges; beides geht an Voltaire zur formalen Begutachtung.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte der König dem Fortgang des großen Krieges; die Franzosen überschüttete er mit grimmigem Hohn wegen ihrer Niederlage bei Dettingen. Hing es doch von ihren Waffenerfolgen ab, ob ihm Krieg oder Frieden beschieden war. Je länger desto mehr mußte er fürchten, daß Frankreich der vereinten Macht Österreichs und Englands weichen könnte, daß diese sich dann gegen ihn wenden, ihm Schlesien streitig machen würden. Dieser Gefahr kam er zuvor durch ein neues Bündnis mit Ludwig XV. Anders als 1740 zog er jetzt erst das Schwert, nachdem er sich diplomatisch gesichert hatte. Aber als er an der Spitze seiner Truppen in Feindesland einmarschiert, da erklingen dieselben frohen Töne wie zu Beginn seines ersten Krieges. „Wir haben Strapazen, schlechte Wege und noch schlimmeres Wetter gehabt; aber was sind Strapazen, Mühen und Gefahren im Vergleich zum Ruhme! Er ist eine so tolle Leidenschaft, daß ich nicht begreife, wie es kommt, daß er nicht aller Welt den Kopf verdreht." Der erste Schlag gelang: Prag fiel nach kurzer Belagerung. Aber dann bedrohten die Österreicher die preußischen Rückzugslinien;

die Verpflegungsschwierigkeiten in dem feindseligen Böhmen wurden unerträglich, Krankheiten entmutigten und demoralisierten das Heer. Nur der Rückzug blieb übrig, diesmal der Rückzug bis ins eigne Land, nach Schlesien. Hier galt es, den Feind zu erwarten; aus dem Angriff mußten die Preußen zur Verteidigung übergehen. Indes trat Sachsen auf Österreichs Seite und der Anschluß Rußlands drohte. Vergebens bemühte sich der König um Frieden. Aus dieser schrecklichen Spannung sind die Briefe zu verstehen, die er im April und Mai an Podewils richtet. „Ich habe mich über alles hinweggesetzt, bin gefaßt auf alles, was da kommen mag, und ob das Glück mir hold oder zuwider ist, es soll mich weder verzagt noch übermütig machen, und heißt es denn untergehen, so sei es mit Ruhm und den Degen in der Faust." Er ist in Bereitschaft allem gegenüber, was kommen mag; „unter dem Zwange der Not habe ich mir diese Unempfindlichkeit abgerungen . . . Mir bleibt kein Ausweg als eine entscheidende Kraftprobe. Diese Arznei wird das Schicksal des Kranken in wenigen Stunden entscheiden." In solcher Stunde gibt ihm selbst ein kleiner Erfolg seiner Preußen neuen Mut. „An den Truppen zweifle ich nicht; es gilt nur, sie wacker zu führen." Die Kraftprobe kam, rascher und glänzender, als er gehofft haben mochte. Der Tag von Hohenfriedberg machte ihm Luft. Freilich die Entscheidung war noch nicht da. Friedrich charakterisiert die Bedeutung der Schlacht wohl richtig, wenn er zu Duhan äußert: „ich habe mein Vaterland vor dem schlimmsten Unglück gerettet und den Ruf meiner Truppen wiederhergestellt" und von einem vorübergehenden Erfolg spricht. Immerhin wurde wieder Böhmen der Kriegsschauplatz.

In diesem Sommer traf Friedrich der Verlust seiner beiden besten Freunde, Jordans und Keyserlingks. Der tiefe Schmerz, der die Briefe dieser Monate erfüllt, gibt in Verbindung mit der Sorgfalt, die er anwendet, seiner Mutter den Heldentod eines Verwandten schonend mitzuteilen, einen überraschenden Einblick in die eigenartige Doppelnatur des Königs. Wie einfach und warm empfunden klingt sein: „Vernunft und Philosophie müssen einfach verstummen vor dem wahren Schmerz". Vergebens sucht er in philosophischen Erörterungen Ciceros Trost. „Wenn man einem Baume die Axt an die Wurzel legt, stürzt er leichter um; und wenn man mir die Freunde raubt, die mich an die Welt ketteten, macht man mich viel gleichgültiger als bisher und erleichtert mir somit den Abschied vom Leben." Noch Ende September klagt er: „Das war meine Familie; jetzt fühle ich mich verwitwet und verwaist." — „Wir gewinnen Schlachten und erobern Städte, aber wir wecken weder Jordan noch Keyserlingk auf, und ohne sie ist mir das Leben ein Jammertal." Die furchtbaren Erfahrungen der letzten Monate und der Verlust der teuersten Freunde entlockten ihm, vielleicht zum erstenmal, starke, reine Herzenstöne. Man wird es ihm glauben dürfen, wenn er wünscht, „die ehrgeizigen und galligen Gemüter, die die Politik lenken, wären endlich des Menschenblutes satt, das sie vergießen lassen". Er freut sich auf Berlin und die Ruhe; „denn seit achtzehn Monaten ist mein Geist in beständiger Anspannung".

Am 30. September folgte bei Soor ein neuer Sieg. Wenige Tage später meldet sich in einem Brief an Maupertuis nochmals der herbe Schmerz um Keyserlingk. Dann schreibt er anscheinend fröhlicher über seinen Sieg und bittet Maupertuis um Übersendung sämtlicher Werke Voltaires. Volle Resignation atmet kurz danach, am 27. Oktober, ein weiteres Schreiben an Maupertuis. „Zum Unglück für die sogenannten vernünftigen Tiere scheint der Irrtum ihr Erbteil zu sein"; es gebe kaum drei oder vier ganz sichere Wahrheiten. „Im übrigen ist es mir, als sähe ich Blinde im Dunkeln tappen . . . Unser Leben vergeht halb mit Begehren, halb mit Reue; der Genuß ist nur ein Blitz, und der Überdruß währt Jahrhunderte."

Anfang November kehrte Friedrich nach Berlin zurück. Während am 11. November die Siegeszeichen von Hohenfriedberg und Soor in der Garnisonkirche aufgestellt wurden, erhielt er die Nachricht von dem Plan der Österreicher und Sachsen, in die Mark einzufallen. Am 16. November brach er gegen die Österreicher auf und schlug sie am 23. bei Katholisch Hennersdorf. „Ich hatte das Glück, mein Vaterland vor dem furchtbarsten Unglück zu retten und die gefährlichsten Pläne zu vereiteln, die die Bosheit meiner Feinde gebären konnte." Gleich nach der Schlacht wünscht er sich den Frieden. „Dann werden wir nach Herzenslust philosophieren und unter dem Schatten des Ölbaums die Wissenschaften pflegen und an der Veredelung unserer Seele arbeiten." Dem Siege des alten Dessauers bei Kesselsdorf folgte Weihnachten 1745 der Dresdener Friede, der Preußen seinen bisherigen Besitzstand erhielt. 1742 hatte der König beim Friedensschluß seinem Jordan einen glücklichen Brief nach dem anderen geschrieben; jetzt klingt alles gedämpfter, die Freude und der Schmerz. Das schreckliche Jahr hatte Friedrich sich auf sich selbst besinnen lassen; die Philosophie galt ihm nicht mehr als Grundlage seines Lebens. Es war stiller um ihn geworden; die beiden Herzensfreunde hatte er verloren. „Ich freute mich auf meine Rückkehr; jetzt fürchte ich Berlin, Charlottenburg und Potsdam, kurz alle Orte, die mir eine trübe Erinnerung an die Freunde sind."

128. An seine Gemahlin

Potsdam, 31. Mai 1740.

Madame,

Gott hat an dem König nach seinem Willen getan: heut nachmittag um halb vier ist er gestorben. Er hat Ihrer noch gedacht, wir alle waren ehrlich zu Tränen gerührt. Sie glauben nicht, mit welcher Gefaßtheit er verschieden ist[1]. Kommen Sie doch bitte am Mittwoch oder Donnerstag[2] nach Berlin. Knobelsdorff soll sich auf der Stelle dorthin begeben. Wir werden in unserm alten Hause wohnen[3]. Gleich nach Ihrer Ankunft haben Sie zuerst der Königin[4] Ihre Aufwartung zu machen; von da kommen Sie dann nach Charlottenburg, im Fall, daß ich dort bin. Zu weiterem habe ich jetzt keine Zeit. Leben Sie wohl.

129. An Wilhelmine

Berlin, 1. Juni 1740.

Teuerste Schwester,

Gestern um drei Uhr[5] hat der gütige Gott über unseren Vater entschieden: mit engelhafter Gefaßtheit und ohne viel zu leiden ist er gestorben. Was Du in ihm verlorest, kann ich Dir nur durch treue Freundschaft ersetzen und durch aufrichtige zärtliche Liebe, mit der ich zeitlebens bin Dein getreuster Bruder

Friderich.

130. An Voltaire

Charlottenburg, 6. Juni 1740.

Mein lieber Freund,

Mein Schicksal hat sich gewandt. Ich habe den letzten Stunden eines Königs, seinem Sterben und seinem Tode beigewohnt. Bei der Thronbesteigung bedurfte ich dieser Lehre gewiß nicht, um von der Eitelkeit aller menschlichen Größe ernüchtert zu werden.

[1] Vgl. auch Werke Bd. I, S. 162. — [2] 1. oder 2. Juni. — [3] Dem heutigen Kronprinzenpalais. — [4] Friedrich bezeichnete auch nach dem Tode seines Vaters seine Mutter als Königin. — [5] Nachmittags.

Ich hatte eine kleine metaphysische Schrift vor; sie hat sich in meiner Hand zu einem politischen Werke verwandelt. Ich glaubte mit dem liebenswerten Voltaire zu spielen und muß mit dem alten Machiavell in der Mitra[1] fechten. Kurz, mein lieber Voltaire, wir sind nicht Herren unsres Schicksals. Der Wirbel der Ereignisse reißt uns fort, und man muß sich von ihm fortreißen lassen. Sehen Sie in mir bitte nichts als einen eifrigen Staatsbürger, einen etwas skeptischen Philosophen, aber einen wirklich getreuen Freund. Schreiben Sie mir um Gottes willen nur als Mensch, und verachten Sie mit mir Titel, Namen und äußeren Glanz.

Bisher habe ich kaum die Zeit, mich zurechtzufinden. Es gibt unendlich viel zu tun und ich mache mir noch mehr als nötig zu schaffen. Aber trotz all dieser Arbeit bleibt mir noch immer Zeit genug, Ihre Werke zu bewundern und bei Ihnen Belehrung und Erholung zu suchen.

Versichern Sie die Marquise meiner Hochachtung und sagen Sie ihr, ich bewunderte sie so sehr, wie ihre ausgedehnten Kenntnisse und ihre seltenen geistigen Fähigkeiten es verdienen.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Bleibe ich am Leben, so werde ich Sie noch in diesem Jahre sehen. Behalten Sie mich stets lieb und seien Sie stets aufrichtig gegen Ihren Freund

Friderich.

131. An Wilhelmine

Ruppin, 7. Juni 1740.

Teuerste Schwester,

Du weißt also jetzt alles Wissenwerte, ich schenke mir lange Wiederholungen, die nur ebenso ermüdend wie quälend ausfallen würden. Ich weiß nicht aus noch ein vor Geschäften und Arbeit. Wenn ich Dir nicht so eingehend schreibe, wie ich wohl möchte, so verzeih mir bitte; denn aus Mangel an Achtung oder Aufmerksamkeit für Dich soll es gewiß nie geschehen. Die Vorstellung allein, daß ich jetzt in der Lage bin, Dir vielleicht nützlich zu sein und redlichen Leuten zu dienen, tröstet mich bei der Last meiner Arbeit, die mir schwer genug vorkommt. Sei überzeugt, teuerste Schwester, es soll mir jederzeit ein Vergnügen und eine Pflicht heißen, Dir bei jeglichem Anlaß meine zärtliche Freundschaft zu bezeugen, mit der ich für immer bin

Dein allergetreuster Bruder.

[1] Kardinal Fleury, dem Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs bis 1743; vgl. Werke Bd. II, S. 23 ff.

132. An Voltaire

Charlottenburg, den 12. Juni 1740.

Lieber Freund,

Wie Sie aus den beiliegenden Versen sehen, hat mich der Wechsel meines Schicksals nicht ganz von der Dichtwut kuriert.[1] Vielleicht werde ich nie davon geheilt werden. Ich liebe die Kunst eines Horaz und Voltaires zu sehr, um darauf zu verzichten, und meine, daß jedes Ding auf Erden seine Zeit hat.

Ich hatte eine „Epistel" über die Modetorheiten und Unsitten begonnen, als die Sitte des Erstgeburtsrechts mich auf den Thron berief und mich zwang, meine Epistel für eine Weile liegen zu lassen. Gern hätte ich sie zur Satire gegen die nämliche Mode umgewandelt, wäre mir nicht eingefallen, daß die Satire sich für Fürsten nicht paßt.

Kurz, lieber Voltaire, ich treibe zwischen zwanzig Beschäftigungen hin und her und bedaure nur die Kürze der Tage, die mir um vierundzwanzig Stunden zu kurz erscheinen.

Ich gestehe Ihnen, mich dünkt das Leben eines Mannes, der nur zum Denken und für sich selber lebt, bei weitem angenehmer als das Leben eines, der nur die eine Beschäftigung hat, für das Glück der anderen zu sorgen ...

Kurz, lieber Voltaire, lassen Sie mich nicht länger darauf brennen, Sie zu sehen. Tun Sie mir zuliebe alles, was Ihre Menschlichkeit Ihnen nach Ihrer Meinung gebietet. Ich reise Ende Oktober[2] nach Wesel und vielleicht noch weiter. Versprechen Sie mir, mich zu treffen, denn ich könnte weder glücklich leben noch ruhig sterben, ohne Sie umarmt zu haben. Leben Sie wohl.

Friderich.

Viele Empfehlungen an die Marquise. Ich arbeite mit beiden Händen, einerseits an der Armee, andrerseits am Volk und an den Künsten.

133. An Friederike[3]

Charlottenburg, 14. Juni 1740.

Verehrte Frau Schwester,

Dein Brief ist mir eine Art von Trost in der tiefen Trübsal, in die der Verlust unseres würdigen Vaters mich versetzt hat. Ich teile Deinen Kummer, der nicht weniger herb ist als der eigne; aber alles, was ich tun kann, ist, Dir meine Freundschaft und meine brüderliche Fürsorge in Deiner jetzigen Lage anzubieten. Soviel an mir ist,

[1] Vgl. Werke Bd. X, S. 65. — [2] Diese Reise fand dann schon Anfang September statt. — [3] Friederike (1714—1784) war seit 1729 mit dem Markgrafen Karl Friedrich Wilhelm von Ansbach in unglücklicher Ehe vermählt.

will ich mich um Deine Ruhe und die Wiederherstellung eines guten und dauernden Einvernehmens mit Deinem Gatten, dem Markgrafen, bemühen. Ich hoffe, Du wirst das nötige Entgegenkommen zeigen, all das sanfte und rührende Benehmen, durch das Dein Geschlecht die Herzen zu gewinnen weiß. Eure Zwistigkeiten haben unsern verstorbenen Vater unendlich bekümmert; ich hege den heißen Wunsch, daß sie für immer ein Ende nehmen, und werde alles Menschenmögliche tun, um ein so verständiges Ziel zu erreichen.

134. An Maupertuis[1]

[Juni 1740.]

Herz und Neigung erweckten in mir seit meiner Thronbesteigung den Wunsch, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie die Gestalt gäben, die Sie allein ihr zu verleihen vermögen. So kommen Sie denn und setzen Sie auf diesen wilden Schößling das Pfropfreis der Wissenschaften, damit er blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt: zeigen Sie auch einem König, wie schön es ist, einen Mann wie Sie zu besitzen.

[1] Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1698—1759), berühmter Physiker und Mathematiker, der bei einer Reise nach Lappland die Abplattung der Erde an den Polen berechnet hatte. Er leistete dem Ruf nach Berlin Folge, kehrte aber, als die Österreicher ihn bei Mollwitz gefangen genommen hatten, nach Frankreich zurück und kam erst 1745 wieder nach Berlin. Der König ernannte ihn am 1. Februar 1746 zum Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften, die Maupertuis wenigstens für den Bereich der exakten Wissenschaften nach dem Verfall unter Friedrich Wilhelm I. ihrer hohen Bestimmung wieder würdig machte. Vgl. auch das Gedicht „Erneuerung der Akademie“, Werke Bd. IX, S. 18 ff.





Friederike, Markgräfin von Brandenburg-Ansbach
Schwester Friedrichs des Großen. Gemälde von Pesne im Besitz
Sr. Majestät des Kaisers

135. An das Departement der auswärtigen Affären

[17. Juni 1740.]

Wenn die Minister von Politik sprechen, sind sie geschickte Leute, doch wenn sie vom Kriege reden, ist's, als wenn ein Irokese von der Astronomie spricht.[1]

Ich werde mich in diesem Jahre noch nach dem Kleveschen begeben und es noch einmal im guten versuchen; finde ich Widerstand, so werde ich mir mein Recht zu schaffen wissen.[2] Der Kaiser ist das alte Spuk- und Götzenbild! Einst stellte er eine Macht dar, heute ist er nichts mehr. Er war mal ein kräftiger Mann, aber Franzosen und Türken haben ihm zu sehr mitgespielt[3]; nun ist er entnervt ...

Friderich.

136. An Voltaire

Charlottenburg, den 27. Juni 1740.

Mein lieber Voltaire,

Ihre Briefe bereiten mir stets unendliche Freude, nicht durch die Lobreden, die Sie mir halten, sondern durch Ihre belehrende Prosa und die reizenden Verse. Sie wollen, daß ich von mir selbst rede wie der ewige Abbé Chaulieu[4]. Was tut's? Ich muß Sie zufriedenstellen.

Nachstehend die Berliner Zeitung, wie Sie sie wünschen.

Ich traf Freitag[5] abend in Potsdam ein, wo ich den verstorbenen König in sehr traurigem Zustande fand. Ich dachte mir gleich, daß sein Ende bevorstünde. Er erwies mir tausend Freundlichkeiten und sprach mit mir mehr als eine volle Stunde über die inneren und die äußeren Staatsgeschäfte, und zwar mit aller erdenklichen Geistesklarheit und Vernunft. Das gleiche tat er am Sonnabend, Sonntag und Montag. Er schien sehr ruhig und gefaßt und ertrug seine unendlichen Leiden mit größter Standhaftigkeit. Am Dienstag früh fünf Uhr legte er die Regierung in meine Hände, nahm zärtlich Abschied von meinen Brüdern, von allen höheren Offizieren und von mir. Die Königin, meine Brüder und ich waren in seinen letzten Stunden um ihn; er bewies im Sterben den Stoizismus Catos. Er starb mit der Neugier

[1] Antwort auf Vorschläge des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten. — [2] Es handelt sich um den Konflikt zwischen Preußen und dem Bischof von Lüttich um den Besitz von Herstal; vgl. Werke Bd. II, S. 58. — [3] Im Polnischen Erbfolgekrieg (1733—1735) hatte der Kaiser Neapel und Sizilien, im Türkenkrieg (1736—1739) Serbien und die kleine Walachei verloren; vgl. Werke Bd. I, S. 153 bis 161. — [4] Über Chaulieu vgl. den Brief vom 6. Juli 1737. — [5] Freitag, den 27. Mai.

eines Physikers über das, was im Augenblick seines Todes in ihm vorging, und mit dem Heroismus eines großen Mannes und hinterließ uns allen den aufrichtigen Schmerz über seinen Verlust und das nachahmenswürdige Beispiel seines tapferen Sterbens[1].

Die Fülle von Arbeit, die mir seit seinem Tode zugefallen ist, hat mir zu meinem berechtigten Schmerze kaum Zeit gelassen. Ich glaubte, daß ich seitdem ganz dem Vaterland gehörte. In diesem Sinne habe ich nach besten Kräften gearbeitet und schleunige Maßnahmen zum allgemeinen Wohle getroffen, soweit ich es vermochte.

Ich habe gleich damit begonnen, die Wehrkraft des Staates um sechzehn Bataillone, fünf Schwadronen Husaren und eine Schwadron Gardes du Corps zu vermehren. Ich habe die Grundlagen unsrer neuen Akademie gelegt. Wolff, Maupertuis, Vaucanson[2] und Algarotti habe ich gewonnen. Von 's Gravesande[3] und Euler[4] erwarte ich die Antwort. Ich habe eine neue Behörde für Handel und Industrie geschaffen[5]; ich nehme Maler und Bildhauer in Dienst und reise nach Preußen[6], um mir dort huldigen zu lassen, aber ohne das heilige Salbgefäß und ohne die seichten und zwecklosen Zeremonien, die die Unwissenheit eingeführt hat und die das Herkommen begünstigt.

Meine Lebensweise ist gegenwärtig so ungeregelt, da die Ärzte es für angebracht hielten, mir ex officio Pyrmonter Wasser zu verordnen. Ich stehe um 4 Uhr auf, trinke bis 8 Uhr Brunnen, schreibe bis 10, besichtige bis Mittag die Truppen, schreibe bis 5 Uhr und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen zu Ende sind, wird meine Lebensweise ruhiger und gleichmäßiger werden, aber bisher habe ich die gewöhnlichen Geschäfte und außerdem die neuen Einrichtungen zu bearbeiten; überdies sind noch viele unnütze Höflichkeiten zu erledigen und Rundschreiben zu erlassen.

Die meiste Mühe macht mir die Errichtung von Kornmagazinen in allen Provinzen, die so groß sind, daß das ganze Land für 1½ Jahre Vorrat an Nahrung hat.

Doch genug von mir! Mich will's verdrießen!
Treuer Freund, erfahre, welche Lust
Mir schon jetzt erfüllt die Brust,
Bald Dich an mein Herz zu schließen!
Orpheus' Freude, da im Höllenschoß
Er Eurydice entgegenschritt,
War, so mein' ich, minder groß,
Als wenn mir Voltaire vor Augen tritt.

[1] Ähnlich schildert Friedrich den Tod seines Vaters in seiner Geschichte des Hauses Brandenburg; vgl. Werke Bd. I, S. 162. — [2] Jacques de Vaucanson (1700—1782), berühmter Mechaniker, der z. B. eine Webmaschine erfand. — [3] Wilhelm Jakob 's Gravesande (1688—1742), Philosoph und Mathematiker; vgl. Werke Bd. VIII, S. 213. — [4] Leonhard Euler (1707—1783), Mathematiker, war 1741—1766 an der Berliner Akademie. — [5] Das fünfte Departement des Generaldirektoriums: für Commercien- und Manufaktursachen. — [6] Am 7. Juni reiste Friedrich nach Königsberg.

Doch ich fürchte Pluto nicht so sehr,
Als Emilie, die Dich ewig bannt,
Und Dich fesselt Deine Liebe mehr,
Als Eurydice das Schattenland.

Ohne Groll, Frau von Châtelet: ich darf Sie um ein Gut beneiden, das Sie besitzen, und das ich vielen andern Gütern vorzöge, die mir zugefallen sind.

Ich wende mich wieder an Sie, lieber Voltaire. Sie werden den Frieden zwischen mir und der Marquise vermitteln. Sie werden ihr den ersten Platz in Ihrem Herzen bewahren, und sie wird erlauben, daß ich den zweiten in Ihrem Geiste erhalte.

Hoffentlich hat mein Epistelbote[1] Ihnen schon meinen Brief und den Ungarwein überbracht. Ich bezahle Sie sehr materiell für den Geist, den Sie an mich verschwenden. Trösten Sie sich, lieber Voltaire, denn in der ganzen Welt fänden Sie sicher keinen, der es geistig mit Ihnen aufzunehmen wagte. Was aber die Freundschaft betrifft, so mache ich sie jedem andern streitig und versichere Ihnen, daß niemand Sie mehr schätzen und lieben kann als ich. Leben Sie wohl!

137. An Jordan

Potsdam, 24. September 1740.

Hochwürdiger Aufseher der Armen, Krüppel und Waisen, der Narren und der Irrenhäuser[2]! Mit reiflicher Überlegung habe ich den sehr tiefen jordanischen Brief gelesen, den ich soeben erhielt, und beschlossen, Deinen mit Griechisch, Syrisch und Hebräisch vollgepfropften Gelehrten zu berufen[3]. Schreibe an Voltaire, ich hätte ihn zwar abgelehnt, mich aber eines Besseren besonnen, und möchte seinen kleinen Fourmont[4] in Taschenformat haben.

Ich sah den Voltaire[5], auf dessen Bekanntschaft ich so brannte. Doch als ich ihn sah, hatte ich das Wechselfieber; mein Geist war wirr und der Körper schwach. Und bei Leuten seines Schlages darf man nicht krank sein; man muß sich vielmehr sehr wohl befinden, wenn möglich sogar noch wohler als gewöhnlich. Er besitzt Ciceros Beredsamkeit, die Sanftmut des Plinius[6] und die Weisheit Agrippas[7]. Mit einem

[1] Oberst von Camas, an den Friedrich eine Epistel über die Falschheit gerichtet hatte (vgl. Werke Bd. X, S. 96 ff.), und der, von Friedrich als Gesandter nach Paris geschickt, Voltaire in Brüssel besuchte. — [2] Jordan erhielt 1740 die Aufsicht über Armenhaus, Arbeitshaus und Irrenanstalt in Berlin; vgl. Werke Bd. VIII, S. 214. — [3] Gemeint ist Charles Dumolard (1709—1772), ein Anhänger Voltaires. — [4] Etienne Fourmont (1683—1745), Orientalist. — [5] Am 11. September im Schloß Moyland bei Kleve. — [6] Gajus Plinius Cäcilius Secundus (62 bis etwa 110), der „jüngere Plinius", stoischer Philosoph. — [7] Marcus Vipsanius Agrippa (63 v. Chr.—12 n. Chr.). Er war Schwiegersohn und einer der bedeutendsten Ratgeber des Augustus. Das Pantheon ist von ihm erbaut.

Wort, er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der größten Geister des Altertums. Sein Geist ist unaufhörlich tätig; jede Zeile aus seiner Feder ist ein Geistesblitz. Er hat uns seine Tragödie „Mahomet" deklamiert, ein herrliches Werk! Er hat uns in den siebenten Himmel versetzt, und mir blieb nichts, als ihn stumm zu bewundern. Die Châtelet kann froh sein, daß sie ihn hat; denn aus den guten Bemerkungen, die er fallen läßt, könnte einer, der garnicht denkt und bloß ein gutes Gedächtnis hat, ein glänzendes Werk machen. Diese Minerva hat eine nicht durchweg üble „Physik"[1] geschrieben. König[2] hat ihr das Thema diktiert, sie hat es zugestutzt und hier und da mit ein paar Bemerkungen ausgeschmückt, die Voltaire an ihrer Abendtafel machte. Das Kapitel über den Raum ist erbärmlich, die Gestaltung des Werkes taugt garnichts. Auch finden sich darin sehr grobe Fehler: so läßt sie an einer Stelle die Gestirne von Westen nach Osten kreisen. Kurz, sie ist ein schreibendes Frauenzimmer, noch dazu eins, das in dem Augenblick schreibt, wo es seine Studien beginnt. Denn vier bis fünf Jahre reichen bei diesem Gegenstand nicht hin; man darf nicht eher zur Feder greifen, als bis man das in- und auswendig kennt, was man zu sagen hat, und fühlt, daß man seinen Gegenstand beherrscht. Läßt man sich's aber beikommen, etwas zu erklären, was man selber nicht versteht, so kommt mir das vor, als wollte ein Stotterer einen Stummen sprechen lehren. Je nun, da ihr das Schreiben Spaß macht, mag sie denn schreiben, — wiewohl ihre Freunde ihr den barmherzigen Rat geben sollten, ihren Sohn zu unterrichten, ohne die Welt zu unterrichten, in einem metaphysischen Werke nicht von Algebra zu reden und keine Figuren zu zeichnen, wenn man sich ohne sie klar ausdrücken kann.

Morgen erwarte ich meinen Fieberanfall. Ich bin etwas erschöpft von der Reise, habe aber die Lust zu schwatzen nicht verloren. Du wirst mich bei der Heimkehr recht redselig finden: bedenke aber, daß ich zwei Dinge gesehen habe, die mir stets sehr am Herzen lagen: Voltaire und französische Truppen[3]. Hätte ich kein Fieber bekommen, so wäre ich nach Antwerpen und Brüssel gereist, hätte Brabant gesehen und die so liebenswürdige und gelehrte Emilie[4]. Man sagt übrigens viel Gutes von ihr, und meine Bemerkungen beziehen sich nur auf ihr Buch, das sie sich hätte sparen können.

Lebe wohl, höchst weiser, höchst gelahrter, höchst tiefer Jordan, oder vielmehr höchst galanter, höchst liebenswürdiger und höchst jovialer Jordan. Ich grüße Dich mit der Versicherung all der alten Gefühle, die Du allen einzuflößen weißt, die Dich so kennen wie ich. Vale.

Ich schreibe im Augenblick der Ankunft. Freund, danke es mir; denn ich habe gearbeitet und werde arbeiten wie ein Türke oder wie ein Jordan.

[1] Vgl. den Brief vom 18. Mai 1740. — [2] Der Mathematiker Samuel König, der später mit Maupertuis in schweren Streit geriet; vgl. Werke Bd. VIII, S. 227. — [3] In Straßburg, das Friedrich im August 1740 besucht hatte; vgl. Werke Bd. X, S. 66 ff. — [4] Voltaire und die Marquise lebten damals in den Niederlanden.

138. An Algarotti

Remusberg, 28. Oktober 1740.

Mein lieber Algarotti,

Ich gebe gern zu, daß mein „Antimachiavell" die von Ihnen bezeichneten Fehler hat. Ja, ich bin überzeugt, daß man eine Unmenge von Dingen hinzusetzen und fortstreichen könnte, wodurch das Buch sehr viel besser würde. Aber der Tod des Kaisers[1] macht mich zum Verbessern höchst ungeeignet. Diese Epoche kann für mein Buch höchst verhängnisvoll und für meine Person vielleicht ruhmreich werden. Es freut mich sehr, daß es Ihnen im ganzen gefallen hat. Mir liegt mehr am Beifall eines verständigen und scharfsinnigen Mannes als an Lob oder Tadel der Durchschnittsautoren,

All jener schnöden Brut, die stets am Fuß
Des Helikon im Sumpfe quaken muß,
Die neidisch sich verfolgt und auf der Spur
Apollos kriecht — im Schneckentempo nur.

Sie können das Buch getrost behalten, denn heute bekam ich gegen 20 Exemplare.

Wir spielen hier in aller Ruhe Cäsar und Antonius[2] und harren des Tages, wo wir sie wirklich nachahmen können. Das nennt man mit dem Balle spielen, bevor man eine wirkliche Partie beginnt...

Ich werde nicht nach Berlin gehen. Eine solche Kleinigkeit wie der Tod des Kaisers erfordert keine großen Bemühungen. Alles war vorhergesehen, alles bestimmt. So gilt es denn nur, die Pläne auszuführen, die ich seit lange im Kopfe gewälzt habe.

Die Ärzte haben mir versprochen, daß mich das Fieber in vierzehn Tagen verlassen wird, und ich habe ihnen versprochen, sie zu bezahlen, wie ein katholischer König im gleichen Fall einen Papst bezahlen würde, der ihm Dispens erteilt.

Herr von Beauveau[3] hat Feuer im Hintern und kommt deshalb rasch hierher. Er glaubt, Berlin baldigst verlassen zu können, aber ich bin sicher, er wird sich in den ersten sechs Monaten nicht vom Fleck rühren. Voltaire trifft in vierzehn Tagen hier ein. Emilie ist in Fontainebleau, und er kommt aus dem Haag[4]. Da er nicht nach Frankreich kann, ist Preußen ein Notbehelf...

[1] Karl VI. starb am 20. Oktober, am 26. erhielt Friedrich die Nachricht davon. Es war bei der Bestreitbarkeit der Erbfolge Maria Theresias klar, daß dieser Todesfall ähnlich wie der Karls II. von Spanien und Augusts des Starken von Polen einen Erbfolgekrieg verursachen würde. Friedrich sehnte sich danach, das von seinem Vater geschaffene Heer im Felde zu zeigen und Preußen eine seiner Macht würdige Stellung in Europa zu verschaffen; vgl. Werke Bd. II, S. 56 ff. — [2] Friedrich plante damals eine Aufführung von Voltaires „Cäsars Tod" auf der Rheinsberger Bühne. — [3] Louis Charles Marquis de Beauveau (1710—1744) war damals als außerordentlicher Gesandter Frankreichs in Berlin. — [4] Voltaire hat Friedrich im November in Rheinsberg besucht; dem König kamen schon damals Zweifel an dem Charakter dieses „in jeder Beziehung außerordentlichen Menschen".

139. An den Minister von Podewils[1]

Rheinsberg, 1. November 1740.

Herr von Podewils,

Es bleibt bei meiner Anweisung: Wir halten's mit der Trauer um den Kaiser nach der gewohnten Art: Soviel Wochen, wie sie in Wien beim Ableben unseres seligen Königs ruhmvollen Angedenkens getrauert haben! Was Sie alsbald zur allgemeinen Kenntnis bringen wollen ...

Eine Preisfrage für Sie: Wenn man sich im Vorteil befindet, muß man sich das zunutze machen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen und sonst allem bereit; bringe ich meinen Vorteil nicht zur Geltung, so halte ich in meinen Händen ein Gut, dessen Nutzwert ich verkenne; nehme ich ihn wahr, so wird's von mir heißen, ich wüßte mich mit Geschick meiner Überlegenheit über meine Nachbarn zu bedienen.

Friderich.

140. An Algarotti

Remusberg, 16. November 1740.

Mein lieber Algarotti,

Ich bin für traurige Ereignisse geboren. Eben erfahre ich, daß Suhm gestorben ist[2], mein Busenfreund, der mich ebenso aufrichtig liebte wie ich ihn und der mir bis an den Tod sein Vertrauen auf meine Freundschaft und Anhänglichkeit bewiesen hat, von der er überzeugt war. Lieber hätte ich Millionen verloren. Man findet nicht so leicht einen Menschen, der soviel Geist mit soviel Lauterkeit und Gemüt verbindet. Mein Herz wird Trauer anlegen, und zwar tiefere Trauer, als man für die meisten Verwandten zu tragen pflegt. Sein Andenken wird dauern, solange ein Tropfen Blut in meinen Adern kreist, und seine Familie wird die meine sein[3]. Leben Sie wohl; ich kann von weiter nichts reden. Das Herz blutet mir, und der Schmerz ist zu heftig, um an etwas anderes zu denken als an diese Wunde.

Friderich.

[1] Heinrich von Podewils (1695—1760), seit 6. November 1741 Graf, war seit 1728 Minister in dem damals noch kollegialisch organisierten Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, dem sogenannten Kabinettsministerium. — [2] Am 8. November. — [3] Friedrich hat für die Erziehung der Kinder Suhms und dessen Schwester ansehnliche Pensionen ausgesetzt. Als sich 1785 einer der Söhne seiner Kinder wegen an ihn wandte, schrieb er ihm zurück, „der Name Suhm sei ihm wirklich teuer", und es sei ihm eine Freude, noch vor seinem Tode der Familie sein Wohlwollen beweisen zu können.

141. An Algarotti

Remusberg, 21. November 1740.

Mein lieber Schwan von Padua[1],

Voltaire ist gekommen, strahlend von neuen Schönheiten und weit geselliger als in Kleve[2]. Er ist in der besten Laune und klagt weniger als sonst über seine Beschwerden. Unser Treiben ist höchst frivol. Wir ziehen die Quintessenz aus Oden, zergliedern Verse, sezieren Gedanken und beobachten dabei gewissenhaft alle Pflichten der Nächstenliebe. Was treiben wir noch? Wir tanzen bis zur Atemlosigkeit, essen bis zum Platzen, verspielen unser Geld, kitzeln unsre Ohren durch schmachtende Töne, die zur Liebe anreizen und einen anderen Kitzel erwecken. Ein Hundeleben, werden Sie sagen — nicht das in Remusberg, sondern das, welches Sie in Sehnsucht und Leiden verbringen.

So ist die Welt nun, und so leben wir in dem Erdenwinkel Remusberg. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß Maupertuis derart in Zahlen und Ziffern verliebt ist, daß er a plus b minus x der ganzen hiesigen Gesellschaft vorzieht. Ich weiß nicht, ob er die Algebra so liebt oder ob wir ihn nur langweilen. Wenigstens weiß ich, daß der Schwan von Padua unserer Gesellschaft sehr fehlt, trotz des Schwanes von Cirey und von Mitau[3]...

142. An Algarotti

Ruppin, 29. November 1740.

... Glücklicher Algarotti! Sie können sich ohne Rückhalt freuen, ohne die furchtbare Sorge, sich Ihren Ruhm zu wahren. Sie werden ins Schauspiel gehen und die Darsteller auszischen, die nicht gut spielen, indessen die Gaussin[4], Dufrène[5], Crébillon[6] oder Voltaire für den Erfolg ihrer Stücke zittern und ihre ganze Fähigkeiten daran setzen, um Glück zu haben. So verteilt nun einmal der Himmel die Schicksale auf Erden: es gibt Menschen, die zur Arbeit geboren sind und solche, die der Freude leben dürfen. Aber wenn Sie mich lieben, dann gönne ich Ihnen neidlos alles, was die Vorsehung Ihnen beschieden hat...

[1] Algarotti war geborener Venezianer. — [2] Vgl. den Brief vom 24. September 1740. — [3] Voltaire und Keyserlingk. — [4] Jeanne Catherine Gaussin (1711—1767), berühmte französische Schauspielerin. — [5] Vielleicht der Schriftsteller Joseph du Fresne de Francheville (1704—1781). — [6] Vgl. den Brief vom 6. Juli 1737.

143. An den Minister von Podewils

Schweinitz, 16. Dezember 1740[1].

Mein lieber Podewils,

Ich habe den Rubikon[2] überschritten mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag. Meine Truppen sind vom besten Willen beseelt, die Offiziere voller Ehrgeiz, und unsere Generale hungern nach Ruhm; alles wird nach Wunsch gehen, und ich habe Anlaß, mir alles erdenkliche Gute von diesem Unternehmen zu versprechen.

Schicken Sie mir Bülow[3], gehen Sie ihm recht um den Bart und machen Sie ihm den eigenen Vorteil seines Herrn handgreiflich. Schließlich gilt es, sich die Kenntnis des menschlichen Gemütes zunutze machen, und so wollen wir zu unsern Gunsten Eigennutz, Ehrgeiz, Liebe, Ruhmsucht und alle Mächte in Bewegung setzen, die die menschliche Seele in Wallung bringen können. Ich bin gewillt, entweder unterzugehen oder von diesem Unternehmen Ehre zu gewinnen.

Mein Herz weissagt mir alles nur mögliche Gute. Genug, es ist eine innere Gewißheit, deren Ursprung für uns im Dunkeln ruht, die mir Glück und Gelingen verheißt. Ich werde in Berlin nicht erscheinen, ohne mich des Blutes, aus dem ich entsprossen bin, würdig erwiesen zu haben, und würdig der tüchtigen Soldaten, die ich zu führen die Ehre habe. Leben Sie wohl, ich empfehle Sie dem Schutze Gottes.

Friderich.

144. An Voltaire

Hauptquartier Herrendorf in Schlesien, den 23. Dezember 1740.

Mein lieber Voltaire,

Ich erhielt zwei Briefe von Ihnen, konnte sie aber nicht eher beantworten. Wie der Schachkönig Karls XII. bin ich stets auf den Beinen[4]. Seit vierzehn Tagen sind wir immerfort unterwegs, und zwar beim herrlichsten Wetter.

Ich bin zu abgespannt, um Ihre reizenden Verse zu beantworten, und zu durchgefroren, um ihren Reiz voll auszukosten, aber das kommt wieder. Verlangen Sie

[1] Der Tag des Einmarsches in Schlesien; vgl. Werke Bd. II, S. 64. — [2] 49 v. Chr. überschritt Cäsar mit seinem Heer den Rubikon, der die Grenze zwischen dem von ihm verwalteten Gallien und dem eigentlichen Italien bildete; das kam einer Kriegserklärung an den Senat gleich. — [3] Friedrich Gotthard von Bülow, kursächsischer Konferenzminister und Gesandter am preußischen Hof. Sachsen entschloß sich erst im Spätsommer 1741 zum Kriege gegen Österreich; vgl. Werke Bd. II, S. 103. — [4] Stanislaus Leszczynski, den Karl XII. 1704 zum König von Polen gemacht hatte; vgl. Werke Bd. I, S. 107.

keine Poesie von einem, der gegenwärtig den Fuhrmann spielt, manchmal sogar den im Schlamm festgefahrenen Fuhrmann. Wollen Sie wissen, wie ich lebe?

Wir marschieren von 7 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags. Dann speise ich, arbeite, empfange langweilige Besuche, und schließlich kommt ein Wust von albernen Bagatellen. Da gilt es, Leute, die Schwierigkeiten machen, zu belehren, Heißsporne zu zügeln, Faule anzutreiben, Ungeduldige im Zaum zu halten, Raubgierige in die Schranken des Rechts zu weisen, Schwätzer anzuhören und Stumme zu unterhalten. Kurz, man muß mit den Durstenden trinken, mit den Hungernden essen, mit den Juden zum Juden und mit den Heiden zum Heiden werden.

Das ist meine Beschäftigung, die ich gern mit einer anderen vertauschte, wenn mir das Phantom, das man Ruhm nennt, nicht allzuoft erschiene. Wahrhaftig, es ist ein großer Wahnsinn, aber einer, von dem man schwerlich loskommt, wenn man einmal davon ergriffen ist.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Der Himmel behüte den, mit dem ich gern zu Abend speiste, nachdem ich mich am Morgen herumgeschlagen habe! Der Schwan von Padua[1] reist ab, ich glaube nach Paris, um meine Abwesenheit zu benutzen. Der philosophische Mathematiker[2] zeichnet Kurven; der philosophische Schriftsteller[3] übersetzt aus dem Griechischen, und der Hochgelahrte[4] tut nichts oder auch so gut wie nichts.

Noch einmal Lebewohl, lieber Voltaire! Vergessen Sie Ihre abwesenden Getreuen nicht.

Friderich.

145. An Maupertuis

Breslau, den 3. Januar 1741[5].

Mein lieber Maupertuis,

Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht früher auf Ihren Brief antworten konnte, aber ich habe hier eine andre Art Algebra zu berechnen, und manche Differentialrechnung, die mir harte Nüsse zu knacken gibt. Unsere Geometrie kommt dank Ihrem guten Einfluß ausgezeichnet vorwärts; sobald ich die Figur Schlesiens völlig geregelt habe, kehre ich nach Berlin zurück, und wir werden dann an die Akademie denken. Leben Sie wohl, lieber Maupertuis. Ein wenig Geduld und Sie werden in allen Ihren Wünschen zufriedengestellt werden. Vergessen Sie mich nicht und seien Sie überzeugt von der vorzüglichen Hochachtung, mit der ich bin

Ihr wohlgeneigter Freund

Friderich.

[1] Algarotti. — [2] Maupertuis. — [3] Vgl. den Brief vom 24. September 1740. — [4] Jordan. —
[5] An diesem Tage zog Friedrich in Breslau ein; vgl. Werke Bd. II, S. 65.

146. An Jordan

Schweidnitz[1], 24. Februar 1741.

Freund Jordan, Du wirst mir eine Freude machen, wenn Du mit Maupertuis zu mir stößt. Reise nach Breslau und warte dort weitere Weisungen ab.

Ich sorge jetzt für unsere Sicherheit und treffe alle Vorbereitungen, um den nächsten Feldzug mit Erfolg zu führen. Woher Deine Schwermut kommt, weiß ich nicht, hoffe aber, Du wirst sie nicht noch zu mehren brauchen. Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen, aber wenn ich nicht Herrscher wäre, so wäre ich bloß Philosoph. Kurz, ein jeder muß in dieser Welt sein Handwerk treiben, und ich habe es mir in den Kopf gesetzt, nichts halb zu tun.

Vergiß mich nicht, ob lebend oder tot, und sei überzeugt, daß ich, obwohl aus einem Philosophen zum Krieger geworden, Dich im Herzensgrunde nicht minder hochschätze. Vale.

147. An Jordan

In einem Dorf, dessen Aussehen und Namen ich nicht kenne,
den 3. März 1741.



Jordan, es tut mir sehr leid, daß es Dir schlecht geht[2]. Meine Wünsche sind stets auf Dein Wohlergehen und auf alles gerichtet, was Dir ersprießlich sein kann. Mir ist es nicht besser ergangen als Dir. Ich bin glücklich einem dichten Schwarm Husaren entronnen, der uns umstellen und gefangen nehmen wollte. Ohne mich zu rühmen, ich habe mich ziemlich geschickt aus der Klemme gezogen. Ich habe keinen von meinen Leuten verloren, aber eine Schwadron von Schulenburg hat Unglück gehabt. Vierhundert Husaren sind darüber hergefallen und haben 40 Mann zusammengehauen[3].

Meine Empfehlungen an Maupertuis. Sage ihm, es stände ihm frei, zwischen Island und Schlesien zu wählen, und wohin er auch reiste, meine Freundschaft und Hochschätzung würde ihm überallhin folgen. Er hat nicht so unrecht. Ich bin überhäuft mit Geschäften aller Art. Meiner Treu, wenn die Menschen vernünftig wären,

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 70. — [2] Jordan war damals kränklich. — [3] Es handelt sich um die Landsberger Schulenburgdragoner, die am 27. Februar bei Baumgarten ein Gefecht bestanden hatten; vgl. Werke Bd. II, S. 70 f.

würden sie sich weniger um das Phantom des Ruhmes kümmern, das ihnen das Leben so verdrießlich und so schwer macht, das der Himmel ihnen zum Genuß geschenkt hat. Du wirst mich philosophischer finden, als Du glaubst. Ich war stets Philosoph, bald mehr, bald minder. Meine Jugend, die Glut der Leidenschaft, der Ruhmesdurst, ja selbst die Neugier, um Dir nichts zu verhehlen, kurz ein geheimer Instinkt hat mich den Freuden der Ruhe entrissen. Die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und später in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.

Lebwohl, lieber, treuer Freund. Grüße Cäsarion!

148. An Jordan

Pogarell, 8. April 1741[1].

Mein lieber Jordan, wir werden uns morgen schlagen. Du kennst das Los der Waffen. Das Leben eines Königs wird nicht mehr geschont als das eines gewöhnlichen Soldaten. Ich weiß nicht, was aus mir wird. Ist mein Schicksal besiegelt, so gedenke eines Freundes, der Dich stets zärtlich liebt. Schenkt der Himmel mir noch längeres Leben, so schreibe ich Dir morgen, und Du sollst unsern Sieg erfahren.

Lebwohl, lieber Freund; ich werde Dich bis in den Tod lieben.

149. An Voltaire

Ohlau, den 16. April 1741.

Ein Schüler Epikurs, den stillen Freuden
Des Fleißes hold, der Weichlichkeit ergeben,
Konnt' ich in ihrem Arm mein Leben
In müß'gem Schlummer wohlgemut vergeuden.

Da fiel ein Strahl des Ruhms in meine Jugend;
Mein Herz vom Anblick hoher Taten schwoll,
Und jenes hehren Rausches voll,
Wollt' ich der Größte sein an Heldentugend.

Nicht freche Lust, mich leiten meine Pflichten.
Die Welt befrein von schlimmern Ungetümen,
Als Herkules sich konnte rühmen —
Nur darauf stand mein Denken und mein Dichten.

[1] Pogarell, Hauptquartier vor der Schlacht bei Mollwitz vom 10. April; vgl. Werke Bd. II, S. 73 und Werke Bd. VII, S. 275.

Das Recht des Vaterlandes zu verfechten,
Den Stolz der Dünkelhaftesten zu beugen
Unter Marias blöden Knechten,
Das, schien mir, konnte gegen mich nicht zeugen.

Das Glück, mein lieber Freund, dies Fabelwesen,
Das schimmernde Phantom, das vor uns flieht
Und das man nirgends heimisch sieht —
Es hat mein Land zum Wohnsitz sich erlesen.

Nur Seelenruhe gibt ihm ein Asyl,
Ein tät'ger Geist, der sich dem engen Kreis
Der Freuden zu entwinden weiß,
Dem mehr das Leben ist als müß'ges Spiel.

Im Schoß von Rheinsberg wie in Schlesiens Gaun
Wirst Du mich stets des Glückes Gunst verachtend,
Allein nach Lebensweisheit trachtend,
Mit festem, gleichgemeßnem Schritte schaun.

Die Österreicher sollen geschlagen sein[1], und ich halte es für wahr. Wie Sie sehen, kommt Horazens Leier nach der Keule des Alkiden[2] zu ihrem Rechte. Seine Pflicht tun, sich den Freuden nicht verschließen, sich mit den Feinden herumschlagen und doch menschlich bleiben, fern sein und doch die Freunde nicht vergessen — das alles läßt sich sehr gut vereinen, vorausgesetzt, daß man jedem Grenzen zu ziehen versteht. Zweifeln Sie an allen anderen, aber seien Sie kein Skeptiker, was meine Hochschätzung für Sie betrifft, und glauben Sie an meine Liebe. Leben Sie wohl.

Friderich.

150. An August Wilhelm

Ohlau[3], 17. April 1741.

Liebster Bruder,

Es wird mir ein wahrer Trost sein, Dich bald wiederzusehen. Hoffentlich habe ich morgen das Vergnügen.

Wir haben den Feind geschlagen, aber jedermann trauert, der eine um seinen Bruder, der andere um seinen Freund. Kurz, wir sind die betrübtesten Sieger, die

[1] Bei Mollwitz am 10. April; vgl. Werke Bd. II, S. 74 ff. — [2] Beiname des Herkules nach seinem Großvater Alkeus. — [3] Vgl. Werke Bd. II, S. 78.

Du Dir vorstellen kannst. Gott behüte uns vor einer zweiten so blutigen und mörderischen Schlacht wie bei Mollwitz! Mir blutet das Herz, wenn ich daran denke.

Lebwohl, lieber Bruder; habe mich stets lieb und sei meiner grenzenlosen Zärtlichkeit versichert.

151. An Jordan

Lager bei Grottkau[1], 5. Juni 1741.

In Breslau packt Dich schon ein Zagen,
Weil wir bis Grottkau vorgedrungen:
Die Schlachten und Belagerungen,
Sie gehn Dir heftig auf den Magen.
Kurz, Jordan, sanfter Friedensmann,
Nie schickte sich zu schnellerm Lauf
Ein aufgescheuchtes Häslein an,
Als Du, hebst Du Dein Lager auf.
Bedenk doch bitte, Du verlernst
Ja ganz den Philosophenernst,
Den uns Dein Mund gar oftmals pries,
Das dreiste stoische Gebaren,
Das Dich, geborgen vor Gefahren,
Dein Leben so verachten ließ!

Kanonen brüllen nun; es zittert
Die Erde, bis zum Grund erschüttert;
Ein Eisenhagel saust herbei,
Und durch die Lüfte schwirrt das Blei.
Der Tod, des Krieges grauser Sohn,
Tut auf den tiefsten Höllenschlund,
Aus dessen siegesfrohem Mund
Verheerend Feuerwogen lohn.
Hier ist's Bellonas Schlachtgewitter,
Das Blitz um Blitz sich wild entlädt;
Dort ist's das Schwert, das wie ein Schnitter
Die Ernte fühllos niedermäht.

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 81. Ähnlich ist der Brief vom 21. April 1742.

Wer so, von Flammen rings umloht,
Von tausendfachem Tod bedroht,
Gleichgültig für die ganze Welt,
Die Seelenruhe sich erhält —
Der ist es wert, daß wir ihn preisen
Als Philosoph und wahren Weisen;
Die andern aber sind Betrüger!
Ihr Herrn Autoren, werdet klüger
Und seht hier recht den Abstand ein
Von innerm Wert und äußerm Schein,
Und wie die schöne Außenseite
Stets mit der Wahrheit liegt im Streite!

Müht Ihr Euch ab nach falschen Zielen
Im Staub und Wust der Bücherein,
So mögt Ihr wohl die Lehrer spielen,
Doch zeigt uns die Gefahr allein,
Wie's wirklich ist um Euch bestellt:
Erscheint sie, gebt Ihr Fersengeld.
Wir, stärkern Geists als diese Weisen,
Wir treten kalt und hart wie Eisen
Entgegen solchen Ungewittern:
Mag alles sinken und verderben,
Mag diese Welt zergehn in Scherben,
Nichts wird mein festes Herz erschüttern!

Hiermit erlaube ich mir aus meinem sehr kriegerischen Lager Euer Hochgelahrtheit zu grüßen. Das Kompliment, das Ihnen meine Muse macht, ist zwar etwas militärisch, aber Sie werden Wahrheit darin finden, und ich bitte Sie in parenthesi, sich zu erinnern, daß die Wahrheit stets meine Geliebte war. Sobald ich mich mit Höflichkeit befasse, wird meine Muse Ihnen etwas Verbindlicheres sagen. Inzwischen bitte ich Sie zu glauben, daß ich nicht mehr und nicht minder bin

Ihr Bewunderer und Freund.

152. An Voltaire

Im Lager von Strehlen[1], 22. Juli 1741.

Verliebter Täuber Du in Deinem Nest,
Du, den Philosophie und Liebe fest
Gekettet halten an Emiliens Busen:
Sag' an, durch welche neue Gunst der Musen
Dir frei nach dem Homer der Heldensang
Vom Ratten- und vom Mäusekrieg gelang[2]?
Denn angesichts des Weltalls sind, Voltaire,
Der flinke Preuße und der plumpe Bär
Aus Ungarn nichts als Mäuse, und die Fluren,
Bedeckt von mörderischer Schlachten Spuren,
An Lorbeer reich, gewonnen und entrissen,
Sind nichts als ein gewaltiger Käsebissen.
Doch geht das Mäusevolk auf Nahrung aus,
So folgt es nur dem Trieb und seinen Sinnen,
Und kämpft der Mensch, so will er Ruhm gewinnen,
Und toller, ungereimter als die Maus,
Rückt er ins Feld, um fremdes Land zu rauben.
Wir alle wären Täuber nur und Tauben,
Genössen reines Glück fast ungestört,
Wenn wir nicht oft wie Geier mordbetört
Mit grimmen Krallen aufeinanderschlügen.
Ein jeder Mensch hat seinen eignen Wahn:
Uns macht das Los Bellonen untertan,
Drum müssen wir uns ihrem Willen fügen.
Mag Epikur in frohem Rausche schrein:
„Abtrünn'ger, Du vergißt die Lehre mein,
Die Wollust predigt und die Schmerzen flieht:
Mein Auge tränt, wie's Dich im Harnisch sieht!
Mein Schüler Du, den meine Zauber bannten,
Auf den die Freuden rings die Blicke wandten,
Tauschst meine Schätze ein für grauses Erz?
An Amors Statt erglüht für Mars Dein Herz?"

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 81. — [2] Voltaire hatte Friedrichs Kriegstaten in einem am 29. Juni übersandten Gedicht verherrlicht. Der Froschmäusekrieg ist eine Parodie auf die Ilias.

So richte Du, Voltaire, ergreife kühn
Die Wage! Reben und das zarte Grün
Der Myrte sollen sich dem Lorbeer gatten,
Die Stufen Deines Richterstuhls umschatten!
So lehr' uns, was die wahre Freude sei!
An ihrer sanften Satzung deutelnd nur,
Genieß' ich jede, ohne die Natur
Zu zwingen: steht doch Mäßigung mir bei!
Gewohnheit macht sie stumpf, Entbehrung heftig;
Fleiß ist ihr Schatten, der die Lichter hebt:
Die Biene, die von Lind' und Rose lebt,
Die siehst Du stets im Blumenkelch geschäftig.
So geht mit Lust die Arbeit Hand in Hand,
Und kurzes Darben schärft das Lustbegehren:
Der junge Wüstling, der in Griechenland
Der Venus Standbild wagte zu entehren,
Er hätte nicht so schmählich sich vergessen,
Bracht' er in Wollust seine Glut zum Schweigen!
Du sollst Emilie diese Verse zeigen:
Sie mög' an ihnen meine Glut ermessen
Und wieviel mehr als jener Göttin Bild
Sie meinem lustentflammten Herzen gilt.

153. An Jordan

Lager bei Reichenbach, 7. September 1741.

Mein Freund, wir rücken morgen weiter.
Kein Teufel weiß, kein Gottgeweihter,
Wohin wir ziehn mit Mann und Roß.
Doch Dir, mein freundlicher Genoß,
Sei mein Geheimnis anvertraut:
Wir ziehen, Neiße[1] zu berennen;
Bald werden wir es unser nennen.

[1] Der erste Versuch scheiterte; am 9. Oktober schloß Friedrich mit Österreich in Klein-Schnellendorf einen Waffenstillstand, nach dem u. a. Neiße sich nach einer Scheinbelagerung ergeben sollte, was am 31. Oktober geschah; vgl. Werke Bd. II, S. 84—89.

Wird das Gerücht bei Euch nun laut,
Daß unser Heer mit kräft'gem Streich
Das hochgemute Österreich
Auf Schlesiens Fluren niederrang,
So fürchte nicht für mich und quäle
Mit Sorgen nicht die große Seele.
Wer sich den Sieg zu Willen zwang,
Der muß auch seine Bahn vollenden
Und sich nicht scheun, das eigne Leben
Für Ruhm und Lorbeer hinzugeben.
Reißt das Geschick mit ehrnen Händen
Dann Deinen Freund und König auch
Ins dunkle Schattenreich hinab,
So halte wert bis übers Grab
Den Schatten, leichter als ein Hauch.

Ich werde mich für ein paar Tage von den Musen trennen. Da uns aber unser jetziges Vorhaben die völlige Sicherheit in Schlesien verschafft, und diese Operation die Grundlage für unser Winterquartier bilden soll, so liegt mir ihr Gelingen ungemein am Herzen. Lebwohl, lieber Jordan! Vergiß mich nicht und sei versichert, daß ich dem Herrn Charles-Etienne[1] zeitlebens meine Freundschaft bewahren werde. Ja, ja, so soll es sein.

154. An Voltaire

Neiße, den 2. November 1741.

Der blut'gen Walstatt endlich nun entronnen,
Eil' ich, in meiner Freistatt zu gesunden[2]:
Mit Gold will ich die kostbar kurzen Stunden
Dort wägen, die die Parze mir gesponnen;
Dort sei der rasche Lauf der flücht'gen Zeit
Nutzbringender Beschäftigung geweiht.

Ich sah das hohle Nichts der Welt,
Den Eigennutz, von Gier geschwellt;

[1] Jordans Vornamen. — [2] Nach der Konvention von Klein-Schnellendorf und der Einnahme von Neiße; am 11. November war Friedrich in Berlin; vgl. auch Werke Bd. II, S. 89 f.

Ich sah den Größenwahn, den frechen,
Den Ehrgeiz, der auf einem Wust
Von dreisten Lügen fußt;
Torheiten sah ich und Verbrechen,
Vom Menschenherzen ewig neugeboren;
Ich sah den blinden Selbstbetrug der Toren,
Die Trägheit, treu dem alten Brauch,
Des Rufes leeren Schall und Rauch,
Des Undanks schwarze Niedertracht;
Ich sah, wie weltenweit die Macht
Der eitlen Hirngespinste reicht,
Vor denen selbst mit frommem Zagen
Vernunft die stolze Flagge streicht.
Ich sah Viktoria auf dem Siegeswagen.
Mein Herz, das ihr verzückt entgegenschlug,
Vergötterte des Ruhmes holden Trug,
Und schimmernd seine Schätze vor mir lagen.

Ich sah das lästige Gedränge
Der stets dem Neuen zugewandten Menge,
Wie sie den Proteustempel[1] überfiel,
Darin der Mode buntes Wechselspiel,
Fortunas blinde Laune nur regiert.
Ich sah, wie gerne die Vernunft paktiert
Mit allem, was die Tollheit selbst gebar.
Ja, diese Welt, sie ist fürwahr
Der Narrheit großes Schaugerüste!
Herunterpfeifen müßte
Man jeden, der sein Possenspiel dort treibt.
So beißt der Fisch in gierigem Verlangen,
Ist er der Angel kaum entgangen,
Flugs nach dem Köder, bis er hängen bleibt.

Dies unabläss'ge Hin und Her,
Dem unser Geist sich beugt, Voltaire,
Der flatterhafte, seichte Hang,
Der wunderbare Übergang

[1] Proteus, eigentlich ein Meergott, der die Gabe besaß, sich zu verwandeln; daher Symbol des Wechsels.

Von düstrem Lebensüberdruß
Zu heißer Wonne, sinnlichstem Genuß –
Ist uns in diesem Traum vom Leben
Als einzig wahres Gut gegeben.

Ich schicke Ihnen dies Geschwätz aus einer Stadt, die die Herren Österreicher gestern sehr wider Willen verlassen haben und in die wir hocherfreut eingerückt sind. Ich reise nach Berlin und zu den Wissenschaften, da ich mit Mars und Bellona quitt bin. Ich werde am 12. eintreffen und hoffe, dort meinen Geist wieder in seine natürliche Verfassung zu bringen und Ihnen etwas Vernünftigeres zu schreiben als bisher. Leben Sie wohl, Voltaire der Henriade, Ludwigs XIV., Newtons und vor allem amicus Frederici!

Friderich.

155. An Voltaire

Olmütz[1], den 3. Februar 1742.

Mein lieber Voltaire,

Der Dämon, der mich bisher leitete, hat mich nach Olmütz geführt, um das, was die anderen verfahren haben sollen, wieder ins Gleise zu bringen. Ich weiß nicht, was geschehen wird, aber so viel weiß ich, daß mein Stern ein Irrstern ist. Was können Sie von einem Hirnkasten erwarten, in dem nichts als Heu, Hafer und Häcksel ist? Ich glaube, ich werde nur noch Reime auf eu und afer machen.

Laß den Sturm vorüberziehn.
Wart' es ab, bis in Berlin,
Ist verhallt das Kriegsgeschrei,
Friedenskünste neu erblühn.
Meine zärtliche Schalmei
Soll von süßen Tönen schwellen,
Wenn die Kriegsgefahr vorbei
Und verstummt ist der Trompeten Gellen.

Das ist vielleicht eine Vertröstung auf langehin, aber was läßt sich tun? Von einem säumigen Schuldner muß man nehmen, was man kriegt.

Ich lese gegenwärtig — oder vielmehr, ich verschlinge Ihr „Zeitalter Ludwigs XIV." Wenn Sie mich lieb haben, schicken Sie mir den Rest des Werkes, soweit Sie damit

[1] Am 18. Januar hatte Friedrich Berlin verlassen und war am 28. Januar vor Olmütz angekommen; zu den politischen Ereignissen vgl. Werke Bd. II, S. 100 ff.

gediehen sind; es ist mein einziger Trost, meine Erholung und Zerstreuung. Sie, der Sie nur aus Lust und aus Genie arbeiten, müssen sich eines Handlangers der Politik erbarmen, der nur aus Not arbeitet.

Hätte wohl jemand vermutet, lieber Voltaire, daß ein Musenschüler dazu bestimmt sein könnte, Hand in Hand mit einem Dutzend gravitätischer Narren, die man große Staatsmänner nennt, das große Rad der europäischen Ereignisse zu drehen? Und doch ist die Tatsache authentisch — nicht sehr zu Ehren der Vorsehung!

Dabei fällt mir die Geschichte von einem Pfarrer ein, zu dem ein Bauer in Worten blöder Verehrung vom Herrgott sprach. „Geh, geh", sagte der gute Seelenhirt, „Du denkst Dir mehr von ihm, als der Fall ist. Ich, der ihn verkaufe und ihn dutzendweise mache[1], weiß, was an ihm ist."

Man macht sich insgemein eine viel zu abergläubische Vorstellung von den großen staatlichen Umwälzungen. Wer jedoch hinter den Kulissen steht, weiß, daß die zauberhaftesten Szenen meistenteils durch niedrige Triebfedern und durch gemeine Halunken herbeigeführt werden, die nicht mal die Entrüstung des Publikums erweckten, wenn es sie in ihrer nackten Blöße sähe.

Betrügerei, Unredlichkeit und Falschheit machen leider den Charakter der meisten aus, die an der Spitze der Völker stehen und deren Vorbild sein sollten. Das Studium des Menschenherzens ist bei dieser Art von Subjekten recht demütigend. Es erweckt mir tausendfache Sehnsucht nach meiner holden Zurückgezogenheit, den Künsten, meinen Freunden und meiner Unabhängigkeit.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire! Vielleicht finde ich eines Tages alles wieder, was gegenwärtig für mich verloren ist. Ich bin mit aller erdenklichen Hochachtung Ihr getreuer Freund

Friderich.

156. An Jordan

Pohrlitz[2], 11. März 1742.

Mein lieber Jordan,

Was soll ich Dir von hier berichten? Nichts Neues, als daß wir marschieren, daß wir Brünn blockieren wollen[3], daß wir in Göding[4] 300 Gefangene gemacht haben und noch mehr machen werden und daß der Krieg lebhafter betrieben wird denn je. Danach beurteile, ob ich nach Berlin zurückkehren werde und ob der holde Friede nahe ist. Ich glaube, dies Jahr wird uns noch größere Ereignisse bescheren als das vergangene. Die Lage wird immer verworrener; unter so kritischen Umständen kann keine menschliche Klugheit die Sachlage richtig beurteilen. Die Zeit wird den

[1] In der Hostie. — [2] Vgl. Werke Bd. II, S. 107. — [3] Dieser Plan scheiterte; vgl. Werke Bd. II, S. 107. — [4] Vgl. Werke Bd. II, S. 106.

Schleier fortziehen, der die Ereignisse bisher verhüllt; dann werden sich neue Szenen auftun. In Wien hat man einen Kometen gesehen, und jedermann sagt dort, das sei eine glückliche Vorbedeutung. Ich bin der entgegengesetzten Meinung und glaube, daß man nicht am Himmel, sondern auf der Erde Horoskope stellen soll. Durch gute, rechtzeitige Maßnahmen, durch reifliche Erwägungen, rasche und richtige Entschlüsse kann man die Unternehmungen und ihren Ausgang beurteilen.

Lebwohl, lieber Jordan. Ich glaube, Du bist meines Schwatzens müde, hoffe aber, Du wirst meiner Freundschaft und Hochachtung nicht müde sein. Vale.

157. An Jordan

Hauptquartier Selowitz[1], 17. März 1742.

Mein lieber Jordan! Der Unterschied zwischen den Mußestunden in Berlin[2] und der Beschäftigung in Selowitz ist der, daß man dort Verse und hier Gefangene macht. Ich schwöre Ihnen, ich war derart geplagt und oft so in Besorgnis[3], daß ich außerstande war, mit der geistigen Freiheit zu denken, die die Mutter der Phantasie und somit der Poesie ist.

Der Feind hat, 40 000 Mann stark, ein Dorf[4] angegriffen, in dem Truchseß und Varenne[5] mit 400 Mann standen. Da er diese tapferen Leute nicht bändigen konnte, hat er das Dorf angesteckt. Das alles hat unsere Truppen nicht außer Fassung gebracht. Sie haben dem Feinde an die 200 Mann und ein paar Hundert Pferde getötet. Truchseß, Varenne und ein paar Offiziere sind leicht verwundet, aber nichts kommt dem Ruhme gleich, den dieser Tag ihnen eingetragen hat. Nie haben Spartaner meine Truppen übertroffen; das gibt mir solches Vertrauen auf sie, daß ich mich tausendmal stärker fühle, als ich vordem geglaubt habe. Außerdem haben wir 600 Ungarn gefangen genommen; kurz unsere braven Soldaten, die nur Sieg oder Tod kennen, lassen mich für meinen Ruhm nichts mehr besorgen . . .

Wenn ich Sie einmal wiedersehe, müssen Sie sich auf einen riesigen Wortschwall gefaßt machen. Wahrhaftig, wer die Ehre hat, das große Rad der Geschicke Europas zu drehen, der hat schwer zu fronden. Der weniger glänzende Stand der Unabhängigkeit, des Müßiggangs und Vergessens ist nach meiner Meinung glücklicher und das wahre Los des Weisen auf Erden. Ich denke oft an Remusberg und an den freiwilligen Fleiß, durch den ich mit Künsten und Wissenschaften vertraut wurde; aber

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 107. — [2] Jordan weilte in Berlin. — [3] Infolge der mißglückten Unternehmung auf Mähren. — [4] Das Dorf Lösch wurde am 14. März angegriffen; vgl. Werke Bd. II, S. 107. — [5] Generalmajor Graf Truchseß von Waldburg und Oberstleutnant von Varenne.

schließlich gibt es keinen Stand ohne Schattenseiten. Damals hatte ich meine kleinen Freuden und Leiden; ich fuhr auf einem sanften Gewässer. Jetzt schwimme ich auf dem hohen Meer; eine Welle hebt mich gen Himmel, die nächste reißt mich in die Tiefe, und die dritte trägt mich noch rascher in schwindelnde Höhe. Solche heftigen Gemütserregungen sind nichts für den Philosophen; denn was man auch sagen mag, es ist sehr schwer, gegen die Launen Fortunas gleichgültig zu bleiben und das Gefühl aus dem Menschenherzen zu bannen. Umsonst versucht man, im Glück kalt zu erscheinen und sich vom Unglück nicht beugen zu lassen. Sein Mienenspiel kann man wohl verstellen, aber im Herzensgrunde bleibt der Mensch doch nicht unberührt. Alles, was ich mir wünsche, ist, daß die Erfolge meiner Menschenliebe und den Tugenden, die ich stets bekannt habe, keinen Abbruch tun. Ich hoffe zuversichtlich, daß meine Freunde stets den Alten in mir wiederfinden werden. Wohl werde ich manchmal beschäftigter, sorgenvoll, unruhig und mit Arbeit überbürdet sein, aber stets dienstbereit und namentlich bestrebt, Ihnen zu beweisen, daß ich Sie von ganzem Herzen achte und liebe. Adieu.

158. An Algarotti

Selowitz[1], 20. März 1742.

Mein lieber Algarotti,

Ich bin hier an einem Orte, der dem Hofkanzler Sinzendorff[2] gehörte. Es ist ein wunderschönes Lustschloß mit angrenzendem Garten, der schön geworden wäre, hätte sein Besitzer ihn vollendet. Das Ganze liegt am Ufer der Schwarza und am Fuß eines Berges, der durch die besten Weinberge des Landes berühmt ist.

Dies Ufer, stets der sanften Ruhe treu,
Durchdröhnt Kanonendonner, fremd und neu,
Und statt auf Überfluß und Wollust richten
Wir alles hier auf Morden und Vernichten.
Die Bäume, die mit liebevoller Hand
Gezogen sind zum Schmuck dem schönen Land,
Sie dienen nun zum Füllsel für den Graben,
Mit dem die Feinde Brünn[3] umzogen haben,

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 107. — [2] Vgl. über diesen die launige Schilderung Friedrichs in der Geschichte meiner Zeit (Werke Bd. II, S. 20 f.). — [3] Diese Belagerung und der Vorstoß nach Mähren überhaupt scheiterten „an der Langsamkeit und Widerwilligkeit der Sachsen“, die im Ersten Schlesischen Krieg bekanntlich gegen Österreich fochten; vgl. Werke Bd. II, S. 107 ff.

Und mit den Herden, die die Flur erfüllt,
Wird unsrer Krieger Hunger nun gestillt.
Der Weinberg wird zum Reisigbund verschandelt,
Der Bauer zum Soldaten umgewandelt.
So tut der Wind sich vorm Gewitter auf
Und treibt aus Nord und Süd Gewölk zu Hauf;
Verfinstert ist der Himmel, Donner hallen,
Eh' blinde Kräfte aufeinanderprallen.

Wir machen uns in Bälde auf eine Schlacht gefaßt, in der die Interessen des ganzen feindlich geteilten Europa auf dem Spiele stehen[1]. Der Sieg wird über das Schicksal des Kaisers[2], über Wohl und Wehe des Hauses Österreich, über die Beute der Verbündeten und die Hegemonie Frankreichs oder der Seemächte[3] entscheiden. Seine Wirkung wird von den Eisfeldern Finnlands bis zu dem Gluthauch Neapels reichen.

Und zeigen wird der schicksalsvolle Tag,
Was Mut und Drang nach Heldenruhm vermag,
Ob leerer Dünkel, Selbstsucht, Raserei,
Verzweiflung, blindes Müssen, stärker sei.
O Mährens Flur, Epirus' Ebenbild[4],
Darauf der Weltgeschichte Würfel fallen,
Es werden deine Wasser bluterfüllt
Mit Schicksalsbotschaft zu den Meeren wallen.
Von Cadix bis nach Wiborg, von den Britten
Bis nach Messinas Küste harrt die Welt,
Ob wir ihr Sieg, ob Untergang erstritten.

In einem so kritischen Augenblick werden Sie mir hoffentlich ein paar Mängel in meinen Versen nachsehen. Es ist recht schwierig, Silben zu zählen und zugleich eine Maschine in Gang zu setzen, die komplizierter ist als die in Marly[5].

Jetzt muß ich Ihnen sagen, daß ich Sie in meinem letzten Briefe, den aber zweifellos die Husaren gelesen haben, darum bat, mir eine Arie aus der Oper „Lucio Papirio“[6] zu schicken, die mit den Worten beginnt: All' onor mio ristetti usw. Gestatten Sie, daß ich Ihnen diese Bitte wiederhole.

[1] Diese Aussicht schlug fehl; vgl. S. 198, Anm. 3. — [2] Des Wittelsbachers Karls VII., der am 24. Januar 1742 zum Kaiser gewählt worden war. — [3] „Seemächte“ sind damals England und dessen „Schaluppe“ Holland. Das Ringen zwischen England und Frankreich um die Seeherrschaft beherrscht die Weltgeschichte mindestens von Ludwig XIV. bis zur Restaurationszeit. — [4] Die Schlacht bei Actium 31 v. Chr., die entschied, ob die Weltherrschaft Augustus oder Antonius zufallen würde. — [5] Das große Pumpwerk von Marly an der Seine, das die Fontänen von Versaille betrieb; Friedrich erwähnt dies auch in seiner „Kriegskunst“; vgl. Werke Bd. VI, S. 388. — [6] Diese Oper ist von Hasse; sie wurde 1742 zuerst aufgeführt.

Ich vermute, Sie sind noch in Dresden und damit beschäftigt, der Faustina[1] zu lauschen, den Erzjesuiten[2] zu bekehren, zu fasten und wohl oder übel den eifrigen Katholiken und Liebhaber zu spielen. Das erstere erfordert keine große Kraftanstrengung, aber das letztere viel Temperament. Ich wünsche Ihnen, daß Sie in beidem Erfolg haben, vorausgesetzt, daß Sie Ihre abwesenden Freunde nicht vergessen, die jetzt auf der großen Galeere der europäischen Ereignisse fronden.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung Ihr Bewunderer und Ihr Freund. Leben Sie wohl.

F.

159. An Voltaire

Tribau, den 12. April 1742.

Hier sieht man alle Heiligen in Kapellen
Im Wald, am Kreuzweg, auf den Brücken stehn;
Bildstöckel rings; dazu gesellen
Sich Bettler, die im Schnee zugrunde gehn,
Indes die Herrn Magnaten allerenden,
Die böhmischen Grafen, Hab und Gut verschwenden,
Sich selbst vernichten und die Bauern pressen,
Damit nur ihre Pferde satt sich fressen, —
Indes die Frömmler ihre Speisekammer
Weit besser kennen als des Volkes Jammer
Und bei den Mächtigen und ihresgleichen
Von Haus zu Haus mit ihrer Lehre schleichen,
Bewundert von den blöden breiten Massen.
Hier sieht man auch die völlig tatenlosen
Großsprecher, Eure windigen Franzosen,
Die sich gar lachhaft huld'gen lassen
Von Prag und Linz, indes ihr Heerestroß
Zum Teufel geht mit Mann und Roß.

Ihre Franzosen langweilen sich gründlich in Böhmen, sind aber nicht minder liebenswürdig und boshaft. Sie sind vielleicht das einzige Volk, das selbst im Unglück eine Quelle von Scherz und Heiterkeit findet. Auf Broglies[3] Hilfegeschrei bin ich herbeigeeilt, und Mähren wird bis zum Herbst brachliegen . . .

[1] Der Komponist Hasse (1699—1783) war 1731—1763 Kapellmeister an der Dresdener Oper; seine Gattin war die vielgerühmte italienische Sängerin Faustina. — [2] Friedrich meint wohl den Beichtvater des Königs von Sachsen, Pater Guarini. — [3] Marschall Broglie, der Höchstkommandierende der französischen Truppen, hatte einen Angriff der Österreicher befürchtet und Friedrich aus Mähren zu Hilfe gerufen; vgl. Werke Bd. II, S 108 ff.

Der Abbé de Saint-Pierre[1], der mir so wohl will, daß er mich mit seinen Briefen beehrt, hat mir ein schönes Werk übersandt, in welcher Weise der europäische Friede wiederherzustellen und dauernd zu befestigen sei. Die Sache ist völlig ausführbar; zu ihrem Gelingen fehlt nur die Einwilligung Europas und was derartige Kleinigkeiten mehr sind.

Wie dankbar bin ich Ihnen, lieber Voltaire, für das ungemeine Vergnügen, das Sie mir durch die Zusage baldiger Übersendung Ihrer „Geschichte Ludwigs XIV." in Aussicht stellen!

Gewöhnt, Dir stets ein Ohr zu leihn,
Beneid' ich Dich um Deine Werke.
O gib sie uns, Geliebter mein!
Gern prägt' ich Wort für Wort mir ein —
Du bist mein Heil und meine Stärke!

Vielleicht glauben Sie, ich hätte hier noch nicht Aufregung genug und ich müßte mich noch um Ihr Befinden ängstigen. Sie sollten mehr für Ihre Gesundheit sorgen. Vergessen Sie bitte nicht, wieviel mir daran liegt und wie fest Sie an diese Welt gekettet sein müssen, deren Entzücken Sie bilden!

Die andre Welt, dies Fabelreich,
Mag bei Ovid gar herrlich sein.
Elysium ist überreich
An allem Guten, frei von Pein,
Doch denke auch, mit welcher Schnelle
Uns oft der schwarze Kahn entführt!
Steht man erst einmal auf der Schwelle
Der Welt, die uns so fremd berührt,
So gibt es kein Entrinnen mehr;
Drum spute Dich nicht allzusehr!

Sie können versichert sein, daß meine jetzige Lebensart an meinem Charakter und meiner Denkweise nichts geändert hat. Ich liebe Remusberg und die friedlichen Tage, aber man muß sich auf Erden seinem Stande fügen und sich aus seiner Pflicht ein Vergnügen machen.

Sobald uns erst der Friede lacht,
Find' ich in meinem Ruhesitz
Die Freuden wieder, Kunst und Witz,
Die Schönen mit des Blickes Macht,

[1] Der Abbé Saint Pierre (1658—1743) hatte ein damals viel erwähntes Werk „Plan eines ewigen Friedens" (1713) verfaßt; vgl. Werke Bd. VII, S. 248; Werke Bd. VIII, S. 28.

Und Maupertuis, den Brillenträger,
Und Algarotti, den Schürzenjäger,
Und die Gelehrten mit des Wissens Fracht.
Allein wozu dient Fest um Fest,
Wenn Voltaire uns im Stiche läßt?

Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen, denn ich bin im Begriff, weiterzumarschieren. Leben Sie wohl, lieber Voltaire! Vergessen Sie den armen Ixion[1] nicht, der wie ein Verdammter an dem großen Rade der Ereignisse frondet und der Sie ebenso liebt wie bewundert.

Friderich.

160. An Jordan

Chrudim[2], 21. April 1742.

Dive Jordane, nun strömen die Verse bei Ihnen ja wie ein Gießbach. Ich glaube, Sie haben Apollo in Dienst genommen und die neun Musen zu Mägden; sonst kann man nicht so arbeiten wie Sie. Ferner müssen Sie einen Stollen von hübschen Dingen im Pindus entdeckt haben und eine Goldader von schönen Gedanken.

Auch nicht der kleinste Geistesblitz,
Kein Possenspiel, nicht mal ein Witz
Will mir in meinen Kopf.
Du hast Genie und Geist allein;
Dein Los ist's, liebenswert zu sein,
Und ich bin nur ein Tropf.

Das hat man von dem Hundeleben, das wir hier aus Liebe zum Ruhme führen, wie Freund Chaulieu sagte[3].

Dieses liebenswerten Toten
Angedenken sei verehrt;
Du, der ihn noch überboten,
Bist auch höhren Ruhmes wert.

Es gibt keinen Ruhm, der Ihre Stirn nicht schmücken dürfte. Eine solche Vereinigung von Mut und Vorsicht[4] wie bei Ihnen gehört zu den Eigenschaften, die nicht die wenigste Bewunderung verdienen.

[1] Ixion, König der Lapithen, wurde wegen Zudringlichkeit gegen Hera von Zeus an ein feuriges Rad gefesselt. — [2] Vgl. Werke Bd. II, S. 109. — [3] Über Chaulieu vgl. die Notiz zum Brief vom 6. Juli 1737. — [4] Vgl. auch das Gedicht vom 5. Juni 1741.

Nur aus dem Quell der Vorsicht rührt,
Von ihr bestärkt, der wahre Mut.
Der Rest, mein Freund, ist blinde Wut,
Die von dem rohen Trieb geschürt,
So manchen falschen Geist verführt.

Sie wissen nur zu wohl, daß der Mensch nie tapfrer sein kann, als wenn ihn die Vorsicht bestimmt, sich nur aus Not oder aus triftigen Gründen in Gefahr zu begeben. Da Sie nun äußerst klug sind, setzen Sie sich ihr nie aus; woraus ich schließe, daß wenige Helden Ihnen an Tapferkeit gleichkommen. Ihre Tapferkeit ist noch jungfräulich, und da alles Neue besser ist als das Alte, so folgt daraus, daß Ihr Mut etwas ganz Wunderbares sein muß. Er ist eine Blüte, die noch in der Knospe steht, die noch nicht unter Sonnenbrand und Nordwinden gelitten hat; kurz, er ist etwas so Hochachtbares, daß er der metaphysischen Betrachtung und der Untersuchungen der Marquise[1] über die Natur des Feuers würdig ist. Ihnen fehlt nur noch ein weißer Federhut, um die Ränder Ihrer Kühnheit zu verschatten, ein langer Raufdegen, große Sporen, eine etwas weniger dünne Stimme — und mein Held ist fertig. Ich gratuliere Ihnen tausendmal dazu, göttlicher und heroischer Jordan, und bitte Sie, vom Gipfel Ihrer Glorie einen wohlwollenden Blick auf Ihre Freunde herabzuwerfen, die hier mit der übrigen Menschenherde im böhmischen Schlamm herumkriechen . . .

161. An Jordan

Chrudim, 27. April 1742.

. . . Vielleicht glauben Sie, ich sei zu beschäftigt, um an meine Freunde zu denken. Erwägen Sie indes, daß ich sie mit den größten Haupt- und Staatsaktionen auf eine Stufe stelle.

Die innere Zufriedenheit,
Die ziehen wir im Lauf der Zeit
Doch der verstiegnen Ehrsucht vor,
Ja selbst dem lockenden Vergnügen,
Mit dem die Seele wir betrügen,
Dem eitlen Dunst, wofür der Tor
Schon oft sein wahres Glück verlor.

[1] Vgl. den Brief vom 24. September 1740.

O Freundschaft, reine, keusche Glut,
O Freundschaft, hehres Himmelsgut,
Das uns zum Glück die Götter schenken,
Stets sollst du meine Seele lenken!

Nun zu unserer Marschroute. Ich bin mit der Hauptarmee in Böhmen. Der Fürst von Anhalt soll in Oberschlesien kommandieren; Prinz Dietrich[1] hat Mähren aus Mangel an Lebensmitteln geräumt. Wir werden allem Anschein nach so stehen bleiben, bis das Grünfutter heraus ist, was noch gut zwei Monate dauern kann. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe, außer der Versicherung meiner treuen Gesinnung. Leben Sie wohl!

162. An Jordan

Chrudim, 5. Mai 1742.

Doctissime doctor Jordane,

Ich bitte Sie mit Pauken und Trompeten um Nachrichten aus Berlin, und Sie verweigern sie mir hartherzig. Ich erhalte von Ihnen nur Zeitungen vom Pindus und Orakelsprüche Apollos. Ihre Verse sind reizend, aber ich will etwas Neues hören. Berichten Sie mir also, was für Wetter in Berlin ist, was man dort treibt und sagt; und wenn alle Quellen versiegt sind, schreiben Sie mir wenigstens von dem Bronzepferde[2]

Und von dem ritterlichen Held,
Den man mit Sklaven rings umstellt,
Weil er in Ketten einst die Sprossen
Der Goten, Schwedens Volk, geschlossen.

Erzählen Sie mir nach Gutdünken allerhand Bagatellen, wenn Ihre Nachrichten sich nur auf mein Vaterland beziehen, und gehen Sie gütigst etwas mehr ins Detail.

Du kannst so närrisch die Satire kleiden,
So führ' denn eine Weile ihr Journal,
Und gib uns irgendwas, uns dran zu weiden.
Zeig' einen Tropf uns, ein Original:
Berlin ist ja an solchen Käuzen groß!
Doch male ihn in großen Zügen bloß

[1] Prinz Dietrich, Sohn des alten Dessauers. In Chrudim war Friedrich seit dem 17. April; vgl. für diese militärischen Ereignisse auch Werke Bd. II, S. 108 f. — [2] Schlüters Standbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin (1703 errichtet).

Und wisse, wer gefällig wirken will,
Darf nicht in lehrhaft-trocknem Stil,
Nicht glatt und schlicht und ebenmäßig schreiben:
Er muß sein Amt mit Bosheit treiben.

Vielleicht fanden Sie eine zu große Portion dieser Bosheit in dem letzten Briefe, den ich Ihnen schrieb. Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung dafür, aber Sie wissen ja selbst, daß es nicht von uns abhängt, traurig oder fröhlich zu sein, sondern daß es ein Ausfluß unsres Temperaments ist, wie so viele andere mechanische Verrichtungen unsres Körpers. Vielleicht glauben Sie, das träfe auf die Satire nicht zu, und diese Ware sei bei spottlustigen Leuten stets reichlich vorhanden.

Nie ließ ich mir den Geist erhitzen
Von närrischer Geschwätzigkeit.
Geist tut uns not zu Geistesblitzen —
Mir geht er ab, das tut mir leid!

Mir bleibt nichts anderes übrig, als mechanisch in die Spuren des Allerweltsbrauches zu treten und dem Beispiel unsrer lieben, lächerlichen Menschheit im großen und ganzen zu folgen.

Sie gibt ja, sei's zur Kurzweil, sei's
Aus Menschenliebe, still-verschlagen
Den Nächsten stets dem Nächsten preis.
In träger Ruhe mit Behagen
Braut sie das tödlich-feine Gift
Und taucht die Pfeile all hinein,
Mit denen ihre Bosheit trifft —
Sehr christlich scheint das nicht zu sein!

Aber wir haben ja auch nicht den Ehrgeiz, es zu sein, und man zieht es insgemein vor, der Vater eines guten Witzes statt ein Bruder in Christo zu sein. Man vergißt die Bruderliebe ein wenig, wenn man Krieg führt.

Die Tolpatsche und die Panduren,
Geheftet stets an unsre Spuren,
Die wären unsre Brüder? Nein!
Sie hat der Teufel wohl geschaffen,
Ihm Stellvertreter hier zu sein —
Bastarde sind's von Bären und von Affen.

Wie soll man die Menschheit in Kerlen ehren, die kaum leise Spuren davon tragen? Ich glaube, die Ähnlichkeit der Sitten knüpft die Menschen fester zusammen als

gleiche Körperbeschaffenheit; beides spreche ich unseren Feinden ab. Wie soll man sie da noch lieben!

Wir rüsten uns zur Eröffnung des Feldzugs, die indes noch gute Weile hat. Sehr wahrscheinlich werden wir noch den 20. dieses Monats unter den Zelten verbringen. Augenblicklich ist bei uns alles ziemlich ruhig. Der alte Fürst von Anhalt deckt Oberschlesien, und Ihr Diener zieht hier seine Hauptkräfte zusammen[1], um mit großer Übermacht auf den Feind loszufahren. Das ist aber erst möglich, wenn das Grünfutter heraus ist.

Halt, hier eine kleine militärische Lektion, damit Sie sich eine geordnete Vorstellung von unsren Operationen machen und mitreden können, wenn man in Ihrer Gegenwart davon spricht.

Mähren ist ein sehr übles Land. Es ließ sich aus Mangel an Lebensmitteln nicht halten, und Brünn[2] konnten wir nicht einnehmen, da die Sachsen keine Geschütze hatten und man notgedrungen ein Loch in eine Stadtmauer machen muß, wenn man hinein will. Übrigens ist das Land derart ausgesogen, daß der Feind sich nicht darin behaupten könnte und wie Sie sehen werden, bald abziehen muß.

Leben Sie wohl, doctissime Jordane! Arbeiten Sie fleißig zu Ehren der Wissenschaft, und rechnen Sie mich in erster Linie zu Ihren Bewunderern und Freunden. Vale.

163. An Jordan

Lager bei Zleby, 20. Mai 1742.

Fredericus Jordano Heil! Zweifellos erhielten Sie schon den Brief mit der Nachricht von unserem Siege[3]. Heute kann ich Ihnen zu meiner Genugtuung melden, daß er für unsere Truppen nicht so blutig war. Das macht ihn um so erfreulicher; man kann nun von ganzem Herzen darüber frohlocken. Unser Erfolg ist vollkommen und die Flucht des Feindes, den wir zwei Tage lang verfolgt haben, so wild, die Verblüffung, der Schmerz und die Niedergeschlagenheit so allgemein, daß daran nichts heranreicht.

Von unsern Bekannten ist keiner gefallen. Der liebe Rothenburg ist verwundet[4], wird aber davonkommen. Unsere Toten werden auf höchstens 1000 bis 1200 Mann veranschlagt[5], der Verlust des Feindes auf 6 bis 7000. Der Bericht über die Er-

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 113. — [2] Der Kurfürst von Sachsen, schreibt Friedrich in der „Geschichte meiner Zeit" (Werke Bd. II, S. 107), habe seine Bitte um schweres Geschütz abschlagen müssen, da „er soeben 400000 Taler für einen großen grünen Diamanten ausgegeben" hatte. — [3] Schlacht bei Chotusitz vom 17. Mai; vgl. Werke Bd. II, S. 114 ff. — [4] Generalmajor Graf von Rothenburg verlor bei Chotusitz einen Arm. — [5] Der Gesamtverlust der Preußen betrug etwas über 4000 Mann, der des gleich starken Feindes 5000.

eignisse vor und nach der Schlacht, der erscheinen wird, stammt von mir; er ist streng wahrheitsgetreu.

Ich hoffe, wir werden bald Frieden bekommen, und ich kann eher nach Berlin zurückkehren, als Sie zu hoffen gewagt haben.

Sagen Sie Knobelsdorff[1], er solle mir mein liebes Charlottenburg zurechtmachen und mein Opernhaus beenden; und Sie selbst schaffen Vorrat an Zufriedenheit und guter Laune an!

Lebwohl, lieber Jordan! Du siehst, daß ich Dich nicht vergesse, da ich ja gleich nach dem Siege an Dich geschrieben habe. Vale.

Herzliche Grüße an Cäsarion. Sagen Sie ihm, unsere Reiter seien lauter Cäsars.

164. An Jordan

Lager von [Brzezy, wohl Ende Mai 1742].

... Nun hat Dein Freund im Laufe von dreizehn Monaten zweimal gesiegt! Wer hätte vor ein paar Jahren gedacht, daß Dein Schüler in der Philosophie, Ciceros Schüler in der Rhetorik und Bayles[2] Schüler in der Vernunftlehre eine militärische Rolle in der Welt spielen würde! Wer hätte gedacht, daß die Vorsehung einen Dichter dazu ausersehen hätte, das politische System Europas umzustürzen und die politischen Kombinationen seiner Herrscher über den Haufen zu werfen! Es geschieht so vieles, wofür sich nur schwer ein Grund angeben läßt, daß dies Ereignis kühnlich dazu gerechnet werden kann. Es ist ein Komet, der die Sternbahn kreuzt und eine andere Richtung verfolgt als alle Planeten.

Ich brenne auf Nachrichten von Dir, aber schreibe mir viel von Häusern, Möbeln und Tänzern. Das ist mir eine Erholung und Ausspannung von meinen Geschäften, die sämtlich wichtig sind und daher ernst und schwierig werden. Ich lese, was ich kann, und versichere Dir, ich bin in meinem Zelte ebensosehr Philosoph wie Seneca, oder noch mehr.

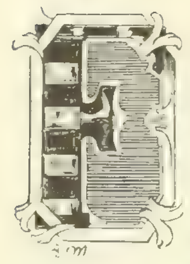
Wann sehen wir uns unter den schönen, friedlichen Hecken von Remusberg oder unter den prächtigen Linden von Charlottenburg wieder? Wann können wir aufs neue nach Herzenslust über die Albernheit der Menschen und unsere elende Lage herziehen? Ich sehne diese glücklichen Stunden mit Ungeduld herbei, zumal der Mensch, wenn er von allem in der Welt genascht hat, zum Besten zurückzukehren pflegt.

Lebwohl, lieber Jordan! Vergiß Deinen Freund nicht und bewahre mir in Deinem Herzen die ganze Treue des Orestes zu Pylades.

[1] Knobelsdorff baute 1741/42 den Ostflügel des Charlottenburger Schlosses, 1741—1743 das Berliner Opernhaus. — [2] Über Bayle vgl. die Notiz zum Brief vom 4. November 1736.

165. An Jordan

Lager bei Kuttenberg, 13. Juni 1742.



redericus Jordano Heil! Endlich bringe ich Ihnen die so sehnlichst erwartete Neuigkeit, das Ende des Krieges, die große Neuigkeit, kurz, den Abschluß eines guten, vorteilhaften Friedens[1] ...

Ich lasse Ihnen Zeit zum Aufatmen. Daß eine so unverhoffte und angenehme Nachricht Sie unbedingt hoch erfreuen muß, begreife ich. Trotzdem soll Ihre Freude Sie nicht indiskret machen; vielmehr verbiete ich Ihnen, davon zu sprechen, bevor die Nachricht öffentlich bekannt ist.

Ich habe getan, was ich dem Ruhme meines Volkes zu schulden glaubte, nun tue ich, was ich seinem Glück schuldig bin. Das Blut meiner Truppen ist mir kostbar; ich verschließe alle Kanäle weiteren Blutvergießens, die ein mit Barbaren geführter Krieg unfehlbar geöffnet hätte, und wende mich von neuem den sinnlichen Freuden und dem geistigen Genuß der Philosophie zu. Ich werde etwa den 15. oder 20. Juli in Berlin sein[2]. Sorgen Sie, daß Sie dann gesund sind, und schaffen Sie Vorrat an allem Erfreulichsten und Unterhaltsamsten, was Ihr Geist ersinnen kann. Kurz: ich möchte bei Ihnen Platos Weisheit, Ciceros Beredsamkeit, die Dienstfertigkeit des Atticus[3] und den Beistand Epikurs finden.

Lebwohl, höchst friedlicher Jordan! Dein Freund, der Eisenfresser, begrüßt Dich bald in schlichtem Philosophengewande.

166. An Jordan

Lager bei Kuttenberg, 15. Juni 1742.

Fredericus Jordano Heil! Nun endlich ist der Friede da, der Friede, nach dem Sie so geseufzt haben, um den soviel Blut geflossen ist und an dem ganz Europa zu verzweifeln begann. Was man von mir sagen wird, weiß ich nicht. Ich mache mich allerdings auf ein paar satirische Geißelhiebe und auf die landläufigen Redensarten und Gemeinplätze gefaßt, die die Toren und Ignoranten, kurz alle, die nicht denken, immerfort einander nachschwatzen. Aber ich frage wenig nach dem blöden Gewäsch des Publikums und appelliere an alle Lehrer des Rechts und der politischen Moral, ob ich nach möglichster Erfüllung meiner Verpflichtungen gehalten bin, ihnen

[1] Am 11. Juni schloß Friedrich mit Österreich in Breslau Frieden, durch den er bekanntlich den größten Teil Schlesiens erhielt; vgl. Werke Bd. II, S. 120. — [2] Friedrich traf am 12. Juli in Berlin ein. — [3] Vgl. den Brief vom 14. Mai 1737.



Hans Georg Wenceslaus Baron von Knobelsdorff, Maler und Architekt. Gemälde von Marycki im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

treu zu bleiben, wenn ich einerseits die Tatlosigkeit und andrerseits das verkehrte Handeln meiner Verbündeten sehe und überdies befürchten muß, daß mein stärkster und mächtigster Verbündeter einen Scheinfrieden schließt und mich im Stiche läßt[1].

Ich frage: hat in einem Falle, wo ich den Untergang meiner Armee, die Erschöpfung meines Schatzes, den Verlust meiner Eroberungen, die Entvölkerung des Staates, das Unglück meines Volkes, kurz all das Mißgeschick voraussehe, dem uns das launische Kriegsglück und die Doppelzüngigkeit unserer Staatsmänner aussetzen, — hat in einem solchen Falle der Herrscher nicht das Recht, sich durch einen weisen Rückzug vor sicherem Schiffbruch oder offenbarer Gefahr zu retten?

Verlangen Sie Ruhm von uns? Unsere Truppen haben genug erworben. Verlangen Sie Vorteile? Die Eroberungen geben Zeugnis davon. Wünschen Sie, daß unsere Truppen kriegstüchtig werden? Ich berufe mich auf das unwiderlegliche Zeugnis meiner Feinde. Kurz, nichts kommt meinem Heer an Tapferkeit, Kraft, Geduld in der Arbeit und in alledem gleich, was Truppen unbesieglich macht.

Findet man schon einen Spieler verständig, der das Spiel aufgibt, wenn er ein Septleva gewonnen hat, wieviel mehr muß man dann das Verhalten eines Kriegsmannes billigen, der sich nach einer glänzenden Reihe von Erfolgen vor den Launen des Schicksals in Sicherheit bringt!

Nicht Sie werden den Stab über mich brechen, wohl aber die Stoiker, die bei ihrer Herzenshärte und Hirnverbranntheit zu strenger Moral neigen. Ihnen entgegne ich, daß sie gut daran tun werden, ihre Grundsätze zu befolgen, daß sich aber das Fabelland für so strenge Tugendübung mehr eignet als der von uns bewohnte Erdteil, und daß alles in allem ein Privatmann ganz andere Gründe zur Ehrlichkeit hat als ein Herrscher. Beim Privatmann handelt es sich nur um seinen eignen Vorteil, den er beständig dem Gesamtwohl opfern muß[2]. So wird die strenge Beobachtung der Moral für ihn zur Pflicht, nach der Regel: Es ist besser, daß ein einziger leide, als daß das ganze Volk zugrunde gehe. Für den Herrscher handelt es sich um den Vorteil eines großen Volkes, dem zu dienen seine Pflicht ist. Zu dem Zweck muß er sich selbst opfern — um wieviel mehr also seine Verpflichtungen, wenn sie der Wohlfahrt seines Volkes entgegenzulaufen beginnen.

Das hatte ich Ihnen zu sagen, und Sie können bei Gelegenheit, in Gesellschaft und bei der Unterhaltung, Gebrauch davon machen, ohne jedoch zu sagen, daß der Friede geschlossen ist.

Drängen Sie Knobelsdorff, Charlottenburg fertigzustellen, denn ich gedenke dort einen großen Teil meiner Zeit zu verbringen.

[1] Friedrich trennte sich durch den Breslauer Frieden von seinen bisherigen Verbündeten, den Franzosen und Sachsen. In der „Geschichte meiner Zeit" betont Friedrich noch sehr stark seinen Geldmangel, der ihn zum Friedensschluß zwang; vgl. Werke Bd. II, S. 119 f. Vgl. auch das Gedicht an Voltaire vom 25. Juli 1742, Werke Bd. X, S. 73 ff. — [2] Schon im Antimachiavell erkennt Friedrich es an, daß der Fürst in Zwangslagen Verträge brechen dürfe; vgl. Werke Bd. VII, S. 74.

Leben Sie wohl, lieber Jordan! Zweifeln Sie nicht an der zärtlichen Freundschaft, die ich für Sie stets gehabt habe, noch hege und bis zum letzten Atemzug hegen werde.

167. An Jordan

Lager bei Kuttenberg, 18. Juni 1742.

Der Friede winkt, des Krieges Stürme schweigen.
Verstummt ist schon der Trommel dumpfes Dröhnen,
Der Schlachttrompete schmetternd helles Tönen;
Die Waffen hängen an des Ölbaums Zweigen.
Die Felder, in des Ruhmes Raserei
Bedeckt mit Leichen und mit Blut gedüngt,
Sind neu bestellt, und aus der Barbarei
Ersteht in kurzer Frist verjüngt
Das segensvolle, üpp'ge Bild
Des Staates, drinnen Recht und Ordnung gilt.

Die tapfren Krieger, die im Dienst der Herrn
Zu Feinden wurden und das Band der Treue
Zerrissen, knüpfen's fester nun aufs neue
Und stehn sich bei und teilen alles gern.
Der Tod allein, der grause Unhold, schauert;
Umsonst schwingt er der Zwietracht Feuerbrand:
Er muß hinab zum Höllenstrand,
Wo er auf neues Unheil lauert.

O holder Friede, mit den milden Händen
Schließ all die Wunden, die der Krieg geschlagen!
Dein Haupt soll frische Blumenkränze tragen,
Und ewig strahlend sollst du Glück verschwenden!
Doch was die Welt auch hofft von deinem Schutz,
Ich sag' es offen, daß du nichts gewannst,
Eh du zwei Ungeheuer nicht verbannst:
Die Ehrsucht und den Eigennutz.

Meine Muse, die bisweilen lebendig wird, hat diese Stanzen hervorgebracht. Meine Phantasie erglüht von Zeit zu Zeit noch, soweit es die Last der Geschäfte zuläßt. In Charlottenburg hoffe ich meinen Apollo wiederzufinden, obwohl die Sorgen und das Alter seine Glut abkühlen müssen. Sehe ich, daß er mir völlig versagt, so

werde ich mich auf die Beredsamkeit und Moral legen. Wir werden glückliche Tage verbringen, oder doch wenigstens vernünftige, denn wir werden unsern Gedanken freien Lauf lassen.

Dort, wo die grünen Linden blühn,
Die schattig ihre Wipfel breiten,
Verlachen wir die Eitelkeiten
Der Menschen, die um Nichts erglühn.
Wir spotten der Fleurys, der Metzen,
Der Narren all, die frank und frei
Als Weise sich in Szene setzen
Mit ihrer blöden Schreiberei.
Wir lachen ob der Hahnreischaft
Von manchem blinden Ehemann;
Was er allein nicht sehen kann,
Beklatscht die ganze Nachbarschaft.
Wir lachen, wie mit mehr Geschick
Getrieben wird die Kuppelei —
So zieht vor unserm Spötterblick
Die wunderliche Welt vorbei,
Die Pläne, die der Mensch erdenkt,
Die eitlen Wünsche, dran er hängt,
Auch jener Irrwahn, weit verbreitet,
Der nur für Ruhm und Weihrauch streitet:
Der Herrscher- und Erobrerdrang,
Hintaumelnd zwischen Sieg und Untergang.
Ach, selbst von diesem Wahn betören
Ließ sich mein Herz im tiefsten Grund:
Neu knüpft' ich den Verschwörerbund
So vieler Herrscher, Troja zu zerstören.
Mit wieviel Tränen büßt' ich diesen Traum!
Doch nun, wo die Vernunft der Hand
Das mörderische Schwert entwand,
Bin ich gleich einem Rasenden, der kaum
Dem langen, irren Taumel ist entkommen.
Von meinem Ungemach noch dumpf benommen,
Kehr' ich zurück zur Tugend nun,
Um aufzuatmen und zu ruhn.

Leben Sie wohl, lieber Jordan! Ich bin von allen Ihren Bewunderern derjenige, der Ihnen am wenigsten schmeichelt, und von all Ihren Freunden der treueste.

168. An Jordan

Lager bei Kuttenberg, wo ich nicht mehr lange bleibe,
den 24. Juni 1742.

Fredericus Jordano Heil! Endlich steht unser Aufbruch bevor. Wir werden Böhmen verlassen, wo unsere Offiziere ihre Börse gefüllt und Rekruten für ihre Kompagnien bekommen haben, wo wir die Österreicher geschlagen haben und woraus wir sie auch vertrieben hätten, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, das Blut der Preußen zu sparen, statt dem eitlen Ruhme nachzujagen, eine unglückliche Frau und ein verheertes Land niederzuwerfen. Unter diesen Auspizien kehre ich heim, und nichts soll die Ordnung, den Frieden und die öffentliche Ruhe meines Landes stören, wenn nicht die Gewalttaten und die Dreistigkeit meiner Nachbarn. Sehr erfreut hat es mich, daß Sie mein Verhalten billigen. Hoffentlich wird auch die leichtfertige, wankelmütige und unbesonnene Menge wenigstens anfangen, etwas Vertrauen in mich zu setzen, und mich nicht mehr für so töricht halten, wie es beim Ausbruch des Krieges geschah.

Aus einem Stückwerk von acht Tagen kann man keine Schlüsse über die Fähigkeit eines Menschen ziehen, besonders nicht in Staatsgeschäften. Das Publikum kennt die Triebfedern nicht; es macht sich von allem nur grobe Vorstellungen, wird von falschen Vorurteilen verblendet, mißt grundlosem Stadtklatsch Glauben bei und macht sich auf Grund so seichter Begriffe ein System zurecht, dessen Nichtbefolgung es der Regierung sehr verargt. Vergliche man indes die verkehrten Schritte eines Staatsmanns, der blindlings dem Rate des Publikums folgte, mit dem ganz anderen Benehmen des erfahrenen Politikers, so würde man bald erkennen, welch grobe Fehler jener auf Anraten des Publikums beginge, und daß das Benehmen des zweiten auf einem durchdachten und folgerechten System beruht. Da aber die meisten Menschen unvernünftig sind, können sie unmöglich einer Meinung beitreten, die gesunden Verstand erheischt. Ja es ist deshalb vollkommen ausgeschlossen, daß sie das Benehmen von Leuten, deren Pläne und Mittel sie nicht kennen, richtig beurteilen.

Es ist schlimm, daß die Handlungen der Staatsmänner der Kritik so vieler Leute unterliegen, die sie garnicht beurteilen können, aber unwiderrufliche Urteile fällen, — Leute, die Müßiggang und Klatschsucht zu Staatsmännern machen. Aber das sind nur die geringsten Leiden derer, die sich wie ich dem Staatsdienst gewidmet haben. Sie, mein Freund, haben weidlich zu klagen über die Mühe, die Ihnen zwanzig Ihrer Obhut unterstellte Bettler machen[1]! Ich habe ihrer Millionen zu ernähren und zu

[1] Vgl. den Brief vom 24. September 1740.

führen und klage nicht. Aber Sie sind faul und haben erst jetzt gemerkt, daß die Angelegenheiten des Parnaß sich leichter erledigen lassen als die der menschlichen Gesellschaft . . .

169. An Jordan

Breslau, den 5. Juli 1742.

Fredericus Jordano Heil! Dies ist der letzte Brief, den ich Ihnen von der Reise schreibe. Ich habe meine Aufgabe völlig beendet, alle meine Geschäfte erledigt und kehre mit dem Troste heim, daß ich mir im Hinblick auf mein Vaterland nichts vorzuwerfen habe.

Sie werden finden, daß ich mehr Philosoph bin denn je und noch mehr ein praktischer als ein spekulativer. Ich habe viel zu tun gehabt, seit ich Sie nicht mehr sah; auch bin ich noch so betäubt von all der Arbeit, daß ich Gott danke, sie los zu sein. So etwas kann einem Ehrenmanne wohl den Kopf verdrehen. Bereiten Sie sich darauf vor, in den schönen Alleen von Charlottenburg mit mir tüchtig zu philosophieren.

Leben Sie wohl, lieber Jordan; am 12. sage ich Ihnen mehr.

170. An Algarotti

Potsdam, 18. Juli 1742.

Melodischer Schwan,

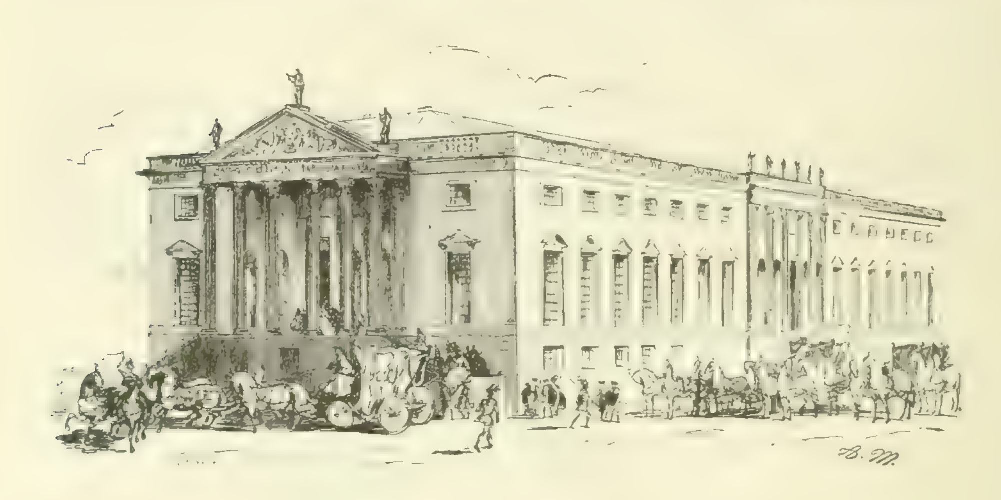
... Der für Europa segensreiche Friede ... muß die Künste und Wissenschaften unfehlbar zur Blüte bringen. Ich glaube meine Zeit nicht besser anwenden zu können, als indem ich ihnen meine Nächte widme. Meine Friedenstätigkeit muß dem Staate ebenso nützlich werden, wie es meine Sorge für den Krieg gewesen ist. Kurz, das politische Leben tritt in eine neue Jahreszeit. Der Friede, der alles hervorbringt, gleicht dem Frühling, und der zerstörende Krieg gleicht dem Herbste mit seiner Ernte und Weinlese.

Hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich Ihren letzten Brief beantwortet. Meine Geschäfte haben sich infolge der langen Abwesenheit sehr angehäuft, und da ich sie lange habe liegen lassen, muß ich nun viel auf einmal erledigen. Ich erwarte alle guten Sänger, die es in Italien gibt; kurz, ich werde die bestsingenden Kapaune[1] von

[1] Die Tenoristen waren damals meist Kastraten; am längsten hat dieser Brauch sich bekanntlich bei der päpstlichen Kapelle gehalten.

Deutschland haben. Unsre Ballettänzer sind fast sämtlich eingetroffen. Das Theater wird im November fertig sein, und im nächsten Jahre treffen die Schauspieler ein. Ihnen sollen die Akademiker folgen, wie es sich geziemt. Die Torheit geht der Weisheit stets voran, und Leute mit Brillen auf der Nase und Zirkeln in den Händen, die bedächtig schreiten, können erst später anlangen als französische Leichtfüße, die zum Tamburin tanzen. Ich wünsche Ihnen Gesundheit, Leben und Zufriedenheit. Mögen Sie, zu welcher Sphäre Sie auch gravitieren, derer eingedenk bleiben, die Sie bewundert haben, als sie mit Ihnen lebten und die bei Ihren Briefen das Gedächtnis an Ihre liebenswürdige Gesellschaft feiern. Leben Sie wohl.

Friderich.



171. An Jordan

Breslau, 27. September [1742].

... Bald werde ich meine Rundreise durch Schlesien beendet haben. Ich habe Berge von Arbeit bewältigt und in acht Tagen mehr Geschäfte erledigt als die österreichischen Kommissionen in acht Jahren. Dabei ist mir fast alles gelungen. Mein Kopf enthält jetzt fast nur noch Rechnungen und Zahlen. Bei meiner Rückkehr werde ich ihn von alledem säubern und ihn mit erleseneren Dingen anfüllen.

Ich habe Verse gemacht, die ich verloren habe, ein Buch zu lesen begonnen, das man verbrannt hat, auf einem Klavier gespielt, das zerbrochen ist, und ein Pferd geritten, das lahm geworden ist. Zur Vollendung meines Bildes fehlt nur noch, daß Sie meine Freundschaft mit Undank lohnen. Vale.

172. An Voltaire

Potsdam, den 15. November 1742.

... Sie haben meine Schaffenslust so angeregt, daß ich eine Epistel in Versen, ein Lustspiel[1] und sehr interessante Memoiren[2] verfaßt habe. Sobald die beiden ersteren in befriedigender Weise verbessert sind, werde ich sie Ihnen schicken. Vom dritten kann ich Ihnen nur Bruchstücke senden, aber das Ganze eignet sich nicht zur Veröffentlichung. Trotzdem bin ich überzeugt, daß Sie einiges Erträgliche darin finden. Es ist das Beste, was ich je geschrieben habe. Ich arbeite noch daran; vor dem nächsten Jahre dürfte es kaum fertig werden.

Wie ich sehe, haben Sie von unsern Schauspielern eine ziemlich richtige Vorstellung. Es sind eigentlich Tänzer, mit denen die Familie Cochois[3] Lustspiele aufführt. Sie spielen sehr hübsch einige italienische Stücke und Molière, aber ich habe ihnen verboten, den Kothurn zu besteigen, da ich sie dessen nicht würdig erachte.

Die Antikensammlung des Kardinals Polignac[4] ist hier wohlbehalten eingetroffen, ohne daß die Statuen irgendwie beschädigt sind.

Wozu mit großem Geldaufwande
Die Trümmer aus dem Römerlande,
Den Marmor und die Steine kaufen?
Ist's nötig, Bildern nachzulaufen
Von Freund Virgil, Horaz, Homer?
Als ob ihr Geist und Wesen nicht,
Ehrwürdiger als ihr Gesicht,
Sich restlos fände bei Voltaire?

Es war vom Kardinal Polignac, der Sie besitzen konnte, sehr verkehrt, alle diese Büsten zu sammeln. Ich aber, der diese Ehre nicht hat, ich brauche Ihre Werke in meiner Bibliothek und diese Antiken in meiner Galerie.

Ich wünsche den Herren Engländern, daß sie sich diesen Winter in Flandern[5] ebensogut unterhalten, wie ich es bei meinem Karneval in Berlin tun will. Ich habe Europa mit der Seuche des Krieges angesteckt ... Zum Glück bin ich selbst davon

[1] Der „Modeaffe", der am 30. November zu Keyserlingks Hochzeit aufgeführt wurde. — [2] Die erste Niederschrift der Geschichte meiner Zeit; vgl. Werke Bd. II, Einleitung Seite V. — [3] Marianne Cochois, eine der ersten Tänzerinnen der Berliner Oper und ihre Schwester Barbe, eine Schauspielerin. — [4] Diese Sammlung erwarb Friedrich 1742 für 36 000 Taler; sie kam später nach Sanssouci. — [5] Die Engländer nahmen am Kriege als Verbündete Österreichs teil; ihre Landung erfolgte in Flandern; vgl. Werke Bd. II, S. 126.

geheilt und sehe nun zu, wie bei den anderen die Arzneien anschlagen werden, die sie einnehmen müssen. Das Glück treibt mit dem armen Kaiser und der Königin von Ungarn ein seltsames Spiel[1]. Ich bin überzeugt, daß die Festigkeit oder Schwäche Frankreichs den Ausschlag geben wird.

Vergessen Sie nicht, daß ich mir eine gewisse Autorität über Sie erworben habe, kraft deren ich Sie für Ihr „Zeitalter" und Ihre „Weltgeschichte"[2] verantwortlich mache, wie der milde Schöpfer die Christen für ihr Leben. Das hat man vom Verkehr mit Königen, lieber Voltaire! Sie vergreifen sich an den Rechten eines jeden und maßen sich Ansprüche an, die sie nicht erheben dürften. Nichtsdestoweniger werden Sie mir Ihre Geschichte schicken, hochbeglückt, daß Sie selbst davongekommen sind. Denn wenn ich meiner inneren Stimme folgte, hätte ich längst ein Manifest drucken lassen, um nachzuweisen, daß Sie mir gehören und daß ich ein Recht habe, Sie herauszufordern und Sie aufzugreifen, wo ich Sie finde.

Leben Sie wohl! Lassen Sie sich's gutgehen, vergessen Sie mich nicht, und vor allem, schlagen Sie in Paris nicht Wurzel, sonst bin ich verloren.

Friderich.

173. An Voltaire

Magdeburg, den 25. Juni 1743.

... Ich bin jetzt mehr auf dem Irrpfade als der Jude, den d'Argens reisen und schreiben läßt[3]. Als neuer Sisyphus drehe ich das Rad, an dem zu arbeiten ich verurteilt bin. Bald in dieser, bald in jener Provinz gebe ich den Anstoß zur Bewegung meines kleinen Staates, befestige im Schutze des Friedens, was ich den Armen der Krieger verdanke, stelle alte Mißbräuche ab und gebe Anlaß zu neuen; kurz, ich verbessere Fehler und mache selbst welche. Dies ruhelose Leben kann bis zum August währen, wofern der Kobold, der mich treibt, nicht beschlossen hat, mich noch länger zu plagen. Dann werde ich wohl nach Aachen reisen müssen, um die unverbesserliche Maschine meines Unterleibs zu verbessern, die Ihren Freund bisweilen zur Verzweiflung treibt. Kann ich dann das Vergnügen haben, Sie zu sehen, so wird es mir sehr erfreulich sein ...

[1] Im November 1741 hatten Franzosen und Bayern Prag erobert, während wenige Monate später ganz Bayern in der Gewalt der Österreicher war. — [2] Das „Zeitalter Ludwigs XIV." und „Versuch über die Weltgeschichte, die Sitten und den Geist der Völker". — [3] Friedrich war von Juni bis August auf Reisen in Magdeburg, Pommern und Schlesien. Für d'Argens vgl. die Notiz zum Brief vom 31. August 1745.

174. An den Grafen von Rothenburg[1]

[Juli 1743.]

Mein lieber Rothenburg,

Ich bin Ihnen sowohl des Publikums wegen wie persönlich sehr verbunden für Ihre Bemühungen, dem ersten Tänzer unserer Oper den Kopf zurechtzusetzen. Mir scheint, daß alles ein Maß haben muß und daß die Gehälter derer, die dem Staat etwas nützen, höher sein müssen als die Gagen von Leuten, die ihm nur durch Luftsprünge dienen. Darum habe ich zwar beschlossen, Poitier 2000 Taler und der Roland ebensoviel zu bewilligen, aber ich weigere mich, 1000 Taler für die beiden Kinder zu zahlen, die für das Publikum unnütz sind und ihm kein Vergnügen machen können. Nimmt Poitier in dieser Hinsicht keine Vernunft an, so bin ich genötigt, ihn trotz all seiner Leistungen ziehen zu lassen. Ich vermute zwar, wir werden in Frankreich nichts Besseres finden, aber seine Nachfolger werden wenigstens nicht soviel kosten und hoffentlich keine Kinder haben. Wenn Poitier will, verspreche ich ihm, seine Kinder in Dienst zu nehmen, sobald sie erwachsen sind, und dem Vater sein Gehalt weiterzuzahlen, selbst wenn er kein Bein mehr rühren kann.

Heute habe ich das erste Bataillon Garde exerziert; es ist sehr gut ...

[1] Friedrich Rudolf Graf von Rothenburg (1710—1751) trat zuerst in französische, 1740 in Friedrichs Kriegsdienste; bei Chotusitz wurde er schwer verwundet und nie mehr ganz gesund. Ein tüchtiger Soldat und gewandter Diplomat, gewann der feingebildete und vornehme Mann bald Friedrichs Freundschaft, der seinen frühen Tod als herben Verlust empfand.



175. An Voltaire

Potsdam, den 20. August 1743.

Erst vor zwei Tagen bin ich hier angelangt und habe drei Briefe von Ihnen vorgefunden ...

Ich gehe nicht nach Aachen, wie ich es mir vorgenommen hatte. Wie Sie wissen, habe ich die Ehre, ein politisches Atom zu sein, und bei dieser Eigenschaft muß mein Magen sich den europäischen Verhältnissen anpassen, was ihm nicht immer bekömmlich ist.

Mir scheint, lieber Voltaire, Sie spielen etwas die Wetterfahne auf dem Parnaß und können sich nicht schlüssig werden, was Sie tun wollen. Ich sage Ihnen darüber nichts, denn alles, was ich sage, muß Ihnen verdächtig scheinen. Sie entwerfen doch ein sehr idealisiertes Bild von Frankreich. Sie mögen sagen, was Sie wollen, aber ein Heer, das dreimal hintereinander flieht und geschlagen wird, so oft es sich zeigt, besteht sicherlich nicht aus lauter Cäsars und Alexanders, und Ihre bei Dettingen[1] gefallenen Franzosen, auf die Sie so stolz sind, tragen die Todeswunde sämtlich im Rücken. Das ist festgestellt worden von Leuten, die die Toten auf dem Schlachtfelde untersucht haben.

Solch hasenfüß'ge Zeitvertreiber
Sind Krieger nicht sowohl als Weiber
Und fürs Theater mehr gemacht
Als für die Schlacht.

Unterhalte Europa, reizendes, lustiges, törichtes Volk, aber wähne nicht, Du werdest von ihm geachtet, Du, das vor dem ärgsten Gesindel Ungarns Reißaus nimmst und vor einer Handvoll Menschen davonläufst, die nur die Trümmer eines von den Türken[2] und Preußen vernichteten Heeres sind!

Bevor ich Ihnen ausführlicher schreibe, warte ich ab, bis ich weiß, ob Sie vielleicht hierherkommen oder was Sie beschließen werden.[3]

Ich bin nicht gemalt worden und lasse mich nicht mehr malen. So kann ich Ihnen nur Denkmünzen von mir geben. Vale.

Friderich.

[1] Am 27. Juni 1743 hatten die Engländer die Franzosen bei Dettingen geschlagen; vgl. Werke Bd. II, S. 140 ff. — [2] Anspielung auf die Niederlage der Österreicher im Türkenkrieg; vgl. die Notiz zum Brief vom 17. Juni 1740. — [3] Voltaire traf am 30. August zu kurzem Besuch in Berlin ein.

176. An August Wilhelm

Potsdam, 24. Februar 1744.

Liebster Bruder,

Prinz Karl[1] hat mir Deinen Brief überbracht. Zu meiner großen Freude entnehme ich daraus, daß Du gesund und zufrieden bist. Ich bin froh, daß Du meinen Rat befolgen und ein wenig an ernste Dinge denken willst, die früher oder später Deinen Beruf bilden werden. Bin ich doch kinderlos; ich kann sterben und betrachte Dich als meinen Erben[2]. Es stünde Dir schlecht an, Dich mit Ränken abzugeben und Kabalen zu spinnen, aber es geziemt sich, daß Du Dich von allem unterrichtest, um Dir ein Bild von der Regierung zu machen, zu der das Schicksal Dich mit der Zeit berufen wird. Ja es wäre in Deinem Alter schmachvoll, wenn Du nicht wüßtest, wie es in Deinem Vaterlande hergeht. Die Armee kann ohne gute Finanzverwaltung nicht bestehen und sich nicht dauernd auf der Höhe halten. Ich glaube, Du liebst mich zu sehr, um auf meinen Tod zu hoffen. Trotzdem hast Du die Pflicht, Dir die nötigen Kenntnisse anzueignen, die Dich im Fall meines Todes befähigen würden, zu regieren und die Staatsgeschäfte persönlich zu leiten. Unser Staat braucht einen Herrscher, der alles mit eignen Augen sieht und selbst regiert. Wollte das Unglück, daß es anders wird, so ginge alles zugrunde. Nur durch emsigste Arbeit, beständige Aufmerksamkeit und viele kleine Einzelheiten kommen bei uns die großen Dinge zustande. Man muß sich also beizeiten darin üben, und wenn Du nicht schon heute anfängst, Dich daran zu gewöhnen, so wird dies Leben Dir unerträglich werden, wenn Deine Würde Dich zur Erfüllung der harten Herrscherpflichten zwingt. Das ist der Grund, lieber Bruder, weshalb ich wünsche, daß Du Dich über alles unterrichtest. Du siehst, nicht mein Eigennutz veranlaßt mich dazu, sondern ich meine es gut mit Dir und habe lediglich das Staatswohl und den dauernden Ruhm des Hauses im Auge, der völlig vom obersten Leiter des Staates abhängt. Ich bin überzeugt, daß Du selbst einsiehst, wie zwingend die angeführten Gründe sind, und vielleicht wirst Du mir nach meinem Tode dafür danken.

177. An Jordan

[Wohl Ende August 1744].

Fredericus Jordano Heil! Es tut mir leid, lieber Freund, daß Du krank bist! Ich nehme wirklichen Anteil an Deiner Person, und ich möchte — warum weiß ich nicht —, daß es Jordan gut ginge. Um mich sorge Dich nicht. Unsere Sache steht

[1] Prinz Karl von Schwedt. — [2] Friedrich ernannte August Wilhelm erst am 30. Juni 1744 zum Prinzen von Preußen und damit zu seinem Nachfolger.

gottlob gut, und was mich selbst betrifft, so stelle ich so wenig in der Welt dar, daß sie kaum die Atome erkennt, aus denen ich bestehe. Das wird Dir sehr metaphysisch vorkommen, aber Du weißt, daß der Krieg nur dann die Künste zerstört, wenn er von Barbaren geführt wird. In einigen Tagen werden wir in Prag sein[1], dann fängt die Sache an ernst zu werden. Wir werden sie uns zum Vorteil wenden, und ich bin überzeugt, daß der Ruf unsrer Truppen durch nichts befleckt werden kann. Wir haben viel Strapazen, schlechte Wege und noch schlimmeres Wetter gehabt; aber was sind Strapazen, Mühen und Gefahren im Vergleich zum Ruhme! Er ist eine so tolle Leidenschaft, daß ich nicht begreife, wie es kommt, daß er nicht aller Welt den Kopf verdreht.

Du kanntest bis auf diesen Tag
Nur eine Lust: die Lust am Zechen,
Und mehr als an dem Ruhme lag
Dir an der Liebe holden Schwächen ...

178. An Frau von Camas

Im Lager vor Prag, 12. September 1744.

Wir haben das Unglück gehabt, Prinz Wilhelm, den Bruder des Markgrafen Karl, zu verlieren[3]. Ein zufällig aus Prag abgefeuerter Kanonenschuß hat ihn hingerafft. Es ist durchaus notwendig, daß dies Unglück J. M. der Königin-Mutter in der schonendsten Weise mitgeteilt wird und daß sie vom Tode des armen Prinzen nur so viel erfährt, daß er auf Kommando war, als die Laufgräben vor Prag eröffnet wurden. Danach werden Sie Ihre Maßregeln treffen und sich vorher mit Graf Podewils verständigen, damit die Königin-Mutter nur in diesem Sinne benachrichtigt wird.

Ich fürchte, man macht meiner Mutter eine Darstellung, die ihre Ruhe stört. Ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, ihr alle düsteren Gedanken fernzuhalten, damit ich sie gesund und zufrieden wiedersehe. Gottlob geht es mir und meinen Brüdern ausgezeichnet, und die Stadt wird in zwei Tagen eingenommen sein[4].

Friderich.

[1] Am 2. September 1744 kam Friedrich vor Prag an; vgl. Werke Bd. II, S. 174. — [2] Frau v. Camas war die Witwe des 1741 verstorbenen Obersten. Friedrich ernannte sie 1742 zur Gräfin und Oberhofmeisterin der Königin; sie starb 1766. — [3] Prinz Wilhelm, der Bruder des Markgrafen Karl von Schwedt; vgl. Werke Bd. II, S. 175. — [4] Prag ergab sich am 16. September.

179. An den Minister von Podewils

Hauptquartier Pomsdorf, 27. April 1745.

... Wenn alle meine Hilfsmittel versagen, alle Verhandlungen scheitern, kurz, alle Umstände sich gegen mich erklären, dann lieber mit Ehren untergehen als für mein ganzes Leben Ruhm und Ansehen verlieren![1] Ich habe es mir zur Ehrensache gemacht, mehr denn ein anderer meines Hauses Macht zu erhöhen und habe eine vornehme Rolle unter Europas gekrönten Häuptern gespielt. All das sind persönliche Verbindlichkeiten, die ich eingegangen bin; ich bin durchaus entschlossen, dafür einzustehen, und koste es mich Glück und Leben. Sie denken wie der redlichste Ehrenmann, und wäre ich Podewils, ich empfände genau so[2]. Aber ich habe einmal den Rubikon hinter mir und will nun meinen Machtbesitz behaupten, oder es mag alles zugrunde gehen und bis auf den preußischen Namen mit mir begraben werden. Indessen beruhigen Sie sich und fassen Sie sich in Geduld! Sollte der Feind etwas unternehmen, so werden wir ihn ganz gewiß schlagen, oder aber wir lassen uns allesamt für des Vaterlandes Wohl und des Hauses Ruhm zusammenhauen. Mein Entschluß steht fest. Tun Sie, was Sie wollen — jeder Versuch, mir meinen Entschluß auszureden, ist aussichtslos. Ein Schiffskapitän, der sich von Feinden umringt sieht und nach allen Anstrengungen, sich durchzuschlagen, keinen Ausweg mehr weiß — was müßte der für ein Feigling sein, wenn er nicht in stolzem Mute die Lunte an die Pulverkammer legte, um die Hoffnungen des Feindes zuschanden zu machen? Denken Sie doch an die Königin von Ungarn, diese Frau. Nie verzagte sie an ihrem Geschick, als ihre Feinde schon vor Wien standen und ihre blühendsten Länder von ihnen überschwemmt waren. Und Sie wollen nicht einmal den Mut dieses Weibes aufbringen, wo wir noch keine Schlachten verloren haben, kein empfindlicher Schlag uns betroffen hat, wo wir durch einen glücklichen Erfolg uns wieder heben können, höher als wir je gestanden haben!

Leben Sie wohl, lieber Podewils, stählen Sie Ihren Mut, geben Sie den andern davon ab, und wenn ein Unheil kommt (das mich doch gewiß am schwersten träfe), halten Sie den Kopf hoch mit Seelengröße und Festigkeit. Das ist alles, was Cato und ich Ihnen sagen können.

Friderich.

[1] Friedrich hatte nach dem Scheitern seines Vorstoßes nach Böhmen im Herbst 1744 sich entschlossen, den Feind in Schlesien zu erwarten, war also aus dem Angriff in die Verteidigung übergegangen. — [2] Podewils hatte den König gewarnt, nicht alles aufs Spiel zu setzen.

180. An den Minister von Podewils

Pomsdorf, 29. April 1745.

... Ich habe mich über alles hinweggesetzt, bin gefaßt auf alles, was da kommen mag, und ob das Glück mir hold oder zuwider ist, es soll mich weder verzagt noch übermütig machen, und heißt es denn untergehen, so sei's mit Ruhm und den Degen in der Faust.

Leben Sie wohl, mein lieber Podewils. Werden Sie ein ebensoguter Philosoph, wie Sie ein Politiker sind, und lernen Sie von einem Manne, der niemals die Predigten eines Elsner[1] oder sonst jemandes besucht hat, daß es Pflicht ist, allem möglichen Unheil eine eherne Stirn zu bieten und bei Lebzeiten sich mit dem Verlust der Güter, Ehren und Ansprüche unserer Eitelkeit abzufinden, die uns doch nicht über das Grab hinaus folgen werden ...

181. An den Minister von Podewils

Camenz, 8. Mai 1745.

... Sie sind wohl erstaunt, mich am entscheidendsten Wendepunkt meines Lebens so ruhig zu sehen[2]. Lassen Sie sich sagen: Ich habe mir diese Unempfindlichkeit erst unter dem Zwange der Not abringen müssen. Solche Geistesfreiheit, ohne die unter Umständen wie den meinen garnicht auszukommen ist, zu behaupten, gibt es nur ein Mittel: allem gegenüber, was auch kommen mag, in Bereitschaft sein. Dem Himmel sei Dank, meine gegenwärtige Gemütsverfassung läßt mir volle Freiheit, kalten Blutes an all den großen Maßregeln zu arbeiten, die die Lage gebietet; gelitten habe ich innerlich darum nicht weniger. Doch mir bleibt kein Ausweg als eine entscheidende Kraftprobe, und im übrigen habe ich mich auf jede mögliche Wendung eingerichtet. Es steht freilich nicht in meiner Macht, diese Entscheidung herbeizuführen, ich vermag an den Dingen nichts zu ändern; aber ich will mit voller Hingabe tätig sein, will meine geringen Fähigkeiten in ganzem Umfang dran setzen, und wenn's zum Waffengang kommt, alle Umsicht und Regsamkeit hergeben bis aufs letzte und mich ebensowenig schonen wie den geringsten Soldaten, um zu siegen oder unterzugehen. Ich spiele ein hohes Spiel, ich bekenne es, und sollte sich alles Unheil der Welt in einer solchen Stunde wider mich verschwören, so bin ich verloren.

[1] Wohl Johann Gottlieb Elsner (1717—1782). — [2] Vgl. die Notiz zum Brief vom 27. April 1745.

Aber es gibt keinen andern Entschluß für mich, und von allen Dingen, die ich mir in meiner augenblicklichen Lage ausdenken kann, ist die Waffenprobe schlechterdings das einzige, was für mich in Frage kommt. Diese Arznei wird das Schicksal des Kranken in wenigen Stunden entscheiden ...

182. An den Markgrafen Karl von Schwedt

Camenz, 23. Mai 1745.

Mein lieber Prinz Karl,

Mit frohem Herzen erhielt ich Ihren Bericht[1]. Geben Sie Schwerin tausend Küsse von mir und sagen Sie ihm, ich würde zeitlebens weder seinen Mut noch seine Umsicht vergessen. Ich würde für alle Offiziere des Regiments sorgen und will sie vor der ganzen Armee auszeichnen. Sie sollen mir sagen, wodurch ich ihnen meine Hochachtung und Dankbarkeit beweisen kann. Machen Sie allen, die sich hervorgetan haben, in meinem Namen die erdenklichsten Komplimente. Loben Sie die gemeinen Soldaten turmhoch; kurz, sagen Sie ihnen, ich sei unaussprechlich zufrieden. Mit einem Worte, ich bin aufs allerhöchste erfreut, daß dies alles sich unter Ihrem Kommando ereignet hat. An den Truppen zweifle ich nicht; es gilt nur, sie wacker zu führen.

Sie werden bis auf weiteren Befehl bei Neustadt bleiben. Sorgen Sie für die Truppen und gratulieren Sie ihnen in meinem Namen, besonders aber Schwerin.

Leben Sie wohl, lieber Bruder. Ich hoffe von Herzen, Sie wohl und munter wiederzusehen.

183. An Duhan

Nachod[2], 14. [Juni 1745].

Mein lieber Duhan,

Sie sind Philosoph und gratulieren mir zu einer gewonnenen Schlacht![3] Ich erkenne Sie nicht wieder. Ich glaubte, Sie würden nur über die Grausamkeiten seufzen, die ich gezwungenermaßen an meinen Feinden verübt habe. Was mich be-

[1] Markgraf Karl und der Generalmajor Reimar Julius von Schwerin hatten am 22. Mai ein siegreiches Gefecht bei Jägerndorf bestanden; vgl. Werke Bd. II, S. 212 f. — [2] Vgl. Werke Bd. II, S. 223. — [3] Schlacht bei Hohenfriedberg vom 4. Juni; vgl. Werke Bd. II, S. 218 ff.

trifft, so freue ich mich, daß ich mein Vaterland vor dem schlimmsten Unglück gerettet und den Ruf meiner Truppen wiederhergestellt habe[1], dessen Verdunklung meine Feinde sich überall zur Aufgabe machten. Im übrigen versichere ich Ihnen, daß ich sehr philosophisch denke und stets die wahre Wohlfahrt und das Glück meines Volkes im Auge habe. So viele, die hundertmal größer waren als ich, haben größere und ebenso völlige Siege davongetragen wie den vom 4. Vorübergehende Erfolge, die nur eine Weile währen, dürfen den Stolz eines denkenden Menschen nicht aufblähen. Die Vorsehung hat meine meisten Freunde in diesem Berufe vor den Gefahren beschirmt, die sie einer wie der andere bestanden haben. Das ist mir ein großer Trost, nicht minder, daß ich weiß, daß es Ihnen gut geht. Bleiben Sie gesund, lieber Duhan, und werden Sie der alten Freundschaft und Anhänglichkeit gerecht, mit der ich verbleibe

Ihr treuer Freund

Friderich.

184. An Maupertuis

Im Lager von Rusec, 10. Juli 1745.

Mein lieber Maupertuis,

Ich erhielt Ihren Brief, der mir Ihre bevorstehende Abreise aus Paris meldet. Wie Sie sich denken können, hat mich diese Nachricht hoch erfreut[2]. Das war ein Trost für mich, den ich nach dem eben erlittenen Verluste recht nötig hatte: mein armer Freund Jordan ist am 25. Mai[3] nach schwerem Leiden gestorben. Sein Tod ist für mich persönlich tief betrübend; ich bin überzeugt, Sie werden daran Anteil nehmen. Das Opfer, das Sie mir bringen, ist groß, und ich weiß nicht, ob ein Herrscher es zu belohnen vermag. Sie kennen meine Gesinnung gegen Sie, aber was vermag sie, um Ihnen Vaterland, Freunde und Verwandte zu ersetzen? Ich führe immer noch Krieg, seit Sie mich aus Berlin abreisen sahen[4]. Aber ich wünschte, dieser Taumelgeist, der heute ganz Europa beherrscht, wiche einmal der Vernunft, und die ehrgeizigen und galligen Gemüter, die die Politik lenken, wären endlich des Menschenblutes satt, das sie vergießen lassen. Dann, lieber Maupertuis, dann können wir

[1] Im November 1744 hatte Friedrich sich aus Prag und Böhmen zurückziehen müssen; vgl. Werke Bd. II, S. 185 ff. — [2] Maupertuis traf im August in Berlin ein. — [3] Vielmehr am 24. Mai. — [4] Am 13. Dezember 1740; vgl. Werke Bd. II, S. 65.

nach Herzenslust philosophieren und die Stunden, die ich jetzt leider nur zur Vernichtung des Menschengeschlechtes benutze, der Spekulation widmen. Jetzt begnüge ich mich, mit Horaz[1] zu sagen:

Teures Schiff, Du trägst Virgil
Zum athenischen Gestad.
Anker wirf im Hafen still,
Wo ihm keine Fährnis naht.
Mögen Dir die Wogen lächeln,
Leite Dich der Götter Hand
Und des Zephyrs sanftes Fächeln;
Doch die Stürme sein verbannt!

Friderich.

[1] Horaz, Oden I, 3.



185. An den Minister von Podewils

Lager von Chlum[1], 22. August 1745.

Mein lieber Podewils,

Ich bin mehr tot als lebendig von der Nachricht, die Sie mir haben zukommen lassen. Binnen dreier Monate verliere ich meine beiden Herzensfreunde[2]. Sie haben mir von allen, die ich kenne, am nächsten gestanden. So bin ich also jetzt ganz fremd in Berlin, ohne Verbindungen, ohne Bekanntschaften und wahre Freunde. Ich gestehe, dieser Schlag beugt mich nieder, und ich habe nicht die Kraft, ihn auszuhalten. Ellers[3] Pflicht wäre es gewesen, Keyserlingk mehr Sorge zu widmen während des letzten Winters, solange es noch Zeit dazu war; doch er hat sich damit begnügt, dem Kranken seinen Wein wegzutrinken, ohne an die Krankheit zu denken. Diese Nachricht hat mich so aller Fassung beraubt, daß ich außerstande bin, noch mehr darüber zu sagen. Vernunft und Philosophie müssen einfach verstummen vor dem echten Schmerz.

Leben Sie wohl, möge der Himmel Sie und alle Redlichen vor einem gleichen Unglück bewahren. Ich bin Ihr treuer Freund

Friderich.

186. An Frau von Camas

Lager bei Semonitz, 30. August 1745.

Gnädige Frau,

Als ich Ihnen das letztemal schrieb, war meine Seele ruhig, und ich sah das Unglück, das über mich hereinbrechen sollte, nicht voraus. Ich habe binnen drei Monaten meine beiden treuesten Freunde verloren, Männer, die stets um mich waren und die mir durch ihre erquickende Gesellschaft, ihre Ehrenhaftigkeit und meine aufrichtige Freundschaft oft über Kummer und Krankheit hinweggeholfen haben. Sie werden verstehen, wie schwer es für ein zartfühlendes Herz wie das meine ist, den tiefen Schmerz über diesen Verlust zu ersticken. Wenn ich nach Berlin zurückgekehrt bin, werde ich mich fast als Fremdling im eignen Vaterland und sozusagen am heimischen Herd vereinsamt fühlen. Ich sage dies einer Frau, die Proben von

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 225. — [2] Jordan und Keyserlingk, der am 13. August gestorben war; vgl. das Gedicht „Den Manen Cäsarions", Werke Bd. X, S. 83 ff. — [3] Vgl. den Brief vom 25. Mai 1740.

Charakterstärke abgelegt hat, als sie Schlag auf Schlag so viele geliebte Menschen verlor; aber ich gestehe, gnädige Frau, daß ich Ihr bewundernswürdiges Beispiel noch nicht nachahmen kann. Ich setze meine Hoffnung allein auf die Zeit, die allem auf Erden ein Ende macht und die erst unsern Geist abstumpft, um schließlich uns selbst zu vernichten.

Ich freute mich so auf meine Rückkehr; jetzt fürchte ich Berlin, Charlottenburg und Potsdam, kurz, alle Orte, die mir eine trübe Erinnerung an die Freunde sind, die ich für ewig verloren habe. Machen Sie sich in Berlin keine Sorgen. Treten nicht Wendungen ein, die sich unmöglich vorhersehen lassen, so sehe ich keinen Schatten von Gefahr; und wenn das Schicksal nicht beschlossen hat, uns zu verderben, so weiß ich nicht, was zu fürchten wäre. Ich verbleibe, gnädige Frau, mit aufrichtiger Hochschätzung

Ihr getreuer Freund

Friderich.

187. An d'Argens[1]

Im Lager von Semonitz, 31. August 1745.

Ich danke Ihnen für Ihre Nachricht über die „Mémoires de l'esprit et du cœur", die Sie neu drucken lassen wollen, und stelle Ihnen frei, sie mir zu widmen.

Über die Freundschaft bin ich leider anderer Meinung als Sie. Einen wahren Freund halte ich für eine Himmelsgabe. Ach, ich habe zwei verloren, denen ich zeitlebens nachtrauern werde und deren Andenken erst mit meinem Tode verlöschen wird. Sie ziehen viele beredte Fehlschlüsse. So behaupten Sie, ein Kartäuser könne glücklich sein; ich wage Ihnen positiv zu sagen, daß er es nicht ist. Ein Mensch, der die Wissenschaften pflegt und ohne Freunde lebt, ist ein gelehrter Werwolf. Kurz, nach meiner Meinung gibt es ohne Freundschaft kein Glück. Ob man ebenso denkt wie der Freund oder anders, ob der eine lebhaft, der andere schwermütig ist, spielt dabei keine Rolle. Wohl aber ist die Ehrenhaftigkeit das erste Bindemittel der Seelen; ohne sie gibt es keinen vertrauten Umgang. Ich glaube, man findet in dem engen Knüpfen der Freundschaftsbande seinen Vorteil, den Vorteil des Vergnügens, des Wissens, des Trostes, der Nützlichkeit usw. Das ist meine Meinung.

[1] Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens (1704—1771) war erst Offizier in der französischen Armee; nach seinem Abschied wurde er Schriftsteller und kam 1741 nach Berlin. Der ehrliche, geistreiche und witzige Verfasser der „Jüdischen Briefe" gewann bald Friedrichs Vertrauen, dessen Spottlust die kleinen Wunderlichkeiten des Marquis eine gute Zielscheibe boten. Erst 1768 kehrte er nach Frankreich zurück.

188. An Maupertuis

Im Lager von Semonitz, 4. September 1745.

Mein lieber Maupertuis,

Jordans Tod sah ich gewissermaßen kommen, und doch war es ein niederschmetternder Schlag. Den Verlust Keyserlingks sah ich nicht im mindesten voraus; mit jenem habe ich elf Jahre verlebt, mit diesem siebzehn. Sie können sich meinen dumpfen Schmerz und die Verzweiflung denken, in der ich war. Sicherlich bleibt mir nichts mehr zu verlieren; denn wenn man einem Baume die Axt an die Wurzel legt, stürzt er leichter um; und wenn man mir die Freunde raubt, die mich an die Welt ketteten, macht man mich viel gleichgültiger als bisher und erleichtert mir somit den Abschied vom Leben. Wie ich gestehe, hat die Philosophie, zu der ich mich bekenne, mir in solchen Momenten nicht viel genutzt — ich rede nicht von der erhabenen Philosophie, der Sie sich widmen, sondern von der praktischen Übung einer durch die gesunde Vernunft geläuterten Moral —; ich bin noch verzweifelt, wenn ich an meine Wunden rühre. Ich lese beständig Ciceros „Tuskulanen", sehe aber mit Bedauern den Unterschied zwischen dem Denken, wenn die Leidenschaften schweigen, und der Selbstüberwindung, die es kostet, eine Schwäche zu überwinden, die die Tugend selbst zu rechtfertigen scheint. Nehmen Sie keinen Anstoß daran, daß ich nur von mir rede in einem Brief, in dem ich Ihnen meine Genugtuung über Ihre Ankunft ausdrücken sollte! Aber Sie sind zu sehr Philosoph, um etwas daran zu rügen. Wo gibt es schließlich einen Menschen auf Erden, der, wenn man ihm Herz und Eingeweide ausreißt, nicht die traurige Freiheit behält, sich über sein Unglück zu beklagen? Ich bin Ihr aufrichtiger Freund

Friderich.

189. An Frau von Camas

(Semonitz), 10. September 1745.

Gnädige Frau,

Wie Sie wissen, habe ich einen Freund verloren, den ich wie mich selbst liebte und dessen Andenken ich noch verehre. Auf Grund all der Hochachtung, die ich für Sie hege, bitte ich Sie, neben Knobelsdorff die Vormundschaft der armen Adelaide[1] zu übernehmen, sowohl um für ihre Gesundheit und ihr zartes Alter zu sorgen, wie für ihre Erziehung, wenn die Zeit herankommt. Sie kennen die Großmutter und wissen, daß sie nicht imstande ist, ein Mädchen zu erziehen. Da ich wünsche, daß das Kind

[1] Keyserlingks einzige Tochter.

seines Vaters würdig wird, bitte ich Sie bei der Freundschaft, die Sie mir stets bewiesen haben, dies Vermächtnis meines lieben Keyserlingk in Ihre Obhut zu nehmen und jetzt wie in reiferem Alter der Mutter mit Ihrem Rat und der Tochter mit Ihrer Fürsorge beizustehen. Ich werde Ihnen diese Sorgfalt so anrechnen, als ob sie mir selbst zuteil würde. Wenn irgend etwas meine Hochschätzung für Sie noch vermehren kann, seien Sie versichert, daß es durch diese Wahl Ihrer Person und in der sicheren Erwartung geschieht, daß Sie meiner Bitte entsprechen werden. Da Sie fast gar keine Verwandten mehr haben, hoffe ich, daß Ihr gutes Herz mir diesen dringenden Wunsch nicht versagen wird: das würde mir ein wahrer Trost in meiner Trübsal sein. Ich verbleibe mit aller erdenklicher Hochachtung

Ihr getreuer Freund

Friderich.

190. An Maupertuis

[Im Lager von Semonitz], 10. [September 1745.]

Mein lieber Maupertuis,

Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Heirat[1] und nehme teil an allem, was Ihnen Freude bereiten kann, vorausgesetzt, daß Sie Mitgefühl mit meinem tödlichen Schmerz haben. Wir gewinnen Schlachten und erobern Städte, aber wir wecken weder Jordan noch Keyserlingk auf, und ohne sie ist mir das Leben ein Jammertal. Ich habe an Ihre Finanzen gedacht, soweit es mir die Fülle der Geschäfte, die auf mir lasten, und der Kummer, der mir am Herzen nagt, gestatten. Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen viel Glück in dem neuen Bunde, den Sie zu schließen gedenken. Möge Ihr Herz nie von einem Schmerze betroffen werden, der dem meinen gleicht.

Friderich.

191. An Frau von Camas

Lager bei Semonitz, 13. September 1745.

Gnädige Frau,

Ich sehe, die Menschlichkeit ist sich überall gleich, und die gleichen Ursachen zeitigen bei Herzen unseres Schlages fast die gleichen Wirkungen. Glauben Sie jedoch nicht, daß die Last der Geschäfte und die kritischen Zeitverhältnisse meine Trübsal ver-

[1] Maupertuis heiratete am 28. Oktober eine Tochter des Staatsministers von Borcke.

scheuchen könnten. Das ist, wie ich aus eigener Erfahrung sagen kann, ein schlechtes Heilmittel. Leider ist es heute vier Wochen her, daß die Ursache meiner Tränen und meines Kummers eintrat... Aber seit dem heftigen Schmerz der ersten Tage fühle ich mich weder minder betrübt noch mehr getröstet. Doch wozu Sie mit meiner Schwermut unterhalten, als wollte ich sie Ihnen absichtlich mitteilen? Genug, daß ich mein Leid trage, wie ich kann. Ich ahne nicht, wer das Gerücht meiner baldigen Rückkehr ausgesprengt haben mag. Noch weiß ich garnicht, wann ich komme, und offen gesagt, rechne ich erst Ende November oder Anfang Dezember darauf. Wollen Sie doch die Bitte nicht vergessen, die ich in meinem letzten Brief an Sie richtete und jetzt lebhaft wiederhole. Ich verbleibe mit aller Hochschätzung

Ihr getreuer Freund

Friderich.

192. An Duhan

Im Lager von Staudenz[1], 24. September 1745.

Mein lieber Duhan,

Ich erhalte von Ihnen nur alle sieben Jahre Briefe, wenn nicht irgend ein außerordentlicher Zufall sie mir zuführt. Denken Sie, welch ein Unglück mich betroffen hat: ich habe fast zu gleicher Zeit meinen armen Jordan und meinen lieben Keyserlingk verloren! Das war meine Familie. Jetzt fühle ich mich verwitwet und verwaist, und meine Herzenstrauer ist tiefer und düsterer als die schwärzesten Trauerkleider.

Sie bilden sich ein, lieber Duhan, ich könnte nach Belieben mit mir schalten, aber davon bin ich weit entfernt. Das Ende des Feldzugs wird für uns zur Hauptsache, ja das ist für mich so wichtig, daß ich meine Vorsicht und Tatkraft verdoppeln muß, um nicht das ganze Werk durch einen Fehler zu vernichten. Ich werde frühestens Ende November in Berlin sein, recht niedergedrückt von den Sorgen, die ich hier hatte, und sehr froh, meinem Geist etwas Ruhe zu gönnen; denn seit achtzehn Monaten ist er in beständiger Anspannung.

Ich weiß, bis zu welchem Grade ich die Freundlichkeiten annehmen darf, die Sie mir sagen. Glauben Sie nicht, ich söge mir Eitelkeit daraus! Nur der Tod richtet den Ruf der Staatsmänner, und da ich voraussichtlich nicht hören werde, was man am Tage nach meinem Ableben sagen wird, so begnüge ich mich mit der Erfüllung

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 234 f.

meiner Pflichten, soweit es meine Kräfte erlauben, und frage herzlich wenig nach dem wechselnden Urteil der Welt, die heute lobt, was sie morgen tadelt . . .

Halten Sie sich nur gesund und bedenken Sie, daß Sie fast der einzige Überlebende von meinen alten Freunden sind. Wenn Sie sich nicht mit Papier und Tinte bankrott machen, schreiben Sie mir öfters. Ich möchte Sie auch bitten, sich mit dem Ankauf von Büchern und ähnlichen Dingen zu befassen, die ich hin und wieder brauche. Ich glaube, daß meine Freunde eines Sinnes mit mir sind; darum komme ich nie auf den Gedanken, daß ich ihnen zur Last fallen könnte.

Leben Sie wohl, lieber Duhan! Bewahren Sie Ihrem Schüler einige Freundschaft und seien Sie überzeugt, daß er es Ihnen gegenüber weder an Freundschaft noch an Hochachtung und Zuneigung fehlen läßt.

Friderich.

193. An Maupertuis

[Lager von Staudenz[1]], 26. September 1745.

Mein lieber Maupertuis,

Sie sind verliebt und wissen somit, was eine heftige Leidenschaft ist. Wie können Sie da annehmen, ich verbannte das Zartgefühl aus meinem Herzen? Glauben Sie mir: eine Leidenschaft läßt sich sowenig verbannen wie die andere. Die Natur wappnete uns nur mit Vernunftgründen, und die sind, wenn man gegen Herz und Sinne zu kämpfen hat, ebenso kindlich, wie es die Posaunen von Jericho in einem andern Falle waren. Bedenken Sie, daß Cicero trotz aller Trostgründe der Philosophie ein Jahr brauchte, um den Schmerz zu überwinden, den ihm der Tod seiner geliebten Tullia bereitet hatte. Ich bin kein Cicero und reiche bei weitem nicht an ihn heran, und ich habe zwei Verwandte, zwei Freunde verloren, deren Herz und Geist eng mit mir verknüpft waren. Glauben Sie mir, man ist nicht zum Vergnügen traurig! Ich würde gern die ganze Vergangenheit auslöschen, wenn ich die Geisteskraft besäße, die mir leider fehlt. Ich nehme meine Zuflucht nicht zu Worten und Gemeinplätzen, die ich durch vielen Gebrauch abgenutzt habe, sondern zur Zeit. Ich las irgendwo, daß ein stoischer Philosoph[2] bei der Nachricht vom Tode seines einzigen Sohnes kaltblütig sagte: „Ich wußte, daß er nicht unsterblich ist". Das beweist, daß dieser Grieche ein wildes Gemüt und einen stumpfen Körper hatte. Das sicherste ist, lieber Maupertuis, Sie bewahren Ihre Liebe, bis sie Sie verläßt, und

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 233 f. — [2] Xenophon nach dem Tode des Gryllos in der Schlacht von Mantineia (362 v. Chr.).

ich meinen Schmerz, bis die Zeit die Wunde schließt und vernarbt . . . Mögen Sie im Finden dessen, was Sie suchen, ebensoviel Glück haben mit Ihrer Berliner Liebe wie früher mit Ihren physikalischen Entdeckungen in Lappland! Leben Sie wohl.

Friderich.

194. An Maupertuis

Soor, 6. Oktober 1745.

Für Ihre gute Moral bin ich Ihnen sehr verbunden, lieber Maupertuis. Nicht die Vorschriften setzen mich in Verlegenheit, sondern die Ausübung. Keyserlingk und ich waren nur eine Seele; mir war immer, als müßten wir zusammen sterben; plötzlich erfahre ich, daß er nicht mehr ist! Aber verlassen wir ein Thema, bei dem ich mich unmöglich der Rührung erwehren kann, und sprechen wir von den Hymnen, die Urania und Newton in Himmelshöhen anstimmen werden, um Ihre Hochzeit zu feiern. Obwohl Sie das Zartgefühl aus meinem Herzen verbannen wollen und die Liebe aus dem Ihren, merke ich an Ihrer Beredsamkeit, daß Sie verliebt sind, und zwar stark, denn Sie sind zu erfinderisch in der Begründung Ihrer Leidenschaft. Aber was tut's? Sie sind darum nicht weniger wert. Meine Eigenliebe kommt dabei auf ihre Rechnung, und die menschlichen Schwächen, die man bei den Großen findet, sind gleichsam ein Tribut, den die Natur sie der Eitelkeit der Durchschnittsmenschen entrichten läßt. Leben Sie wohl, lieber Maupertuis! Vielleicht sehe ich Sie im Anfang des nächsten Monats wieder; wenigstens hat es sehr den Anschein. Ich bin Ihr getreuer Freund

Friderich.

195. An Maupertuis

Im Lager von Trautenau[1], 10. Oktober 1745.

Mein lieber Maupertuis,

Ich las gerade die „Tuskulanen", als ich erfuhr, daß Prinz Karl von Lothringen ein Wörtlein mit mir zu reden hätte. Ich mußte also wohl hingehen, und es ist nicht meine Schuld, daß wir uns geschlagen haben[2]. Seien Sie versichert, daß ich das Menschenblut zu sehr liebe, um es ohne große Not zu verspritzen, und daß ich aus Ruhmliebe nie Verbrechen begehen werde.

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 241. — [2] Bei Soor am 30. September; vgl. Werke Bd. II, S. 235 ff.

Ich bin mehr Philosoph, als Sie meinen, und Sie werden sehen, daß ich die Bürgertugenden ebenso eifrig und gern pflege, als ich mich während des Krieges den Spielen dieser Kunst widmete, zu denen meine Pflicht mich nötigte. Ich hoffe am 3. November in Berlin zu sein und das Haupt eines von Europa bewunderten Philosophen mit Aphrodites Myrten umkränzt zu sehen. Meine Eigenliebe zollt den Schwächen der Großen Beifall, und ich gestehe Ihnen, ich hasse Uranias Verwandlung in Seladon keineswegs. Wenige verstehen die Sprache der Algebra, aber jedermann die des Herzens. Leben Sie wohl, lieber Maupertuis. Es ist mir ein wahres Vergnügen, Sie mündlich meiner Hochschätzung zu versichern.

Friderich.

196. An Frau von Camas

Lager bei Trautenau, 11. Oktober 1745.

Liebes Mütterchen,

Ich habe nie an Ihrem Interesse für alles Glück gezweifelt, das dem Staat widerfährt, und darum auch nicht geglaubt, daß die Schlacht vom 30. Sie kalt ließe. Mein eigner Ruf ist wirklich das geringste in einem Falle, wo es den Staat zu schirmen gilt. Mir schmeichelt an diesem Siege nur das eine, daß ich gewissermaßen zur Rettung so vieler wackrer Leute habe beitragen können, die ohne raschen Entschluß und ohne ein keckes Manöver, das ich ausführen ließ, verloren waren. Das, liebe Mama, freut mich von Herzen. Aber glauben Sie nicht, ich würde den geringsten Soldaten aus Eitelkeit aufopfern, oder aus falscher Ruhmbegierde, von der ich gründlich geheilt bin. Ich hoffe am 3. November in Berlin zu sein; es sieht sehr danach aus, daß unser Feldzug zu Ende geht. Vergessen Sie in dieser kurzen Frist Ihre Freunde nicht. Hoffentlich habe ich bei meiner Rückkehr den Trost, Sie wohl und gesund zu finden und Sie mündlich meiner Hochachtung versichern zu können, mit der ich stets verbleibe

Ihr getreuer Freund

Friderich.

197. An Maupertuis

[Im Lager von Trautenau,] 13. Oktober 1745.

Bitte, lieber Maupertuis, schicken Sie mir eine vollständige Sammlung aller Ausgaben der Werke Voltaires, mögen sie in Paris, London, Holland oder Genf erschienen sein. . . . . Ich sehe sehr wohl, daß ich Sie beinahe um eine Bibliothek bitte,

aber ich will die Bücher haben; wollen Sie freundlichst alles in rotes Saffianleder mit Goldschnitt binden lassen und mir zugleich die Rechnung für Ihre Auslagen schicken. Ich bin Ihr treuer Freund

Friderich.

198. An Maupertuis

Im Lager von Schatzlar[1], 18. Oktober 1745.

Sie machen sich höchst philosophisch über mich lustig, mein lieber Maupertuis. Vereinfachen wir die Sache: ein Mensch schlägt sich mit seinem Gegner, am nächsten Tage schreibt er an einen Freund und beglückwünscht ihn zu seiner Hochzeit: ist das ein Anlaß, von einem Wunder zu sprechen? Ihr Philosophen meint, wenn wir Soldaten uns schlagen, verlieren wir die Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben. Geben Sie diesen Irrtum bitte auf und seien Sie überzeugt, daß alles beim alten bleibt und daß es zwischen dem Tage vor und nach einer Schlacht keinen Unterschied gibt, außer für die Gefallenen und Verwundeten.

Anders steht es mit den Philosophen. Wenn sie verliebt sind, so fällt es ihnen schwer, ihre Liebe einzugestehen; sie bemänteln ihre Leidenschaften und färben sie schön; kurz, man möchte sagen, ihre Göttlichkeit errötet über die menschlichen Schwächen. Seien Sie bitte uns gegenüber etwas schwach: Sie werden dadurch nur um so liebenswerter und Fräulein von Borcke ruhmreicher. Ich wage sogar zu glauben, sie wird eigens erblassen, um ihrem Siege die Krone aufzusetzen ...

199. An Maupertuis

Rohnstock[1], 27. Oktober 1745.

Ich weiß nicht, ist es Sinnestäuschung oder Wirklichkeit, aber ich kann Ihnen versichern, daß mir der Verkehr mit Ihnen große Freude bereitet und daß ich Ihre Briefe mit unendlichem Vergnügen lese. Ihre duldsame Moral geziemt der Menschlichkeit, und mir erscheint der reine, nicht durch Epikuräismus gemilderte Stoizismus wie einer jener Stoffe, die an sich giftig sind, sich aber in heilkräftige Arzeneien

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 242.

verwandeln, wenn sie zubereitet und gemildert werden durch andere Mittel, die sie verbessern und ihre Wirkung erhöhen.

Zum Unglück für die sogenannten vernünftigen Tiere scheint der Irrtum ihr Erbteil zu sein. Vielleicht besitzt nur der 48. Lehrsatz von Euklid[1] den Grad von Sicherheit, den die Wahrheit erfordert. Vielleicht gibt es außerdem noch drei bis vier gut bewiesene physikalische und metaphysische Wahrheiten. Im übrigen ist es mir, als sähe ich Blinde im Dunkeln tappen. Einige rempeln sich an, andre, die sich ausweichen möchten, stoßen sich um. Kein Mensch wird klüger, und alle lachen über das Unglück ihrer Genossen. Sind unsere Leidenschaften Hexenmeister, die uns durch ihre Zauberei das Glück finden lassen, so muß man andrerseits gestehen, daß wir diesen Zauber sehr teuer erkaufen müssen. Unser Leben vergeht halb mit Begehren, halb mit Reue; der Genuß ist nur ein Blitz und der Überdruß währt Jahrhunderte.

Doch ich selber bin recht töricht, daß ich einem Manne, dem ich ein Hochzeitslied anstimmen müßte, eine lange Moralpredigt halte. Genießen Sie alle Sinnenfreuden, nachdem Sie die geistigen so reichlich genossen haben, und möge das Band, das sie am Altar der Liebe vereinen wird, unter den günstigen Auspizien von Venus und Priapus gefestigt werden. Das wünscht Ihnen zum 28. dieses Monats Ihr wohlgeneigter Freund

Friedrich.

200. An Maupertuis

[Hauptquartier Östritz[2]], 27. [November] 1745.

Mein lieber Maupertuis,

Gegenwärtig empfinde ich die Art von Freude, die ein Fürst nach Ihren Worten verspüren kann, wenn er sich des Abends zur Ruhe legt und sich sagen darf, daß er sich nichts vorzuwerfen hat. Ich hatte das Glück, mein Vaterland vor dem furchtbarsten Unglück zu retten, ohne Menschenblut zu vergießen, und die gefährlichsten Pläne zu vereiteln, die die Bosheit meiner Feinde gebären konnte[3]. Gott sei Dank! Sie können friedlich in Berlin leben und mitten in den Kriegswirren die tiefste Ruhe des Friedens genießen. Das Gute, das ich meinem Vaterland getan habe, ist mir mehr wert als mein Ruf. Ich rede Ihnen nicht von den Kriegstaten, aber meine Freude ist groß, meine teure Familie und mein zärtlich geliebtes Volk vor allem

[1] Der Mathematiker Euklid begann um 300 v. Chr. in Alexandrien zu lehren. — [2] Vgl. Werke Bd. II, S. 252. — [3] Sachsen und Österreich hatten einen Angriff auf Berlin geplant, den Friedrichs Sieg vom 23. November über die Sachsen bei Katholisch-Hennersdorf vereitelt hatte; vgl. Werke Bd. II, S. 245 ff.

Unheil bewahrt zu haben. Möge die Vorsehung — falls sie sich um die menschlichen Dinge kümmert — uns nach all den Aufregungen und den furchtbaren Schwierigkeiten, in denen ich mich befand, einen dauerhaften Frieden gewähren! Dann, lieber Maupertuis, werden wir nach Herzenslust philosophieren und unter dem Schatten des Ölbaums die Wissenschaften pflegen und an der Veredelung unserer Seele arbeiten.

Ich schreibe Ihnen immer nach der Entscheidung[1], denn vorher besitzt man unmöglich die geistige Ruhe, die man erst haben kann, wenn man sieht, was man sich vom Schicksal versprechen darf. Ich bin Ihr getreuer Freund

Friderich.

Grüßen Sie Duhan und von ganzem Herzen die gute Camas und meine anderen Freunde.

201. An Duhan

Bautzen[2], 7. Dezember 1745.

... Ruhm und guter Ruf gleichen den günstigen Winden, die dem Schiffe manchmal zu Hilfe kommen, aber fast nie beständig sind. Die Ruhmbegierigen kommen mir vor wie die Holländer, die im Anfang dieses Jahrhunderts Riesensummen für Blumen aufwandten, deren vergängliche Schönheit noch am Abend desselben Tages hinwelkt, mit dessen Aufgang sie erblühten. Unter den verdienstvollen Männern sind unweigerlich jene die ersten, die das Gute um des Guten willen tun, die der Gerechtigkeit aus innerem Drange folgen und im Leben am konsequentesten handeln. Die, welche aus Eitelkeit Großes vollbringen, sind nur zweiten Ranges. Ihre Tugend ist weniger zuverlässig, aber so unrein diese Quelle auch sei: sobald das Gemeinwohl daraus entspringt, kann man ihnen einen Platz unter den großen Männern einräumen. Cato gehörte zur ersten Gattung, Cicero zur zweiten. Und so sieht man auch, daß die Seele des Stoikers unendlich höher steht als die des Akademikers.

Aber ich weiß nicht, wie es mir beikommt, Ihnen eine große Moralpredigt zu halten — Ihnen, dem ich nur von der Hochachtung reden sollte, die mir Ihre stets gleiche und zuverlässige Tugend einflößt. Ich hoffe, Sie dessen bald mündlich versichern zu können[3], sobald der Himmel mir gestattet, den Kriegsgräueln ein Ende

[1] Wie z. B. erst nach der Schlacht bei Soor. — [2] Vgl. Werke Bd. II, S. 255. — [3] Duhan starb am 3. Januar 1746, wenige Tage nach Friedrichs Heimkehr.

zu machen, im Schoße meines Vaterlandes und meiner Familie den holden Umgang mit meinen Freunden zu genießen und den Wissenschaften alle Augenblicke zu widmen, die ich dem Staate nicht schulde.

Leben Sie wohl, lieber Duhan! Seien Sie versichert, daß ich Sie von Herzen liebe.

Friderich.



202. An Maupertuis

Dresden, 24. Dezember 1745.

Mein lieber Maupertuis,

Morgen wird der Friede unterzeichnet[1], also handelt es sich nicht mehr um Brennspiegel und mathematische Instrumente. Übrigens haben wir aus Sachsen nichts von dem sogenannten Kronbesitz weggenommen, der sich in den königlichen Schlössern befindet. Hätten wir eine Instrumentenfabrik gefunden, so wären Sie mit Quadranten, Spiegeln, Mikroskopen, Teleskopen, Zirkeln usw. belästigt worden. Für diesmal kann ich Ihnen nur Porzellan mitbringen, Wahrzeichen der Zerbrechlichkeit des menschlichen Schicksals. Ich hoffe bald von hier fortzukommen[2], denn ich gestehe Ihnen, ich ziehe das eigne Haus den fremden Wohnungen vor, welcher Art sie

[1] Vgl. Werke Bd. II, S. 268. — [2] Am 28. Dezember zog Friedrich in Berlin ein.

auch sein mögen. Man ruft mich eben zu einem ernsthaften Unsinn. Leben Sie wohl, lieber Freund, stimmen Sie Ihre Laune recht heiter, wir sehen uns in wenigen Tagen wieder. Grüße an Duhan.

Friderich.

203. An Pöllnitz[1]

[1745.]

Lieber Baron,

Ich habe Ihr Werk sehr aufmerksam gelesen, und da ich weiß, daß Sie keine Schmeichelei mögen, will ich Ihnen meine Meinung mit größter Aufrichtigkeit sagen. Mir scheint, Sie waren sich nicht mit sich selber einig, als Sie zu schreiben begannen; denn wie Sie selbst zugeben müssen, ist das, was Sie mir schicken, die Lebensgeschichte meines Großvaters[2]; aber im Briefstil ist niemals Geschichte geschrieben worden, und Sie führen dies Prinzip auch garnicht bis zu Ende durch. In Briefen sind größere Freiheiten und familiärere Gedanken erlaubt als im historischen Stil, der Würde verlangt. Wollen Sie also die Geschichte der beiden letzten Regierungen schreiben, so gliedern Sie alles in Kapitel. Verbreiten Sie über alles, was die Unterhandlungen betrifft, durch Benutzung der Archive mehr Licht; kürzen Sie die Beschreibungen und die Zeremonien, die nach Zeitungsberichten schmecken; sprechen Sie höchstens einmal von achtzig Trompetern und zwei Beckenschlägern; gehen Sie mehr auf die großen Staatsgeschäfte ein und lassen Sie alle Kindereien fort; bringen Sie nur solche Anekdoten, die die Denkweise des Hofes und des Herrschers kennzeichnen, und flechten Sie hin und wieder kurze, epigrammatische Betrachtungen ein. Wollen Sie Briefe schreiben, so wählen Sie einen leichteren Stil, reden Sie mehr selbst und ahmen Sie die Schreibweise Ihrer alten Memoiren nach, die mir frischer und unterhaltender vorkommen als diese.

Was das Werk im ganzen betrifft, so meine ich, daß Sie die Minister meines Großvaters nicht immer mit denen Ludwigs XIV. vergleichen dürfen, besonders nicht Danckelman[3] mit Colbert[4]. In diesen durchweg vom französischen Hofe genommenen Vergleichen liegt eine Art von Affektiertheit, die keinen guten Eindruck machen kann. Ferner sagen Sie von Meinders[5], er wäre durchtrieben gewesen, was bei einem

[1] Über Pöllnitz vgl. die Notiz zum Brief vom 9. Oktober 1735. — [2] 1734 erschienen zuerst Pöllnitz' Memoiren; es folgten „Neue Memoiren", eine Geschichte der letzten vier Herrscher des Hauses Brandenburg in Briefform. — [3] Eberhard von Danckelman (1643—1722), der bekannte Erzieher und bis 1697 leitende Staatsmann Friedrichs I. — [4] Jean Baptiste Colbert (1619—1683), der hochbedeutende Finanz-, Handels- und Marineminister Ludwigs XIV. — [5] Franz von Meinders (1630—1695) hatte besonders in den letzten Jahren des Großen Kurfürsten starken Einfluß auf die auswärtige Politik und wahrte sich auch unter Danckelman seine Selbständigkeit.

Deutschen eine Seltenheit sei, und hier und da verlieren Sie sich in einen Wust von Zeremonien und von Einzelheiten über kleine Privatleute, die keinen Menschen interessieren. Ich habe mir erlaubt, das mit dem Bleistift am Rande anzumerken, damit Sie es ausmerzen können. Kurz, entweder schreiben Sie ernst und bieten mehr Gegenständliches, oder halten Sie sich an die Anekdoten, die Sie durch Ihren munteren Plauderstil beleben werden. Immerhin lassen Sie es nicht bei meinem Urteil bewenden, sondern fragen Sie bei Ihren Freunden an, die Ihnen ihre Meinung sagen werden[1].

Leben Sie wohl, Baron! Ich wünsche Ihnen Gesundheit und Leben. Alles übrige läßt sich leicht bessern und bewerkstelligen.

[1] Pöllnitz hat sein Werk darauf wirklich umgearbeitet und 1745 erscheinen lassen.



Sophie Dorothee, Königin von Preussen
Mutter Friedrichs des Grossen. Gemälde von unbekanntem Künstler
im Hohenzollernmuseum zu Berlin

Friedensjahre

Einleitung

Der Verlust Jordans und Keyserlingks mag Friedrich um so herber getroffen haben, als eben damals auch eine starke Entfremdung zwischen ihm und seiner Lieblingsschwester Wilhelmine eingetreten war, die erst bei einem Besuch der Markgräfin im August 1747 schwand. Seither verband beide wieder die alte herzliche Neigung. Wilhelminens schwankender Gesundheit galt Friedrichs zärtliche, beständige Sorge; zuerst ihr meldet er den Tod seines Freundes Rothenburg und findet in ihrem „Mitgefühl und feinen Verständnis eine Erleichterung, auf die ich hier beinah bei keinem Menschen rechnen kann". Seine Bereitwilligkeit, der Schwester beizustehen, wo es nötig ist, sein Interesse für alle Kleinigkeiten ihres Lebens und sein starkes Mitteilungsbedürfnis an sie zeigen, wie sehr sein Herz ihr gehörte. Wie Goethes „Ich muß Dich lassen, doch verlassen kann mein Herz Dich nicht" klingt der Abschiedsbrief vom 20. Juni 1754 nach einem Besuch in Bayreuth. Er durfte damals ohne Übertreibung sagen, von ihrer Gesundheit hinge sein Lebensglück ab. Auch Friederike von Ansbach hatte er trotz langer Trennung herzliche Liebe gewahrt; mit großer Freude berichtete er Wilhelmine von einer Begegnung. Wie diese waren die anderen Schwestern Friedrichs vermählt mit Ausnahme der hochmusikalischen Amalie, die Äbtissin von Quedlinburg war, aber viel in Berlin lebte und oft ein willkommener Gast ihres Bruders war. Vielleicht brauchte Friedrich die Liebe seiner Schwestern um so mehr, als ja alles Eheglück ihm versagt blieb.

Von seinen Brüdern stand dem König in jenen Jahren August Wilhelm, der Thronfolger, am nächsten. Bisweilen schlägt Friedrich ihm gegenüber sogar herzliche Töne an. „Dir zu schreiben, macht mir soviel Freude, und ich vergesse darüber, daß ich Dich langweile." Er erkennt freundlich seinen feinen Geschmack an und wünscht ihm „von ganzem Herzen viel Vergnügen". Vor allem war er bemüht, diesen Bruder auf die hohen Pflichten hinzuweisen, die seiner einmal harren würden. Wenn seine Zeit es erlaubte, wolle er ihn „über alles, was den Staat betrifft, informieren". Er empfiehlt ihm, sich mit Geschichte, Berichten über diplomatische Verhandlungen und mit kritischen Werken zu beschäftigen und erkennt warm an, daß er „in die Finanzen vertieft" ist. Doch durch alle Herzlichkeit fühlt man die Sorge durch, daß August Wilhelm es dereinst an dem erforderlichen Pflichtgefühl werde fehlen lassen. Er mahnt: „Bei der Art unserer Regierung tut der König alles, und die anderen führen, jeder in seinem

Bereich, die Einzelheiten aus. Kennt der Herrscher nicht gründlich den Zusammenhang aller Einzelheiten, so muß der Staat schwer darunter leiden." Wohl verlange er viel von einem Heerführer, August mag meinen, zu viel; „aber es ist allemal gut, auf das Vollkommene zu blicken und viel zu fordern, um wenigstens etwas zu erhalten". Mit dem Finanzwesen müsse er sich noch eingehender beschäftigen. „Nie darf das Vergnügen Deinen Pflichtenkreis stören, die Pflicht geht stets vor." In einer militärischen Angelegenheit kam es gar zu einem Konflikt zwischen den Brüdern, und August mußte harte Worte hören. Spätere Briefe zeigen, daß kein Stachel zurückgeblieben war.

Anders bei Heinrich, dem begabtesten der Brüder des Königs, der eben darum seine Zurückstellung als Jüngerer schwer ertrug und Friedrichs Versuche, freundschaftlich mit ihm umzugehen, kühl zurückwies. Dazu kam, daß der König auch mit seinen militärischen Leistungen nicht zufrieden war und ihn dies deutlich merken ließ. Die stärkere Natur Heinrichs beugte sich schwerer als der leichtblütige, fröhliche Thronfolger. Er schwieg nicht zu Friedrichs Vorwürfen, es kam zu heftigen Auftritten, und die Entfremdung der Brüder dauerte an.

Ein hübsches Zeugnis für Friedrichs Familiensinn ist der Brief an seinen Kämmerer Fredersdorf vom August 1753 über Geschenke an zwei Neffen, die sagen, „der alte Onkel ist ein Geizhals"; also kann es „nicht ledig ausgehen". Die Preise für die Gaben müssen gleich sein, „sonsten mache ich Jalousie".

Jordan und Keyserlingk, die besten Jugendgefährten, verlor Friedrich zuerst. Ihnen folgte Duhan bald nach. Einige Jahre später starben Rothenburg und Stille, beide treue, verständnisvolle Freunde, hochgebildet und tapfere Soldaten. Auch manche andere, die seinem Herzen nahgestanden hatten, sah der König sterben. „Schließlich wohne ich ganz allein in dieser Gegend, vereinsamt unter den Lebenden und allein bekannt und im Verkehr mit den Toten. Ich weiß, daß die meisten Menschen mit sechzig Jahren in diese Lage kommen, aber es ist wohl sehr selten, daß man mit vierzig all seiner Freunde beraubt ist . . . Glücklich kann hienieden nur der sein, der niemand liebt." Es war 1752, als Friedrich so bitter über den Tod der Freunde und seine Vereinsamung klagte.

Damals waren die neuen Gefährten noch alle um ihn, die die schönen Tage von Rheinsberg nicht miterlebt und die zu Friedrichs Herz nicht Zugang hatten, sondern nur zu seiner Unterhaltung und Anregung beizutragen hatten. Mehr bedeuteten ihm allerdings wohl die beiden vornehmen schottischen Lords Keith. Der eine wurde Feldmarschall, der andere vorübergehend Diplomat in preußischem Dienst. Beide waren gewandte Gesellschafter und Friedrich mit beispielloser Treue ergeben; dieser dankte ihnen mit der Anerkennung, wie selten man doch Menschen finde, die liebenswürdig und bewährt zugleich seien.

Zur Tafelrunde von Sanssouci gehörten neben ihnen der graziöse Italiener Algarotti, der witzige, wunderliche getreue Marquis d'Argens, der gelehrte, etwas

schwierige Akademiepräsident Maupertuis und vor allem der König des französischen Geisteslebens, Voltaire, der von 1750—1753 in Potsdam weilte.

Es waren um 1750 glückliche Jahre für Friedrich. Abgesehen von einer Störung im Jahre 1749 brauchte er mit dem Ausbruch eines neuen Krieges unmittelbar nicht zu rechnen, die Wunden der ersten Kriege vernarbten; das schwer errungene Schlesien, das leicht erworbene Ostfriesland wuchsen in den preußischen Staat hinein. Der Fortbildung der Verwaltung und der gründlichen Besserung der Rechtspflege wandte der König seine Sorge zu. Der Wohlstand hob sich, von der Krone gefördert durch umfassende Kolonisationen, Kanalbauten, Unterstützung der Industrie und Landwirtschaft. Den „Pfeiler des Staates", das Heer, erhielt des Königs unnachsichtliche Strenge in der alten Disziplin und Kriegstüchtigkeit. Er exerzierte seine Garde selbst und hielt alljährlich Manöver ab. Die Sommermonate dienten zu Inspektionsreisen in alle Provinzen; es ist erstaunlich, auf welche Einzelheiten seine allseitige Fürsorge sich dabei erstreckte. Solange der Herbst es erlaubte und sobald die ersten Frühlingstage lockten, wohnte Friedrich seit 1747 in Sanssouci, den Winter verbrachte er im Potsdamer Stadtschloß; zur Zeit des Karnevals ging er nach Berlin. Er verlor allmählich den Geschmack an dem munteren Treiben dieser Wochen. So schreibt er im Dezember 1752 seiner Wilhelmine: „Ich weiß nicht, macht's bei mir das zunehmende Alter oder das Schwere, das ich überstanden habe, oder ist's das Ergebnis reiferer Vernunft: jedenfalls komme ich von Tag zu Tag immer mehr zurück vom Gefallen an geräuschvollen Vergnügungen, und wenn ich könnte, wie ich wollte, zöge ich mich am liebsten ganz und gar zurück." Damals bestand seine Tafelrunde noch, so sehr Voltaire deren Frieden auch gestört hatte. Ein Jahr danach löste sie sich auf. Da klagte der König, der auch unter der Gicht sehr zu leiden gehabt hatte, im Frühling 1754, der letzte Winter wäre schrecklich gewesen; er habe sein Zimmer nicht verlassen können, „sodaß ich allerdings einsamer bin, als mir lieb ist". Voltaire war nach bösem Zwist mit Maupertuis und Friedrich ein Jahr zuvor abgereist, Algarotti war in die Heimat gegangen, Maupertuis schwer lungenkrank, d'Argens nicht gesund. „Ich lebe mit meinen Büchern und pflege Zwiesprache mit den Menschen des augusteischen Zeitalters." Schon 1752 äußerte er sich im Gefühl der Vereinsamung seines Herzens noch bitterer hierüber: „Ich habe fast alle meine Freunde und alten Bekannten verloren und finde nur im Studium und in der Arbeit Trost. Man muß lernen, sich selbst zu genügen und die ganze Welt entbehren zu können. Das ist hart, aber für mich die einzige Art, mir das Leben zu versüßen."

Der einsame König wurde darum kein Menschenfeind. An Maupertuis' Krankheit nahm er lebhaften Anteil. Seinen alten Fredersdorf, der viel von der Gicht geplagt wurde, schalt er wohl einmal wegen seiner Quacksalberei, aber dann schreibt er ihm, er möchte ihn einmal beim Vorbeireiten am Fenster sehen, doch müsse das Fenster gut verschlossen und das Zimmer geheizt sein. Oder ein anderes Mal: „Antworte mir nicht, Du bist zu matt und würdest Dir Schaden tun." Wie starken Mitleidens

Friedrichs Seele fähig war, zeigt seine Trauer um den Tod seines Lieblingshundes; mit seinem „zurückgezogenen Leben" entschuldigt er sich bei Wilhelmine darum. Die Zärtlichkeit für ein Tier ist vielleicht der stärkste Beweis für seine innere Vereinsamung.

Die Welt betrachtet er mit heiterer Gelassenheit. „Die Tugend als ständige Genossin der Erdbewohner sich vorzustellen, das ist der Traum eines Idealisten"; ebensowenig seien alle Menschen Verbrechernaturen, vielmehr „eine Mischung von Lastern und Tugenden . . . Man muß die Welt nehmen, wie sie ist . . . Wer solchermaßen denkt, der gestaltet sich sein Leben dadurch behaglicher, als wer sich traurigen Vorstellungen hingibt, die mit den Jahren nur immer düsterer werden." Ganz folgerichtig ist ihm bei dieser Auffassung die öffentliche Meinung über ihn recht gleichgültig; allzuoft änderten die Menschen ihre Ansichten, als daß man ihnen Wert beimessen dürfte. Als Voltaire ihn nach dem Abschied von Berlin mit einer gemeinen Schmähschrift bedachte, erklärte er stolz: „Jederzeit habe ich das Urteil der Welt verachtet und habe bei all meinem Tun und Lassen allein auf das Zeugnis meines Gewissens Wert gelegt . . . Ich habe das Pamphlet mit sehr kühlem Kopf gelesen und es sogar einigen Freunden in die Hand gegeben. Es gehört eine größere Eitelkeit, als ich sie besitze, dazu, um sich über derartige Anwürfe zu ärgern, . . . und ich müßte weniger Philosoph sein, als ich es bin, wollte ich mich vollkommen und über jede Kritik erhaben dünken."

„Philosoph von Sanssouci", so nannte sich Friedrich als Verfasser einer Sammlung von Oden, Episteln, Gedächtnisreden, die er 1750 und erweitert 1752 für seine Freunde drucken ließ. Dort viel mehr als in den Briefen findet man Aufklärung über seine damalige Weltauffassung. Die Briefe zeigen wenigstens so viel, daß er, wie schon kurz vor der Thronbesteigung, in der Philosophie nicht mehr die alleinseligmachende Führerin sah. „Mit zunehmendem Alter", schreibt er 1753 an Algarotti, fühle ich, „daß mein Unglaube den Historikern, Theologen und Ärzten gegenüber immer mehr zunimmt"; das war, abgesehen von den Historikern, freilich nichts Neues. „Es gibt nur wenige bekannte Wahrheiten auf der Welt. Wir suchen sie, und unterwegs begnügen wir uns mit den Fabeln, die man uns auftischt, und der Beredsamkeit der Marktschreier." Auch der Zweifel, ob der menschliche Verstand zur Ergründung der Wahrheit geschaffen sei, ging schon in die Rheinsberger Zeit zurück. „Die Metaphysik ist eine vom Wind geschwellte Blase. Wenn man in jenes Land reist, verirrt man sich zwischen Klüften und Abgründen." Leichteren Herzens als früher urteilt er selbst über die Frage, die ihn in der Metaphysik stets besonders lebhaft interessierte, über die menschliche Willensfreiheit. „Nutzen wir das Leben, so gut wir können, und beunruhigen wir uns nicht, ob wir aus höheren Antrieben handeln, oder unserm freien Willen folgen." Das Schwanken in dieser Frage erklärt sich daraus, daß der König von seiner Auffassung abgekommen war, Gott lenke den Lauf der Welt im einzelnen, und vielmehr jetzt meinte, Gott habe die Welt zwar erschaffen, dann aber ihrer gesetzmäßigen Entwicklung überlassen. An die Unsterblichkeit der Seele zu

glauben, hatte Friedrich unter Lockes Einfluß aufgegeben. „Höchstwahrscheinlich ist es mit uns ein für allemal aus, wenn man der Welt erst richtig Lebewohl gesagt hat ... Es ist nur ein völliges Erlöschen der Erinnerung, und ich halte es für kein so großes Unglück, die menschlichen Torheiten und Erbärmlichkeiten zu vergessen", so schrieb er unter dem Eindruck der vielen Todesfälle. In dem froheren ersten Jahre nach dem Dresdener Frieden drückte er etwas Ähnliches sehr anders aus: „Wenn wir tot sind, dankt es uns keine Seele, daß wir uns etwas versagt und uns gelangweilt haben. Das Heute gehört uns, vielleicht das Morgen schon nicht mehr." Es wäre merkwürdig, meinte er damals, wie fröhlich die Menschen wären, bei dem vielen Unglück, das ihnen ständig droht. „Ein Augenblick der Lust, ein flüchtig Wölkchen, und schon fahren wir mit dem Schwamm über das Übel, das uns betroffen hat. Unser wandelbarer, leichter Sinn ist unser ganzes Glück."

Es scheint, daß ihm in den ersten Jahren nach dem Frieden die Philosophie zurücktrat vor der Freude am Dichten; eben damals entstanden sehr viele Verse. Auch ein komisches Epos enthielten die „Werke des Philosophen von Sanssouci", das „Palladion", dessen Hauptheld, Valory, der „dicke Marquis", Frankreichs Gesandter am preußischen Hof, vergebens versuchte, vom König einen Abdruck dieses Werkes zu erlangen. „Verse zu machen ist meine Erholung." Darum bleibe er dieser Neigung treu, so klar er sich wäre, daß „meine Dichtung eine Ananas ist, die im Treibhause Frucht trägt, aber im Freien zugrunde geht ... Ich spreche nicht so gut, als ich denke, und in dieser Notlage dichte ich, so gut ich eben kann."

Sehr viel ernster nahm der König es mit seinen historischen, militärischen und politischen Arbeiten. Die „Geschichte meiner Zeit", die Darstellung der beiden ersten schlesischen Kriege und der politischen Verhandlungen wurde damals geschrieben, ebenso die „Geschichte des Hauses Brandenburg": „es ist die Geschichte eines kleinen Insekts, das auf der Oberfläche dieses Erdballs herumkriecht". Ein anderes Mal urteilt er über dieses Werk: „Es ist keck, aber wahr, und das ist nach meiner Meinung das erste Erfordernis der Geschichte." 1748 übersandte er August Wilhelm die „Generalprinzipien des Krieges", von denen er sagt: „Es ist die Frucht unserer Feldzüge und meines Nachsinnens. Ich habe es mit dem ganzen Fleiß ausgearbeitet, den ich aufbringen kann."

1752 schrieb Friedrich ein „Politisches Testament". Darin heißt es: „Die Provinzen der preußischen Monarchie sind fast alle voneinander getrennt ... Der preußische Staat kann nur den nötigen Zusammenhang und eine gute Grenze gewinnen" durch Neuerwerbungen. Sachsen, Polnisch Preußen und Schwedisch Pommern, so „träumt" Friedrich, kämen dafür in Betracht. „Machiavelli sagt, eine selbstlose Macht, die zwischen ehrgeizigen Mächten steht, müßte schließlich zugrunde gehen. Ich muß leider zugeben, daß Machiavelli recht hat ... Unserm Staate fehlt noch die innere Kraft. Das Heer ist ansehnlich, aber nicht stark genug, um den Feinden, die uns umgeben, zu widerstehen. Unsere Einnahmen sind beträchtlich, aber es fehlt uns

im Falle der Not an Hilfsquellen. Ich wünschte, daß wir Provinzen genug besäßen, um 180000 Mann, also 44000 mehr als jetzt, zu unterhalten. Ich wünschte, daß nach Abzug aller Ausgaben ein jährlicher Überschuß von 5 Millionen erzielt würde ... In Lagen wie die jetzige ist es das sicherste, im Frieden zu verharren und in fester Haltung neue Ereignisse abzuwarten." Wenn die Lage sich ändert, „ist es Zeit zu handeln, obgleich es auch dann nicht notwendig ist, gleich zuerst auf der Bühne zu erscheinen."

Preußen war noch in seinem Wachstum. Wollte es leben, so mußte es größer werden. Einen Eroberungskrieg zu führen in der Art Alexanders oder Karls XII., wie er selbst ihn 1740 begonnen hatte, davon war der König weit entfernt. Aber er sah die Notwendigkeit neuer Kriege und war gewillt, sich ihr zu unterwerfen. „Unterscheiden Sie den Staatsmann vom Philosophen," schreibt er am 13. Februar 1749 an Voltaire, „und lassen Sie sich sagen, daß man aus Vernunftgründen Krieg führen, aus Pflicht ein Staatsmann und aus Neigung ein Philosoph sein kann." Wieder sieht man die beiden Naturen Friedrichs im Kampf. Wie sollte er es in der Poesie zur Vollkommenheit bringen, klagt er wenig später Voltaire. „Das allein erfordert einen ganzen Mann. Mich lenken tausend Pflichten, tausend Beschäftigungen davon ab. Ich bin wie ein Galeerensklave am Staatsschiff angekettet, der das Ruder weder zu verlassen noch zu schlafen wagt." Zu Anfang des Jahres 1756, als die politische Lage schon sehr unsicher war, charakterisiert er sich Wilhelmine gegenüber als „ein armes Menschenkind, das, zum Privatmann geschaffen, sich gezwungen sieht, vor der Welt etwas vorzustellen, Philosoph aus Neigung, Staatsmann aus Pflicht, kurz einen Menschen, der genötigt ist, alles zu sein, was er nicht ist, der kein Verdienst hat, als eine religiöse Hingabe an seine Pflichten".

Vergebens bemühte sich Friedrich, das drohende Unwetter aufzuhalten. Im Hochsommer wußte er, daß ihm ein neuer Krieg bevorstand. Da hatte er das Zwiespältige seiner Natur überwunden; stolz und kampfesfroh schreibt er August Wilhelm: „Ich arbeite mit Lust, ohne mir bange machen zu lassen ... Der Wert der preußischen Truppen und die Erbärmlichkeit unserer Feinde bleiben immer die gleichen, und man gewinnt Großes nur durch großen Einsatz ... Nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit werden wir uns mit aller erdenklichen Ehre aus dieser Falle herausretten ... Unsere Offiziere wissen es aus Erfahrung, daß keine Überzahl und keine Schwierigkeit uns je den Sieg entreißen konnten."

204. An Wilhelmine

Potsdam, den 16. April 1746.

Meine liebe Schwester,

Wenn unser Verhältnis eine Abkühlung erlitten hat, so habe ich ganz gewiß keinen Anlaß dazu gegeben; durch die unerhörte Verheiratung jener unwürdigen Geschöpfe[1] ward zuerst der Zankapfel unter Verwandte geworfen, die sich jederzeit zärtlich geliebt hatten. In der Folge hast Du es dann ruhig mit angesehen, wie ein Lump von Erlanger Zeitungsschreiber zweimal in der Woche mich vor der Welt herunterriß; anstatt ihn dafür zu fassen, ließet Ihr ihn entwischen. Des weiteren hat dann der Markgraf eine betonte Parteilichkeit für alles Österreichische an den Tag gelegt; und schließlich hast Du es fertig gebracht, meiner ergrimmtesten Feindin, der Königin von Ungarn, in einer Zeit, da sie es auf mein Verderben abgesehen hatte, tausend Beweise der Ergebenheit darzubringen[2]. Der Anmarsch des Grünneschen Korps[3] führte unweit Bayreuths vorbei: hättest Du nur einen Rest von Anhänglichkeit an eine ehrwürdige Mutter, an Deine Familie verspürt, würdest Du nicht ein warnendes Wort über die bedrohlichen Dinge geschrieben haben, die sich da vorbereiteten? Doch nein, jenes Geschöpf, das ich nicht nennen kann, ohne daß mir das Blut im Leibe siedet, jene Medea[4] geht Dir ja über alles, und wie sie nur in Rachegefühlen lebt, so zwang sie auch Dich in den Bann ihrer Leidenschaft. Wärst Du in diesem Augenblicke unparteiisch, Du fändest es nichts weniger als erstaunlich, daß so viele Fälle von verletzendem Verhalten mich Dir entfremdet haben[5]. Jeder andere hätte vielleicht ein peinliches Aufsehen nicht so vermieden wie ich, der ich niemals vergaß, daß Du meine Schwester bist und daß ich Dich innig liebte: zu niemand habe ich mich über Dich beklagt. War ganz Deutschland Zeuge aller Kränkungen,

[1] Zweier Fräulein von der Marwitz, Töchter des Gouverneurs von Breslau, die nach mancherlei Abenteuern die Grafen Burghaus und Schönburg heirateten. — [2] Zur Zeit der Schlacht von Soor hatte Wilhelmine die Kaiserin Maria Theresia bei ihrer Fahrt zur Kaiserkrönung besucht. — [3] Das österreichische Korps Grünne sollte im November 1745 im Verein mit den Sachsen Berlin angreifen; vgl. Werke Bd. II, S. 247 f. — [4] Maria Theresia. — [5] All dies ist Antwort auf einen Brief der Markgräfin vom 9. April.

die Du mir angetan, so war es ebenso Zeuge meiner Mäßigung, deren Schranken ich nie überschritten habe. Setze Dir bitte keine falschen Einbildungen in den Kopf darüber, was man von Dir spricht. Jedenfalls kann ich Dir die Versicherung geben, daß ich darin ein peinliches Zartgefühl walten lasse: wer mir etwa ohne die nötige Ehrerbietung von Dir reden wollte, der käme bei mir an den Unrechten. Kein Mensch verdammt Deine Vergnügungen; im Gegenteil, wir wünschen Dir deren noch mehr, und alle Annehmlichkeiten des Lebens dazu, soviel Dein Herz begehren mag; wir wünschen Dir einen großen Kreis von geistvollen Leuten, die würdig sind, Dich zu unterhalten — doch gleichzeitig wünschen wir die verfluchte Schädlingsbrut, die Dich mit all den Deinen entzweit, in die Hölle und zu allen Teufeln; schinden könnte ich sie ohne Gewissensbisse, sowenig ich zu Grausamkeit geneigt bin. Nein, liebe Schwester, wir trauen Dir weder Ehrgeiz noch Ränkesucht zu; Dir dergleichen Charakterzüge anzuhängen, ist gar zu freigebig; in Berlin ist noch keiner auf den Gedanken gekommen. Doch schließlich, wenn Du mich zum Äußersten treibst, wenn Du mir weder Anhänglichkeit noch Rücksicht, noch die geringste Wertschätzung zu erkennen gibst, so ist es wohl natürlich, daß mein Betragen kühl wird. Man kann doch nur die lieben, die uns lieben, und gegen das Herzeleid, daß einem die liebsten Verwandten antun, ist unser Gemüt stets am wenigsten gefeit. Ich bin Dir nie zunahe getreten und habe Dir keinen Vorwurf zu machen, ja, trotz allem, was vorgefallen ist, bin ich Dir noch immer zugetan . . .

205. An August Wilhelm

Potsdam, 15. Juli 1746.

Liebster Bruder,

Du weißt, daß ich Dich liebe und daß es mir stets aufrichtige Freude bereitet, Dich zu sehen. Zu meiner großen Genugtuung hatte ich dies Vergnügen in Oranienburg und Remusberg; es würde mir jede andere Unterhaltung ersetzen, auch wenn Dein Geschmack und Deine Prachtliebe mir nicht Freuden aller Art beschert hätten. Ich wünsche sehr, daß die gestrige und heutige Hitze der Königin[1] nicht zur Last fällt. Gestern, nach ihrer Abreise, hatten wir ein ländliches Abendessen auf der Brücke von Remusberg, doch entbehrten wir die gute Gesellschaft, die den holden Erdenwinkel eben verlassen hatte. Heute habe ich in Ruppin und Nauen Station gemacht, Orten, die mich an die holden Verirrungen und Streiche meiner Jugend erinnert haben.

[1] D. h. der Königin-Mutter.

Als ich diese Stätten meiner ausgelassenen Freuden wieder betrat, hörte ich all die alten Spießbürger einander ins Ohr flüstern: „Ja, unser guter König ist wirklich der größte Narr in seinem Staate. Wir kennen ihn und wissen, was mit ihm los ist, und unsre Fenster wissen es noch besser. Gott sei Dank haben wir wenigstens ganze Fensterscheiben, seit der Tollkopf abgezogen ist, um der Königin von Ungarn die Fenster einzuschlagen". Du kannst Dir wohl denken, wie sehr dies Loblied meine Eigenliebe gedemütigt hat! Trotzdem habe ich mich entschlossen, dem weisen Vorbild des Pudels zu folgen: Ich habe mich geschüttelt und aus dem Staube gemacht. Ein Prophet, hab' ich mir gesagt, gilt nichts in seinem Vaterlande[1]! Das ist der Grund, warum die Katholiken sich wohl hüten, einen Heiligen zu kanonisieren, bevor die Gefährten seiner Ausschweifungen, seine Mätressen, Pagen und Ärzte tot und begraben sind.

Statt eines kurzen Briefes schreibe ich Dir einen sehr langen, aber ich bin zu faul, um ihn zu kürzen, und bitte Dich, mir die Langeweile der Lektüre in Ansehung meiner Zärtlichkeit zu verzeihen ...

206. An Heinrich

[1746.]

Lieber Bruder,

Wie ich aus Deinem Brief ersehe, wünschst Du Aufschluß über die Gründe meiner Unzufriedenheit mit Dir zu haben[2]. Du weißt, wie ich mich um Deine Freundschaft bemüht habe. Ich habe weder Zärtlichkeiten noch was man Entgegenkommen nennt, gespart, um Dein Herz zu gewinnen. Aber trotz dieses meines herzlichen und liebevollen Benehmens habe ich Deine Freundschaft nicht zu erlangen vermocht. Du hattest Vertrauen zu mir, als Deine Liebesgeschichte Dich nötigte, mich um Hilfe anzugehen, da ich allein Dich zufriedenstellen konnte. Aber sonst hast Du mir bei keinem Anlaß auch nur das geringste Vertrauen geschenkt. Im Gegenteil, ich habe in Deinem Benehmen nichts als eisige Kälte verspürt. Du hast mit mir nicht wie mit einem Bruder verkehrt, sondern wie mit einem Fremden. Schließlich verlor ich die Geduld und paßte mein Benehmen dem Deinen an. Wie kannst Du da verlangen, daß meine Freundschaft sich erwärmt, während Du eiskalt bist? Deine geringe Zuneigung zu mir war mir um so schmerzlicher, als mich die Bande des Blutes und der Zuneigung an Dich fesseln. Du kannst mein Benehmen nicht verurteilen, ohne das Deine mit

[1] Evang. Matthäus XIII, 57. — [2] Prinz Heinrich, der erst 1726 geborene Bruder Friedrichs, hatte schon im Zweiten Schlesischen Kriege seine militärischen Fähigkeiten bewiesen. Im Frieden zeigte er sich nachlässig, und das Verhältnis der beiden Brüder verschlechterte sich auch sonst durch Heinrichs Schuld.

zu verdammen; es ist ein Spiegel, der Dir das getreue Abbild Deines frostigen Gebarens zurückwirft. Es liegt nur an Dir, damit ein Ende zu machen. Um Dir zu zeigen, daß ich nichts fordre als Deine Freundschaft und Dein Vertrauen, tue ich gern den ersten Schritt, indem ich Dir die verlangten Pläne schicke und Dir versichre, daß ich mich trotz Deiner Zurückhaltung und der tiefen Entfremdung zwischen uns, die Du herbeigeführt hast, als Deinen Bruder fühle und daß Du meinem Herzen weit näher stehst als ich dem Deinen.

207. An Heinrich

[1746.]

Lieber Bruder,

Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Wir sind beide gleich kalt gegeneinander, und da Du es so willst, bin ich zufrieden. Nur meine Vermittlung in Deinen Liebesangelegenheiten stimmt Dich bisweilen milder gegen mich, wenn Du ihrer bedarfst. Übrigens reizt mich die Unfreundlichkeit, die Du mir bei allen Gelegenheiten beweist, nicht zu neuen Anstrengungen, die Liebe eines Bruders zu erringen, der so wenig für mich übrig hat. Das ist alles, was ich für diesmal zu sagen habe.

208. An August Wilhelm

Potsdam, 11. September 1746.

Lieber Bruder,

Ich wundere mich garnicht, daß Du in Deinen Jahren[1] den wirklichen Krieg der Tätigkeit im Kabinett vorziehst. Ich für mein Teil gebe jetzt der letzteren den Vorzug. Der Krieg kostet uns zu viele Freunde, zu viel Blut. Auf die Dauer ist er selbst für den Sieger verhängnisvoll, ganz abgesehen davon, daß man kaltblütig zuhören kann, wie über den Herzog von Lothringen und den Grafen von Sachsen geurteilt wird[2], wogegen unsere Eigenliebe nicht so sanftmütig ist, wenn über uns selbst geurteilt wird. Ich habe Krieg geführt, aber mit furchtbarer Gefahr für den Staat; ich habe meinen Ruf wanken und sich wieder befestigen sehen; kurz, seitdem ich so viele Zufälle bestanden habe, schätze ich die Augenblicke, wo ich frei atmen kann.

[1] August Wilhelm war 10 Jahre jünger als der König. — [2] Über deren Kriegführung im Jahre 1746 vgl. Werke Bd. III, S. 15 und den Brief vom 13. November 1746.

Liegt einem der Ruhm des Heeres am Herzen, so kann man nicht ohne beständige innere Aufregung Krieg führen. Man will allem Mißgeschick vorbeugen, selbst den geringsten Fehlschlag vermeiden und durch weise Voraussicht dem Schicksal alles abtrotzen, was man vermag. Aber die Wachsamkeit und Fähigkeit eines Einzigen reicht nicht hin, um so große und verschiedene Dinge zu umspannen, und schließlich führt man doch nur Krieg, um zum Frieden zu gelangen. Der Herzog von Lothringen hat Unglück — das genügt: jeder sieht ihm auf die Finger, jeder rechnet es ihm zur Schuld an, daß er den Franzosen nicht überlegen ist. Die Österreicher ziehen sich in Flandern zurück und verfolgen in Italien die Spanier[1], aber ihre Siege schwächen sie ebenso wie ihre Niederlagen, während wir uns Tag für Tag erholen. Lassen wir ihnen den Ruhm, den Stoff für die Lobhudeleien der Zeitungsschreiber herzugeben, und genießen wir das Glück des Friedens, das sie nicht kennen . . .

209. An August Wilhelm

Potsdam, 18. September 1746.

Liebster Bruder,

Du kannst Deine Zeit nicht besser verwenden als durch Aufklärung Deines Geistes und Erweiterung Deiner Kenntnisse. Das Amt, zu dem Dein Schicksal Dich beruft, erheischt nicht allein gerade Gesinnung, sondern auch große Fähigkeiten. Ich bereue jeden Tag meines Lebens, den ich nicht fleißigem Studium gewidmet habe. Man kann seine Urteilskraft und seinen Scharfsinn nie genug vervollkommnen. Die Geschichte der früheren Zeiten ergänzt unsere Erfahrung; in dieser Sammlung von Ereignissen findet man Vorbilder für alles, was heutzutage geschehen kann. Von den verschiedenen Büchern, die die Welt besitzt, eignen sich nach meiner Meinung drei Arten besonders für diejenigen, die ihre Geburt zu Staatsmännern bestimmt: Erstens die Geschichtswerke mit guten allgemeinen Betrachtungen, wie Tacitus[2], Livius[3], Plutarch[4] usw. Zweitens die Werke über diplomatische Unterhandlungen, wie die Memoiren des Chevalier Temple[5], die Briefe des Grafen

[1] Vgl. den Brief vom 3. November 1746. — [2] Publius Cornelius Tacitus (54—117), der berühmte Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit von Tiberius bis Titus; für die Deutschen schuf er mit seiner „Germania" eine Darstellung ihrer Vorgeschichte. — [3] Titus Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.) schrieb eine römische Geschichte von der Gründung Roms bis 9 v. Chr. — [4] Plutarchos, der im 1. Jahrhundert n. Chr. lebte, schrieb 46 vergleichende Lebensbeschreibungen von Griechen und Römern. — [5] Sir William Temple (1628—1699) war schon unter Karl II. von England die Seele des Widerstands gegen Ludwig XIV.; er vermittelte die Heirat Wilhelms von Oranien mit Karls Nichte Maria. Seine Memoiren (Amsterdam 1708) betreffen die Jahre 1672—1679.

d'Estrades[1], die Memoiren des Philipp von Comines[2] usw. Zur dritten Gattung gehören die kritischen Werke aller Art. Urteilsvolle Kritik ist sehr lehrreich. Sie lehrt uns zwischen Gut und Böse unterscheiden, den Glanz der Wahrheit von der Schminke des Scheins trennen. Scharfäugig entdeckt sie die Wahrheit unter den trügerischen Worthüllen. Sie prüft den Zusammenhang einer Rede, wägt den Wert der Gründe und schätzt den Grad ihrer Wahrscheinlichkeit richtig ein. In dieser Gattung gibt es unzählige Werke über alle möglichen Gegenstände, aus denen sich großer Nutzen ziehen läßt. Ich bitte Dich um Vergebung für dies lange Gerede; Dir zu schreiben macht mir soviel Freude, und ich vergesse darüber, daß ich Dich langweile ...

210. An August Wilhelm

Potsdam, 13. Oktober 1746.

Lieber Bruder,

Meine Werke sind es kaum wert, gelesen zu werden. Ich schreibe sie teils zu meiner Kurzweil und teils, damit die Nachwelt einen Überblick über mein Handeln und dessen Beweggründe erhält[3]. Ich habe so viele falsche Urteile über die Handlungen der Herrscher gehört — meistenteils aus Unkenntnis! Die Umstände rechtfertigen eine Handlung oder verurteilen sie. Hat man aber keine Ahnung von diesen Umständen, welches Urteil kann man dann fällen? Ich verlange weder Lob noch Tadel; ich will nur selber mit meinem Benehmen zufrieden sein können und mir nichts vorzuwerfen haben. Überhaupt kann man es ja bekanntlich nicht jedermann recht machen. Man hat Feinde und Neider, und der gute Ruf ist etwas so Ungewisses. Sieht man doch die Menschen ihre Meinung von einem Tage zum anderen leichtfertig wechseln, am Abend tadeln, was sie am Morgen gelobt haben, und so ungerechte Urteile fällen, daß ich mich überhaupt wundere, wie jemand noch um einen so oberflächlichen und verächtlichen Beifall buhlen kann.

Ich bitte Dich um Entschuldigung für die starke Dosis Moral in diesem Briefe. Ein Dunst aus Seneca[4] ist mir zu Kopfe gestiegen, aber ich verspreche Dir, im nächsten Briefe lustiger zu sein ...

[1] Godefroi Comte d'Estrades (1607—1686), Diplomat und Marschall, zeichnete sich bei den Nimwegener Friedensverhandlungen aus. Seine „Briefe, Erinnerungen und Verhandlungen aus der Zeit seiner Gesandtentätigkeit in Holland" betreffen die Jahre 1667/68; sie erschienen 1709. — [2] Über Comines vgl. den Brief vom 18. März 1736. Seine Memoiren reichen von 1464 bis 1498. — [3] Friedrich arbeitete damals an der „Geschichte meiner Zeit". — [4] Seneca als Philosoph des Stoizismus.



211. An Graf Moritz von Sachsen[1]

Charlottenburg, 13. November 1746.

Herr Marschall,

Ihr freundlicher Brief war mir sehr lieb. Ich glaube, jeder, der ein Heer zu führen hat, kann daraus lernen. Sie geben Vorschriften, die Sie durch Ihr Beispiel erhärten. Ich kann Ihnen versichern, daß ich nicht der letzte war, der Ihren Operationen Beifall gezollt hat.

In der brausenden Jugend folgt man nur der lebhaften Phantasie, die durch keine Erfahrung gezügelt wird. Da opfert man alles den glänzenden Taten und

[1] Graf Moritz von Sachsen (1696—1750), französischer Marschall, der bedeutendste französische Heerführer jener Zeit; im Oktober 1746 hatte er über die Niederländer, die auf Österreichs Seite fochten, bei Rocoux gesiegt; vgl. Werke Bd. III, S. 15.

den aufsehenerregenden Dingen. Mit zwanzig Jahren schätzte Boileau[1] einen Voiture[2], mit dreißig gab er Horaz den Vorzug.

In den ersten Jahren, wo ich meine Truppen führte, war ich für weite Vorstöße in Feindesland, aber durch viele Ereignisse, die ich erlebt und an denen ich Anteil gehabt habe, bin ich davon abgekommen. Durch solche Vorstöße ist mein Feldzug von 1744[3] gescheitert. Ebenso haben die Franzosen und Spanier Italien räumen müssen, weil sie ihre Quartiere schlecht gesichert hatten[4].

Ich habe Ihren Feldzug in Flandern Schritt für Schritt verfolgt, und wenn ich mir auch auf mein Urteil nicht allzuviel einbilde, glaube ich doch, daß selbst die strengste Kritik nichts daran aussetzen kann.

Die große Kunst im Kriege besteht darin, alle Ereignisse vorauszusehen, und die große Kunst des Heerführers ist die, alle Hilfsmittel im voraus bereit zu haben, damit er in seinen Entschlüssen nicht behindert ist, wenn die Entscheidungsstunde naht.

Je tüchtiger, disziplinierter und besser zusammengesetzt die Truppen sind, um so leichter ist es, sie zu führen. Und da der Ruhm in der Überwindung von Hindernissen liegt, ist es sicher, daß dem, der die meisten überwunden hat, auch die größte Ehre zufallen muß. Man kann aus Fabius stets einen Hannibal machen, aber ich glaube nicht, daß Hannibal imstande ist, das Benehmen des Fabius nachzuahmen[5].

Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen zu dem schönen Feldzug, den Sie eben beendet haben, und zweifle nicht, daß der Erfolg Ihres nächsten Feldzugs dem der beiden vorangegangenen gleichkommen wird. Sie bereiten die Ereignisse mit solcher Klugheit vor, daß das Resultat ihr entsprechen muß. Das Kapitel der Ereignisse ist groß, aber Voraussicht und Geschicklichkeit können das Glück zwingen.

Ich bin mit größter Hochachtung

Ihr wohlgeneigter Freund

F r i d e r i c h.

212. An Wilhelmine

Berlin, den 23. Dezember 1746[6].

Meine liebe Schwester,

Daß der Stoff, den ich mir die Freiheit nahm, Dir zu senden, Dir Freude gemacht hat, beglückt mich, das ist ja mein ganzes Ziel und Streben. Du sagst mir so-

[1] Über Boileau vgl. die Notiz zum Brief vom 4. November 1736. — [2] Vincent Voiture (1598 bis 1648); vgl. den Brief vom 10. August 1739. — [3] Vgl. Friedrichs Selbstkritik in der „Geschichte meiner Zeit", Werke Bd. II, S. 176. — [4] Die vereinigten französischen und spanischen Armeen hatten 1745 im österreichischen Italien große Eroberungen gemacht, die ihnen 1746 zum Teil wieder verloren gingen. — [5] Die wohl auf Plutarch zurückgehende hohe Einschätzung des Quintus Fabius Maximus Cunctator durch Friedrich ist heute der entgegengesetzten Auffassung gewichen. Auch war nicht Fabius Maximus, sondern Marcus Claudius Marcellus, wenn man überhaupt einen einzelnen nennen darf, der Besieger Hannibals in Italien. Fabius Maximus wird auch erwähnt Werke Bd. VI, S. 398. — [6] Das Datum ist vielleicht irrig, da der Brief eine Antwort ist auf ein Schreiben Wilhelminens vom 25. Dezember.



Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich;
Pastell von La Tour, in der Gemäldegalerie zu Dresden

viel Verbindliches von Deiner Zuneigung, die wieder aus der Asche ersteht, Worte, die sich mir wie ein Schleier über die Zwischenzeit legen, da dies schöne Feuer anscheinend erloschen war. Mein Wunsch ist nur, daß nicht wieder eine neue Verdrießlichkeit dazwischen kommt, die die Dauer dieser Zuneigung in Frage stellen könnte, und daß fortan die Stimme des Blutes lauter in Dir spreche als all die Wahnvorstellungen, mit denen Dich eine verblendete Freundschaft betört. Das sind meine Neujahrswünsche für mich selber. Dir, liebe Schwester, wünsche ich alles Glück und allen Segen, dazu eine Gesundheit, widerstandsfähig genug, das alles recht zu genießen.

Ich bringe hier mein Leben ziemlich behaglich und angenehm hin, in einer Tageseinteilung, die zwischen Schauspiel, guter Gesellschaft und dem Studium wechselt. An Fremden ist hier kein Mangel, täglich treffen neue ein. Graun[1] hat seine Oper Cajo Fabricio vollendet, ein Meisterwerk. Jetzt schreibt er eine für den Geburtstag der Königin-Witwe[2]. Das Libretto ist aus dem Französischen übersetzt, wo es Les fêtes galantes heißt, ein Stück, reich an Chören, Balletts und Gepränge, also eine Lustbarkeit, ganz dem festlichen Tage angemessen, für den es bestimmt ist. Verzeih, daß ich Dich mit diesen Nichtigkeiten unterhalte ...



213. An Voltaire

Potsdam, 22. Februar 1747.

... Das Werk, das mich beschäftigt, gehört nicht zu den Memoiren oder Kommentarien[3]; ich selbst spiele keine Rolle darin. Es ist ein Zeichen von Beschränktheit, wenn ein Mensch sich für so bemerkenswert, für ein so seltenes Geschöpf hält, daß die

[1] Karl Heinrich Graun (1701—1759) gehörte der Kapelle Friedrichs schon in der Kronprinzenzeit an. — [2] Sophie Dorothea ist am 16. März 1687 geboren. — [3] Die zweite Niederschrift der Geschichte meiner Zeit; vgl. Werke Bd. II, Einleitung Seite V. Die Kommentarien wohl eine Anspielung auf Cäsars Commentarii de bello Gallico.

ganze Welt die Einzelheiten seines persönlichen Schicksals erfahren muß. Ich habe die Umwälzung Europas in großen Zügen geschildert und mich befleißigt, die Lächerlichkeiten und Selbstwidersprüche im Benehmen der Regierenden aufzuzeigen. Ich habe den Inhalt der besonders wichtigen Unterhandlungen und hervorragenden Kriegsereignisse wiedergegeben und diese Darstellung mit Betrachtungen über die Ursachen der Ereignisse und die verschiedenen Wirkungen gewürzt, die aus ein und derselben Sache entspringen, wenn sie zu anderen Zeiten oder bei verschiedenen Völkern geschieht. Die militärischen Details, die Sie verschmähen, sind zweifellos die langen Berichte und Aufzählungen von hundert kleinen und wertlosen Dingen, und darin haben Sie recht. Trotzdem muß man zwischen den Gegenständen und der Ungeschicklichkeit ihrer gewöhnlichen Darsteller unterscheiden. Läse man eine Beschreibung von Paris, bei der sich der Verfasser darin gefiele, die genauen Abmessungen der Häuser dieser Riesenstadt zu geben und nicht mal den Plan der elendesten Spielhölle wegzulassen, so würde man Buch und Verfasser der Lächerlichkeit preisgeben, darum aber nicht sagen, Paris sei eine langweilige Stadt. Eine gedrängte und wahre Beschreibung der großen Kriegsereignisse, wobei der Verfasser namentlich die leitenden Gesichtspunkte der Heerführer und den Kern seiner Operationen hervorhebt, ein solches Werk muß für alle, die sich dem Waffenberuf widmen, belehrend sein. So zeigt der Anatom den Bildhauern, durch welche Zusammenziehungen der Muskeln die Glieder des menschlichen Körpers sich bewegen. Alle Künste haben ihre Regeln und Beispiele — warum sollte die Kriegskunst, die das Vaterland beschirmt und die Völker vor sicherem Untergang bewahrt, keine haben? . . .

Ich war tatsächlich dem Tode nahe, denn ich hatte einen leichten Schlaganfall[1]. Mein Temperament und meine Jahre haben mir darüber hinweggeholfen. Wäre ich ins Schattenreich hinabgestiegen, ich hätte nach Lukrez[2] und Virgil gespäht, bis ich Sie hätte ankommen sehen; denn Sie können im Elysium keinen anderen Platz einnehmen, als zwischen diesen beiden Herren. Trotzdem ziehe ich es vor, Ihnen in dieser Welt zu begegnen. Meine Wißbegier nach dem Unendlichen und nach den letzten Dingen ist nicht so groß, daß ich es mit der großen Reise besonders eilig hätte. Sie machen mir Hoffnung auf Ihre Herkunft, aber ich werde nicht eher froh sein, Sie zu sehen, als bis ich Sie leibhaftig vor Augen habe; denn ich setze auf Ihre Reise kein großes Vertrauen. Und doch können Sie auf einen guten Empfang rechnen,

Denn immer lieb' ich Dich, so undankbar
Du Schelm auch bist, und leichten Sinns verzeiht
Mein christlich Herz die Sünden immerdar . . .[3]

[1] Friedrich hatte am 13. Februar einen Schlaganfall gehabt. — [2] Carus Titus Lucretius (99 bis 55 v. Chr.), dessen Werk „Über die Natur der Dinge" Friedrich in französischer Übersetzung gelesen hatte. — [3] Aus Voltaires „Epistel an Genouville" von 1719.

214. An Wilhelmine

[Potsdam], den 24. [Februar 1747].

Geliebteste Schwester,

Du nimmst einen sehr regen Anteil an meinem Ergehen. So sehr mich auch Deine Teilnahme beglückt, wäre ich doch untröstlich, wenn etwa diese Sorge Deine Gesundheit gefährden sollte. Mein Befinden ist erheblich gebessert, von dem Anfall vor vier Wochen fühle ich keine Nachwehen mehr, nur setzen meinem Körper so viele Feinde zu, daß ich dauernd genötigt bin, über sie zu wettern: bald ist's die Gicht, bald Hämorrhoiden, bald Blasenbeschwerden. Du kannst es wohl verstehn, wenn man sich mit so vielen Übeln herumschlagen muß, kommt man nie zu einer ruhigen Verfassung. Doch ich behellige Dich da mit Einzelheiten einer Anfälligkeit, die ich besser vor mir selber verhehlen sollte, um sie zu vergessen. Die Königin, unsere teure Mutter, war krank an einem Schnupfenfieber; Gott sei Dank ist sie so ziemlich damit durch. Viel gewonnen hast Du, liebe Schwester, mit dem Aufschub der Verheiratung meiner Nichte[1]; solche Fristung kann nur ihr Gutes haben. So hat der Herzallerliebste Zeit, sich erst einmal die Hörner abzulaufen und sein Jugendfeuer zu verpuffen ...

215. An Maupertuis

[März 1747].

Ich bitte Sie, mir die nachfolgenden Fragen zu beantworten[2]:

1. In welchem Jahre hat Newton an seiner Berechnung der Gravitation der Gestirne und Planeten um einen gemeinsamen Mittelpunkt gearbeitet?
2. In welchem Jahre hat Locke geschrieben?
3. Wann hat Otto von Guericke die Luftpumpe erfunden?
4. Wann ist die Elektrizität entdeckt worden, und wem ist diese Entdeckung zu danken?
5. Welche wichtigen Entdeckungen sind von 1640 bis 1740 in der Physik und Anatomie gemacht worden?

[1] Elisabeth Friederike Sophie, die erst am 26. September 1748 Karl Eugen von Württemberg heiratete. Dieser war in Berlin erzogen. Friedrich gab ihm bei seiner Mündigkeitserklärung einen Fürstenspiegel mit auf den Weg, in dem er ihn auch vor zu frühem Heiraten warnt; vgl. Werke Bd. VII, S. 200 ff. — [2] Vermutlich stellte Friedrich diese Fragen für das erste Kapitel der „Geschichte meiner Zeit", das er mit einer kurzen Darstellung der „Fortschritte des menschlichen Geistes" schließt; vgl. Werke Bd. II, S. 43 ff.

Entschuldigen Sie bitte, wenn ich Sie vielleicht von einer nützlicheren Berechnung ablenke, aber ich kann mein Kapitel ohne dies alles nicht abschließen.

Ich brauche noch den Namen des englischen Mathematikers, der die Fortschritte des Unglaubens und das Ende des Christentums berechnet hat[1].

Friderich.

216. An Maupertuis

[Potsdam,] den 10. April [1747].

Sie erhalten mit diesem Briefe drei sehr verschiedene Dinge. Erstens eine der Münzen[2], die die menschliche Eitelkeit in Kurs gesetzt hat und die wir Marktschreier zur kläglichen Belohnung empfangener Dienste benutzen. Ein bloßer Dunst, von dem der Hochmut sich nährt. Da diese Speise absolut keinen Nährwert hat, so haben die Maler sich den Hochmut als hager und knochendürr vorgestellt. Daher personifizieren sie diese Leidenschaft in einer fleischlosen, geisterhaften Gestalt. Das zweite, das ich Ihnen sende, betrifft die Pfründe Ihres Bruders . . . Das dritte ist eine akademische Abhandlung[3], mit der ich die Faulheit von d'Argens, Francheville[4] und Pelloutier[5] wettmache. Es ist die Geschichte eines kleinen Insekts, das auf der Oberfläche dieses Erdballs, den Sie messen[6], herumkriecht. Ein derartiges Ding ist für einen Mathematiker Ihres Ranges dasselbe wie eine Maus für einen Turenne. Aber Sie wissen, daß nicht jeder, der es sein will, Mathematiker ist, daß Ihre algebraischen Gleichungen mir ein Graus sind, daß Ihre Integralrechnung mir unentwirrbar erscheint, und daß man, um nach Athen zu gehen, attische Neigungen haben muß. Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen Gesundheit und empfehle Ihnen Diät.

Friderich.

217. An August Wilhelm

Potsdam, 24. April 1747.

Lieber Bruder,

Es freut mich, daß Du die Tage, die Du hier verbracht hast, nicht bereust. Ich warte nur auf eine weniger arbeitsreiche Zeit, um Dich mal in größerer Ungebundenheit bei mir zu sehen und Dich über alles, was den Staat betrifft, zu informieren.

[1] In der zweiten Fassung der „Geschichte meiner Zeit" sagt König Friedrich: „Ein Engländer namens John Traigue hat zu berechnen gewagt, wie lange die christliche Religion noch bestehen würde, und ausgerechnet, daß sie in . . . Jahren vom Deismus besiegt sein werde". — [2] Den Orden pour le mérite. — [3] Geschichte des Hauses Brandenburg bis 1640; vgl. Werke Bd. I. — [4] Hofrat Joseph de Francheville, Mitglied der physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften. — [5] Der Konsistorialrat und Prediger Simon Pelloutier (1694—1757); seit 1725 in Berlin; Mitglied der philologischen Klasse der Akademie. — [6] Anspielung auf Maupertuis' Berechnung von der Abplattung der Erde an den Polen.

Denn bei der Art unserer Regierung tut der König alles, und die anderen führen jeder in seinem Bereich die Einzelheiten aus. Kennt der Herrscher also nicht gründlich den Zusammenhang aller Einzelheiten, so muß der Staat schwer darunter leiden. Da Du nun aus Unkenntnis des tieferen Zusammenhanges zwischen allen Regierungszweigen bei jedem unvorhergesehenen Ereignis in den Geschäften ganz unbewandert wärest, trotz der Ordnung und Klarheit, die in jedem einzelnen Teil herrschen, so kann Dir die Zeit, die Du zu Deiner Belehrung opferst, nur von größtem Nutzen sein. Hoffentlich ersiehst Du gerade hieraus das hohe Maß meiner Freundschaft und meines Vertrauens zu Dir.

218. An Wilhelmine

Potsdam, 26. Oktober 1747.

Geliebte Schwester,

Es tut mir recht leid, Dich so oft unpäßlich zu wissen; ich glaube, Du überanstrengst Dich. Du sagst mir so verbindliche Dinge, daß ich verstummen muß. Meine Gesinnung Dir gegenüber ist ganz und gar, wie sie sein muß, doch wie ihr Gegenstand über jeden Ausdruck erhaben ist, so hat mein übervolles Herz nur eine stumme Sprache dafür[1] . . .

Die Geschichte der Menschheit ist ein Gewebe von Gutem und Schlimmem. Angesichts der tausend Krankheiten, denen wir ausgesetzt sind, der Unzahl von Zufällen, angesichts all des drohenden Ungemachs, ist es immer noch erstaunlich, daß wir so wohlfeil dabei wegkommen. Doch ein Augenblick der Lust, ein flüchtig Wölkchen von Heiterkeit — und schon fahren wir mit dem Schwamm über das Übel, das uns betroffen hat! Unser wandelbarer und leichter Sinn ist unser ganzes Glück. Wir sind eben so geartet, wie der Erschaffer des Weltalls uns nach seinem Gefallen gestaltet hat. Die rechte Lebenskunst verlangt: bescheide dich mit deiner Lage, freue dich der Gegenwart, ohne über die Zukunft allzuviel zu grübeln, und das um so mehr, als mit all unserm Grämen wider das Mißgeschick nichts getan ist, und unser Unvermögen, etwas daran zu ändern, uns Geduld und Verzichten lehren müßte. Wir sollen uns Glück wünschen zu allem Unglück, das uns erspart bleibt, vor allem aber das Gute genießen, wie es kommt, und der Griesgrämigkeit und traurigen Betrachtungen nicht erlauben, unsere Freuden zu vergällen. Jedes Ding, sagt Montaigne[2], hat zwei Henkel, einen guten und einen schlimmen; es gilt, die Dinge von der guten Seite zu nehmen und den Geist von Traurigkeit fernzuhalten, denn dies ist ein Übel, das um sich greift und das gesegnetste Leben vergiftet . . .

[1] Im August 1747 hatte Wilhelmine ihren Bruder in Sanssouci besucht; damals wurde zwischen beiden das alte herzliche Verhältnis wiederhergestellt. — [2] Michel de Montaigne (1533—1602), skeptischer Philosoph, dessen Essays diese Worte entnommen sind.

219. An Wilhelmine

Potsdam, 20. November 1747.

Geliebte Schwester,

Dein Brief kommt wie gerufen, mich von meiner Qual zu erlösen: endlich darf ich Deiner Gesundheit wegen beruhigt sein. Du glaubst nicht, was alles für Nachrichten herumschwirren und bis hierher gelangen; jeden Augenblick liegst Du im Sterben oder bist schon gestorben. Ich verstehe nicht, was die Menschen für ein boshaftes Vergnügen dabei finden können, dergleichen Gerüchte auszustreuen, Gerüchte, die doch nur alle, die an Dir hängen, so wie ich, schwer beunruhigen müssen. Nun ist also die alte Herzogin von Blankenburg[1] hinübergegangen, es ist ganz gut. Ich glaube, in Braunschweig weiß jeder sich zu trösten: die einen waren es müde, ihr das Witwengehalt zu zahlen, die andern, auf ihren Nachlaß zu lauern, und wieder andere, sie zu sehen. Man vereinsamt in der Welt, wenn man als der Letzte seines Zeitalters zurückbleibt; neue Bande knüpft man nicht mehr, und die alten zerreißt der Tod. Wer klug ist, verläßt die Welt, bevor sie ihn verläßt. Das menschliche Geschlecht langweilt sich gar zu leicht, wenn es immer dasselbe Gesicht ansehen soll; sein Neuheitsbedürfnis zieht es ständig zu neuen Gegenständen hin; so ist es gut, der Welt zuvorzukommen und ihr nicht die Zeit zu lassen, daß sie sich langweile. Meine Weisheit wird den Machthabern nicht gefallen; aber ich gehöre ja selber dazu, und, was noch mehr sagen will, ich bin gefaßt auf alles, was mir begegnen mag. Inzwischen, liebe Schwester, freue Dich Deines Lebens. Wenn wir tot sind, dankt's uns keine Seele, daß wir uns etwas versagt und uns gelangweilt haben. Das Heute gehört uns, vielleicht das Morgen schon nicht mehr. Laß uns die Blumen pflücken, die an unserm Wege blühen, und uns kein Kopfzerbrechen machen über den Weg, den wir noch vor uns haben . . .

220. An Maupertuis

[Berlin, 16. Januar 1748].

Ich erhalte Ihren Brief bei der Rückkehr von einem atto di fè. Mein Bruder, meine Schwägerin und ich haben zu dritt ein Kind gemacht, dessen Pate ich war[2]. Sie sehen, welche Mittel Gott anwendet, um seine Kirche zu bilden! Wer hätte

[1] Herzogin Christine Luise von Braunschweig-Blankenburg, die Großmutter der Königin (1671 bis 1747). — [2] Die Taufe des Prinzen Heinrich d. J., des zweiten Sohnes des Prinzen August Wilhelm, fand am 16. Januar 1748 statt. Prinz Heinrich war geboren am 30. Dezember 1747 und starb am 26. Mai 1767. Vgl. die Gedächtnisrede auf ihn in Werke Bd. VIII, S. 201 ff. Friedrich schreibt italienisch atto di fè (Glaubensakt) statt des gewöhnlichen dem Portugiesischen entlehnten Auto da fè.

gedacht, daß ein eifriger Schüler Epikurs andächtig Wasser auf das Haupt eines Kindes hätte gießen lassen, im Namen von drei Personen, die nur eine einzige sind, und daß ich nun wirklich einen Christen fabriziert habe! Über Ihre Krankheit scherze ich keineswegs[1]. Ich wiederhole Ihnen die schon oft ausgesprochene Bitte, während dieses strengen Frostes die Gesellschaft zu meiden und sich äußerst zu schonen, damit Sie desto gesünder, kräftiger und glänzender wieder auftreten können. Ich verzichte auf das Vergnügen, Sie zu sehen, bis zum ersten Tauwetter, und rate Ihnen, sich frühzeitig nach einem Quacksalber umzutun, der Ihre Brust untersucht ...

Allen Ernstes: schonen Sie sich, denn mit einer zarten Lunge ist nicht zu spaßen. Man muß die Maschine solange wie möglich in dieser Welt in Gang halten. Die andere könnte, oder besser gesagt, wird uns bankrott machen. Also berufen Sie Lieberkühn, Eller[2] und alle Giftmischer der Akademie, damit sie Ihnen Gegengift geben. Sie werden mich zu Äskulap bekehren, wenn sie Sie gesund machen, und ich verspreche Apollo das wenigst schlechte Gedicht, das ich zur Welt bringen kann, wenn seine Kunst Sie wiederherstellt. Ich würde ihm dann sogar viele zarte Färsen und Spenden von Ungarwein opfern; aber dafür würde mich das Theologenvolk verbrennen, und so bleibt mir nichts weiter übrig, als Ihnen von ganzem Herzen Genesung zu wünschen.

Fr.

221. An Maupertuis

[Mai 1748].

Anbei das Leben Friedrichs I. mit einigen Verbesserungen[3]. Ich hoffe, es wird Ihres Erinnerns nun weniger unwert sein. Es ist keck, aber wahr, und das ist nach meiner Meinung das erste Erfordernis der Geschichte. Den Stil unterwerfe ich Ihrer Kritik. Finden Sie, daß noch etwas zu ändern ist, so bin ich bereit, noch einmal die Feile anzulegen. Welch ein Handwerk für einen Mathematiker, Worte zu klauben! Aber Sie sind alles zugleich; auch die Grammatik gehört zu Ihrem umfassenden Wissen, so gut wie die höchste Mathematik. Sie wissen Newton und Leibniz zu beurteilen, in der Operette zu lachen und bei Tisch zu scherzen. Es gibt keinen Lorbeer, der Ihr Haupt nicht schmückte.

Friderich.

[1] Maupertuis war lungenkrank. — [2] Über Lieberkühn vgl. die Notiz zum Brief vom 4. Dezember 1739, über Eller vom 25. Mai 1740. — [3] Aus der „Geschichte des Hauses Brandenburg"; vgl. den Brief vom 10. April 1747.

222. An Wilhelmine

(Potsdam, Mai 1748.)

Biche an Folichon[1],

Ich bin durchaus nicht daran gewöhnt, zarte Huldigungen entgegenzunehmen; stets habe ich auf die spröde Keuschheit der Damen meines Landes gehalten und auf romantische Ritterlichkeit Wert gelegt — bis auf ein kleines Abenteuer, das mir ein wenig meine Figur geschädigt hat; doch Folichon verzeihe ich, was ich einem gewöhnlichen bürgerlichen Köter nicht hingehen ließe. Die besondere Zärtlichkeit meines Herrn für seine Herrin ist für mich entscheidend: ich nehme nur einen einzigen Hund zu meinem Liebhaber. Ja, Folichon, ich nehme nicht nur Ihre Geschenke an, ich ergreife Ihr artiges Pfötchen und schenke Ihnen mein Herz um so freudiger, als mir schon von je ein philosophischer Hund als das einzig Passende für mich vorgeschwebt hat. Ich war hocherstaunt, zu sehen, daß mein Herr, der mir Ihren Brief vorlas, ganz und gar Ihre Ansichten teilt. Er ist beinah so vernünftig wie wir, wirklich ein guter Kopf. Doch eine Einwendung muß ich gegen Ihr Schreiben erheben. Wenn Sie die Selbstsucht des Menschengeschlechtes gebührend kennzeichnen, das so ganz voller Stolz und Dünkel steckt — Ihre Herrin hätten Sie ausnehmen müssen! Ja, Folichon, sagen Sie, was Sie wollen, ich habe sie gesehen, Ihre anbetungswürdige Herrin: Sie werden mir nicht einreden, diese Frau sei nicht von einer höheren Art denn der unseren. Sie hat göttliche Vorzüge, soviel Güte, Beständigkeit, Edelsinn und Erbarmen, daß es offen gesagt meinen Verstand übersteigt. Sie wissen, wir vermögen nur eine recht beschränkte Zahl von Begriffen zusammenzubringen. Sie, mein Gebieter und ich, wir drei sind von der gleichen Gattung; es ist reine Faulheit von ihm und lediglich die Unlust, auf allen vieren zu laufen, wenn mein Herr sich nicht als Windhund bekennt. Böse Zungen heißen ihn Epikuräer; wer Epikuräer sagt, sagt damit Cyniker, und was heißt das anderes als Hund? Ihre Herrin dagegen ist von ganz anderm Schlage. Welche Güte erwies sie damals meinem Herrn und mir, und wie geistreich war doch ihre Unterhaltung! Und dann jenes gewisse Etwas — wie nenn' ich's? Dieser Anmutzauber; dazu die hoheitvolle Haltung, gemildert durch Freundlichkeit! All dies hat für mich etwas Anbetungswürdiges. Legen Sie ihr bitte mein Herz zu Füßen, und das meines Herrn zu allererst, spricht er mit mir doch nur von ihr. Ich hatte meine liebe Not mit ihm diesen Winter über, er wollte sich nicht trösten lassen: nach Empfang eines Briefes sah ich ihn in tödlicher Angst; all meine kleinen Liebkosungen und Aufmerksamkeiten waren da unangebracht. Ich erschöpfte mich in Bemühungen, ihn zu erheitern, doch er war für die Welt gestorben,

[1] Kurz vorher hatte Folichon, Wilhelminens Schoßhund, an Biche, die Lieblingshündin Friedrichs, einen Brief geschrieben, in dem er Gleichstellung der Hunde mit den Menschen forderte, seine Liebe zu Biche erklärte und ihr ein Geschenk überreichte.

und ich glaubte mich schon in Ungnade. Endlich, lieber Folichon, kamen doch wieder glücklichere Tage nach diesen düsteren. Frohsinn verjagte all die Unruhe, und so fließen uns zur Zeit die Tage in guter Ruhe dahin. Ihre Huldigungen retten mich aus der allzu großen Beschaulichkeit, die mich bereits eingelullt hatte; jetzt spüre ich, daß ich ein Herz, geschaffen zur Liebe, mein nenne. Gott, was würde aus uns werden, wären wir der Leidenschaften bar! Unser Leben wäre ein immerwährendes Hinsterben, wir würden in dieser Welt nur das dumpfe Traumdasein der Pflanzen führen, die ohne Freude leben und ohne Schmerz sterben. Jetzt, da ich liebe, ward meinen Sinnen die Welt wieder neu: süßer ist die Luft, die ich atme, strahlender dünkt mich die Sonne, die ganze Schöpfung beseelter. Doch, reizender Folichon, werden wir nun allein in der Hoffnung unsere Seligkeit finden, und nicht vielmehr was unserer Herzen Sehnsucht, unserer Wünsche höchsten ausmacht, auch zur Verwirklichung führen? Sollen wir so dumm sein wie die Menschen? Sie nähren sich von Sehnsuchtwünschen, ersättigen sich an Traum und Wahn, und indes sie ihre Zeit mit leeren Entwürfen verlieren, faßt sie der Tod, ehe sie sich's versehen, und führt sie samt all ihren Plänen von hinnen. Wir wollen weiser sein, nicht einem Schatten nachrennen, sondern die Sache selbst ergreifen. Ich biete Ihnen dies Schmuckstück als Unterpfand meines Wortes und um Ihnen die Gewißheit zu geben, daß ich immerdar sein werde

Ihre treue Biche.

223. An Wilhelmine

Sanssouci, 15. Juni 1748[1].

Meine teuerste Schwester,

Ich bin entzückt, daß die Kühnheit meiner Biche von Folichon nicht übel aufgenommen ward, und daß er Nachsicht genug für sie gehabt hat, um mit freundlichem Blick ihren Brief und ihre Gabe entgegenzunehmen. Oftmals sind die Tiere ganz wertvoll für uns, wir können durch sie unseren Empfindungen mit größerer Ungezwungenheit und mit Freimut Ausdruck geben. Das hat Lafontaine[2], der so reizende Geschichten verfaßt hat, gar wohl gewußt, und so predigen auch die Tiere, denen er seine Beredsamkeit lieh, den Menschen eine Lehre, die leider nur wenige von ihnen im Leben befolgen. Biche hat gesundes Urteil und Auffassungsvermögen, und Tag für Tag sehe ich Leute, die sich nicht so folgerichtig zu benehmen wissen wie sie. Wenn

[1] Erster Brief dieser Sammlung mit dem Datum Sanssouci; das Schloß war am 1. Mai 1747 eingeweiht worden; es diente nur zum Sommeraufenthalt; vgl. Werke Bd. IX, S. 171 ff. — [2] Jean de Lafontaine (1621—1695), der bekannte Fabeldichter.

diese Hündin die Empfindungen meines Herzens geahnt hat, dann hat sie sie nicht übel wiedergegeben, und ich werde sie darum noch mehr lieb haben, wofern Du, teure Schwester, ihren Äußerungen Glauben schenken willst.

Ich gedenke in einigen Tagen die Trinkkur zu beendigen[1], der ich mich unterzogen habe, sie tut mir recht wohl. Dann will ich meine ewigen Besichtigungen in Magdeburg und später in Stettin vornehmen. Im Anschluß daran habe ich sechs Wochen freie Zeit, bevor ich mich nach Schlesien begebe . . .

224. An August Wilhelm

Sanssouci, 19. Juni 1748.

Liebster Bruder,

Endlich schicke ich Dir ein längst versprochenes Werk[2]. Es ist die Frucht unserer Feldzüge und meines Nachsinnens. Ich habe es mit dem ganzen Fleiß ausgearbeitet, den ich aufbringen kann, und werde mich für meine Mühe reichlich belohnt halten, wenn ich hoffen darf, daß es Dir eines Tages von Nutzen sein wird. Nicht ich, lieber Bruder, komme darin zu Worte, sondern die Erfahrung tüchtiger Heerführer. Es sind die Grundsätze, die Turenne, Eugen und der Fürst von Anhalt stets befolgt haben und nach denen auch ich mich bisweilen gerichtet habe, wenn ich mich vorsichtig benahm. Du meinst vielleicht, ich verlangte von einem Heerführer viel, aber es ist allemal gut, auf das Vollkommene zu blicken und viel zu fordern, um wenigstens etwas zu erhalten. Übrigens weiß ich so gut wie ein andrer, daß wir alle nur unvollkommene Menschen sind und an die Größe des Bildes, das ich vor Dir entrolle, nie heranreichen werden. Aber trotzdem steht doch eins fest: wenn man den Geist stets zum Vollkommenen erhebt, wird man dies dadurch gewiß nicht erreichen, aber man wird immerhin Bescheidenheit lernen. Ich habe alle Teile der Heerführung behandelt, nichts ausgelassen und bei den kleinen Einzelheiten auf meine Reglements[3] verwiesen, die alle unsere Offiziere in Händen haben. Vielleicht ist über keine Kunst so viel geschrieben worden wie über die Kriegskunst. Ich habe diese Schriften fast alle gelesen, kann Dir aber dreist versichern, daß Du in keiner so viel Deutlichkeit und so viel Dinge finden wirst, die auf die Art unseres Heerwesens anwendbar sind, als ich in diesem Buche zusammengetragen habe.

Dieser Brief ist keine Vorrede. Indem ich Dir das Werk übersende, mache ich Dich zu seinem Richter. Findest Du es lehrreich, so wirst Du es lesen, wo nicht, verbrennen.

[1] Friedrich trank damals Brunnen von Eger. — [2] Die „Generalprinzipien des Krieges", Werke Bd. VI, S. 3—115. — [3] Die gedruckten Instruktionen für die Offiziere aller Waffengattungen hießen Reglements.

Nur um eins bitte ich Dich dringend: zeige es keinem Menschen und nimm diese Gabe als den größten Freundschaftsbeweis hin, den ich Dir zu geben vermag.

Morgen trinke ich zum letztenmal Brunnen. Dann werde ich noch ein paar Mittel gebrauchen, bevor ich nach Magdeburg reise. Grüße bitte meinen Bruder und nimm die Versicherung meiner zärtlichen Liebe entgegen . . .

225. An Wilhelmine

Potsdam, 28. August 1748.

Geliebteste Schwester,

Zu meiner herzlichen Freude empfing ich zwei liebe Briefe von Dir fast gleichzeitig. Ich bekenne Dir, ich leide im Ernst unter der Unmöglichkeit, Dir bei der Verheiratung Deiner einzigen Tochter pflichtgemäß zur Seite zu sein[1]. Wäre es mir nur irgend vergönnt gewesen, meinen guten Willen, Dir zu dienen, mit meiner gegenwärtigen Lage in Einklang zu bringen, ich hätte nicht verfehlt, mich nach Bayreuth zu begeben. Doch auf der einen Seite haben mir die Ärzte die Trinkkur verordnet, um mir von den Hämorrhoidalbeschwerden, mit denen ich soviel geplagt bin, eine Erleichterung zu verschaffen, und auf der andern Seite hält mich die Frage des Friedens, halten mich die Ränke der Österreicher[2], der Vormarsch der Russen[3], der bedenkliche Gesundheitszustand des Königs von Schweden[4] und andere Dinge von solcher Tragweite in einem Zustand unablässiger Wachsamkeit, und ich wage keinen Blick von dem Weltbilde abzuwenden. Obendrein sind meine Minister für das Auswärtige beide krank[5] und nahezu arbeitsunfähig, sodaß fast ihre gesamten Amtspflichten auf mich allein fallen. Alles das trifft in so ärgerlicher Weise zusammen, daß ich mich, so sehr es mich nach einem Wiedersehen mit meiner angebeteten Schwester verlangt, in der Zwangslage befinde, mir diese Freude versagen zu müssen. Mein Bruder, der Prinz von Preußen, ist in der gleichen traurigen Lage, denn wenn auch zur Zeit wieder fieberfrei, ist er doch so herunter, daß er, glaube ich, vor Ablauf von zwei Monaten kaum wieder bei Kräften sein wird. Indessen wäre es mir doch gar zu schmerzlich, müßte diese

[1] Vgl. den Brief vom 24. Februar 1747. — [2] Schon am 30. April hatten Frankreich, England und Holland Frieden geschlossen und Preußen Schlesien garantiert; Österreich trat erst am 18. Oktober dem Frieden bei. Auch glaubte Friedrich, übrigens mit Unrecht, daß Österreich Rußland zum Krieg gegen Schweden triebe; vgl. Werke Bd. III, S. 18 f. — [3] Der Kanzler Bestushew, argwöhnisch gemacht durch einen Dreibund zwischen Preußen, Frankreich und Schweden, dachte damals an die Beseitigung des schwedischen Thronfolgers, Adolf Friedrichs, der König Friedrichs Schwager war. Friedrich sah den Krieg als nahe bevorstehend an; vgl. auch Werke Bd. III, S. 21 ff. — [4] König Friedrich I. starb erst am 6. April 1751. — [5] Podewils und Mardefeld.

Hochzeitsfeier ganz ohne Teilnahme von Familienmitgliedern vor sich gehen, und so halten sich meine beiden jüngeren Brüder[1] zur Abreise fertig. Sie werden an dem Tage in Bayreuth eintreffen, den Du ihnen brieflich bestimmen wirst. Tausend gute Gedanken und Segenswünsche will ich ihnen mitgeben, sowohl für die Mutter, die so ganz mein Herz beherrscht, wie für die Tochter. Wohnt unseren Wünschen Wirksamkeit inne, so darfst Du, teuerste Schwester, auf Erfüllung der meinigen rechnen: vollkommene Gesundheit und ein langes Leben, das ein Gewebe von lauter Glückseligkeiten sein soll, kurz, auf die Verwirklichung alles dessen, was Dein Herz begehrt. Was meine Nichte anlangt, so wünsche ich ihr viel Geduld, eine gesegnete Nachkommenschaft, sowie immerdar ein leichtes Herz und was mehr denn alles andere sagen will, daß sie jederzeit ihrer herrlichen Mutter Ebenbild sei.

Ich glaube, das Höchste, was sich vom Herzog wird erreichen lassen, wird ein Aufschub von vierzehn Tagen sein. Ich reise zum Beginn der kommenden Woche nach Schlesien, wo ich mich bis gegen Ende des Monats aufhalten werde, da ich über alles Erwarten viele Pflichten dort vorfinde. Die Molteni[2] wird heute abreisen, und ich bin überzeugt, sie wird Euch weder unbequem noch zu kostspielig sein. Laß mich auch fernerhin Deiner unschätzbaren Freundschaft empfohlen sein ...

226. An Voltaire

[Potsdam,] 13. Februar 1749.

... Ich bin ein Freund der Philosophie und der Verse. Mit Philosophie meine ich übrigens weder Mathematik noch Metaphysik. Die erstere ist zwar etwas Erhabenes, aber nichts für die menschliche Gemeinschaft. Ich überlasse sie gern irgendeinem englischen Grübler: mag er nach Belieben den Himmel regieren; ich halte mich an den Planeten, auf dem ich wohne. Und die Metaphysik ist, wie Sie sehr richtig sagen, eine vom Wind geschwellte Blase. Wenn man in jenes Land reist, verirrt man sich zwischen Klüften und Abgründen. Ich bin überzeugt, daß die Natur uns nicht geschaffen hat, um ihre Geheimnisse zu ergründen, sondern damit wir an dem Plane mitarbeiten, den sie sich vorgesetzt hat. Nutzen wir das Leben, so gut wir es vermögen, und beunruhigen wir uns nicht, ob wir aus höheren Antrieben handeln oder unserm freien Willen folgen. Wenn ich trotzdem meine Meinung über diese Frage äußern darf, so scheint es mir, daß unsere Leidenschaften und die Verhältnisse, in die wir gesetzt sind, unser Tun und Lassen bestimmen. Wollen Sie bis zu den letzten Ursachen vordringen, so weiß ich nicht, was sich daraus folgern ließe.

[1] Heinrich und Ferdinand. — [2] Vgl. den Brief vom 6. September 1749.

Ich fühle, es ist mein Wille, gute oder schlechte Verse zu machen, aber ich weiß nicht, ob eine fremde Triebkraft mich dazu drängt. Dann müßte ich ihr allerdings wenig Dank dafür wissen, daß sie mich nicht besser inspiriert.

Erstaunen Sie nicht ob meiner „Ode über den Krieg"[1]; ich muß gestehen, daß ich so und nicht anders denke. Unterscheiden Sie den Staatsmann vom Philosophen, und lassen Sie sich sagen, daß man aus Vernunftgründen Krieg führen, aus Pflicht ein Staatsmann und aus Neigung ein Philosoph sein kann. Die wenigsten haben sich ihre Stellung in der Welt selbst ausgesucht. Geburt oder irgendein andrer Zufall entscheidet über ihren Stand; daher gibt es so viele schlechte Schuhmacher, Priester, Minister und Fürsten.

Wär' alles richtiger bestellt
Auf dieser lächerlichen Welt,
So wär' der Handwerksmann viel besser
Ein Seeheld oder ein Korsar,
Der General ein Gelderpresser,
Der König wohl ein Köhler gar.
Der Hirt wär' reich an Landbesitz,
Der Autor führe wie ein Blitz
Im Krieg daher. Allein gemach!
Ein jeder bleibt bei seinem Fach
Und folgt der ausgetretenen Spur.
Ja bis zur letzten Kreatur
Bleibt stets das alte Weh und Ach ...

227. An Voltaire

Potsdam, den 5. März 1749.

... Tun Sie nur alles Erdenkliche, um wieder gesund zu werden! Die Gesundheit ist auf Erden das einzig Wahre. Ob es Pillen, Sennesblätter oder Klistiere sind, die Sie wiederherstellen, ist einerlei. Die Mittel sind gleichgültig, wenn ich nur das Vergnügen habe, Sie zu hören — denn sehen wird man Sie nicht mehr können; Sie müssen jetzt ganz unsichtbar geworden sein.

[1] Am 26. Januar 1749 hatte Voltaire für die Einsendung dieser Ode gedankt. Das Gedicht, das vor dem Aachener Frieden (Oktober 1748) entstanden sein muß, ist eine Mahnung zum Frieden. Voltaire hatte dem König sein Erstaunen über seine Friedensliebe ausgesprochen.

Trotz der ganzen Universität
Hielt ich stets an meinem Glauben fest,
Daß der Mensch allein aus Stoff besteht,
Der zur Welt kommt, lebt und sie verläßt.
Diese Meinung, die ein jeder tadelt —
Wohl, ich leiste endlich drauf Verzicht,
Huldige der Seele, die Dich adelt,
Doch an Deinen Körper glaub' ich nicht.

Ich schicke Ihnen noch eine Epistel[1]. Sie enthält eine Rechtfertigung der Könige, über die die ganze Welt herzieht und die sie dabei hundertfach um ihr angebliches Glück beneidet. Andere Werke werde ich Ihnen nach und nach schicken; Verse zu machen, ist meine Erholung. Wenn ich auch gegen den Sprachgebrauch verstoße, werden Sie in meinen Episteln doch wenigstens Gehalt finden und keine leeren Trugschlüsse, keine Schaumschlägerei von Worten ohne Gedanken. Nur Sie, die französischen Horaze und Virgile, dürfen „die glückliche Wahl harmonischer Worte"[2] treffen, dürfen mannigfache Wendungen gebrauchen, ungezwungen vom ernsten Stil zum lustigen übergehen und die Blumen der Beredsamkeit mit den Früchten des gesunden Menschenverstandes vereinen.

Wir Ausländer verzichten zwar nicht auf die Vernunft, aber wir fühlen, daß wir die Eleganz und Reinheit, wie sie die strengen Gesetze der französischen Dichtkunst fordern, nie erreichen werden. Das allein erfordert einen ganzen Mann. Mich lenken tausend Pflichten, tausend Beschäftigungen davon ab. Ich bin wie ein Galeerensklave am Staatsschiff angekettet oder wie ein Steuermann, der das Ruder weder zu verlassen noch zu schlafen wagt, weil er sonst das Schicksal des unglücklichen Palinurus zu fürchten hat[3]. Die Musen verlangen Zurückgezogenheit und völligen seelischen Gleichmut, den ich fast nie besitze. Oft, wenn ich drei Verse geschrieben habe, werde ich unterbrochen. Meine Muse wird kühl, und mein Geist erwärmt sich nicht so leicht wieder. Gewisse bevorzugte Wesen machen Verse im Getriebe der Höfe wie in der Stille von Cirey, in den Kerkern der Bastille[4] wie auf dem Strohsack während der Reise. Ich habe nicht die Ehre, zu ihnen zu zählen; meine Dichtung ist eine Ananas, die im Treibhause Frucht trägt, aber im Freien zugrunde geht.

Leben Sie wohl! Nehmen Sie alle Arzneien, die Sie wollen, aber vor allem täuschen Sie meine Erwartung nicht und kommen Sie mich hier besuchen. Ich verspreche Ihnen einen neuen Kranz unserer schönsten Lorbeeren, eine jungfräuliche Magd zu Ihrem Gebrauch und Verse zu Ihrer Ehre.

Fr.

[1] An Darget, „Apologie der Könige"; vgl. Werke Bd. IX, S. 133 ff. — [2] Boileau, Art poétique I, 109. — [3] Palinurus, Steuermann des Äneas, auf der Fahrt nach Italien ins Meer gestürzt; Virgil, Äneis VI, 337 ff. — [4] Voltaire wurde 1717/18 und 1726 in die Bastille gebracht; vgl. auch Werke Bd. VIII, S. 234.

228. An Voltaire

[Potsdam], den 16. Mai 1749.

Das nennt man schreiben! Ich liebe Ihren Freimut. Ja, Ihre Kritik sagt mir in zwei Zeilen mehr als zwanzig Seiten Lobeserhebungen[1]. Die Verse, die Sie leidlich fanden, haben mir grade am wenigsten Mühe gemacht. Aber wenn Gedanken, Zäsur und Reime in Widerspruch geraten, dann mache ich schlechte Verse, und im Verbessern habe ich keine glückliche Hand. Sie merken nicht, welche Schwierigkeiten ich überwinden muß, um ein paar leidliche Strophen fertig zu kriegen. Ihre glückliche Naturanlage, Ihr spielend leichter, fruchtbarer Geist haben Sie mühelos zum Dichter gemacht. Ich räume meine geringe Begabung ein; ich schwimme im Meere der Poesie mit Blasen und Binsen unter den Armen. Ich spreche nicht so gut, wie ich denke; meine Gedanken sind oft stärker als mein Ausdruck, und in dieser Notlage dichte ich so gut ich eben kann.

Gegenwärtig studiere ich Ihre Ausstellungen und Verbesserungen; sie können mich davor behüten, in die alten Fehler zurückzufallen, aber es bleiben noch so viele andere zu überwinden, daß Sie allein mich vor diesen Klippen bewahren können.

Opfern Sie mir bitte die paar Worte, die Sie mir versprachen. Lassen Sie sich's nicht verdrießen, mich zu belehren. Kann Ihnen meine emsige Lernbegier und der heiße Wunsch, es in einer Kunst, die stets meine Leidenschaft war, zu etwas zu bringen, eine Entschädigung für Ihre Mühe sein, so haben Sie allen Anlaß zur Zufriedenheit.

Ich liebe die Kunst aus dem Grunde, den Cicero angibt[2]. Zur Wissenschaft erhebe ich mich nicht, denn die schöne Literatur ist uns jederzeit nützlich, wogegen man mit aller Algebra der Welt oft nur ein Tropf ist, wenn man weiter nichts versteht. Vielleicht wird die Gesellschaft mal in zehntausend Jahren aus den Kurven Nutzen ziehen, die grübelnde Mathematiker ausgetüftelt haben. Ich gratuliere der Nachwelt im voraus dazu, aber ehrlich gesagt, sehe ich in all diesen Berechnungen nichts als wissenschaftliche Übertreibung. Alles, was weder nützlich noch angenehm ist, hat keinen Wert. Die nützlichen Dinge sind sämtlich gefunden, und was die angenehmen betrifft, so hoffe ich, daß der gute Geschmack die Algebra nicht zu ihnen rechnen wird[3].

[1] Voltaire hatte in einem Brief vom 19. April von Friedrich ihm gesandte Gedichte besprochen und gemeint, wolle der König, der schon jetzt der französischen Sprache alle Ehre mache, den Gipfel der Vollkommenheit erreichen, dann müsse er sechs bis acht Wochen lang täglich mit ihm zwei Stunden arbeiten. — [2] Cicero in seiner Rede für den Dichter Archias, Kap. 7: vgl. die Notiz zum Brief vom 30. Oktober 1738. — [3] Auch in seinen „Betrachtungen über die Betrachtungen der Mathematiker über die Dichtkunst" von 1762 (Werke Bd. VIII, S. 62 ff.) urteilt Friedrich so.

Ich werde Ihnen keine Verse oder Prosa mehr schicken; vielmehr hoffe ich, Sie bestimmt Anfang Juli hier zu sehen. Ich habe einen ganzen Wust von Gedichten hier, die Sie zum öffentlichen Nutzen sezieren können. Das ist mehr wert, als Crébillon[1] oder sonstwen zu kritisieren, bei dem Sie weder so grobe noch so zahlreiche Fehler finden werden wie in meinen Werken. An den Ufern der Newa[2] sind nur Disteln und keine Lorbeeren zu pflücken. Glauben Sie nicht, ich ginge dorthin, um mein Glück zu machen. Sie werden mich hier als friedlichen Bürger von Sanssouci finden, der das Leben eines philosophischen Privatmannes führt.

Lieben Sie Lärm, Getriebe und Aufsehen, so rate ich Ihnen, nicht herzukommen. Wenn Ihnen aber ein stilles und gleichmäßiges Leben nicht zu sehr mißfällt, so kommen Sie und halten Sie Ihr Wort[3]. Schreiben Sie mir genau den Tag Ihrer Abreise, und wenn die Marquise von Châtelet Wucher treibt, so werde ich mit ihr schon einig werden, damit sie Ihnen Vorschuß gibt. Ich werde ihr pro Tag so viel Zinsen, wie ihr beliebt, für ihren Dichter zahlen, für seinen schönen Geist, seine . . .

Leben Sie wohl! Ich erwarte Ihre Antwort.

Friderich.

229. An Wilhelmine

Den 26. Juli 1749.

Meine liebe Schwester,

Deine Briefe sind so außerordentlich verbindlich, daß ich mich dabei ganz beschämt fühle. Nur bin ich ein wenig betroffen wegen einiger trübseliger Betrachtungen über die Freundschaft, die mir aufstießen. Es will mir scheinen, meine liebe Schwester, diese Freundschaftshelden, von denen die Sage erzählt, seien eben auch nur dort zu finden. Gewiß ist die Zahl der Menschen, die für Freundschaft empfänglich sind, groß in der Welt, und doch wäre es eine arge Täuschung, von ihnen starke Freundschaftproben in der Art von Orest und Pylades, Nisus und Euryalos[4] zu verlangen. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist. Die Tugend als ständige Genossin der Erdbewohner sich vorzustellen, das ist der Traum eines Idealisten. Ebenso unsinnig wäre die Annahme, daß alle Menschen Verbrechernaturen seien, der ewigen Feuerpein wert; das hieße die Welt mit den Augen des Menschenhassers betrachten. Bekennen wir aber, der von uns bewohnte Erdball sei ein Durcheinander von guten und schlimmen Dingen, und unsere eigene Art eine Mischung von Lastern und Tugenden, so nenne ich das: die Tatsachen sehen, wie sie sind und mit Vernunft darüber urteilen. Wir

[1] Über Crébillon vgl. die Notiz zum Brief vom 6. Juli 1737. — [2] Um die Jahreswende 1748/49 hatte Friedrich sehr ernstlich einen Angriffskrieg Rußlands auf das mit ihm verbündete Schweden befürchtet. — [3] Dieser Reiseplan zerschlug sich. — [4] Vgl. den Brief vom 3. Februar 1739.



Sanssouci

Bleistiftzeichnung von Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin

sollen duldsam sein gegen die Fehler von unseresgleichen um ihrer guten Seiten willen, sind wir selber doch bei so mancher Gelegenheit auf ihre Nachsicht angewiesen[1]. Wer solchermaßen denkt, liebe Schwester, der gestaltet sich sein Leben dadurch behaglicher, als wer sich traurigen Vorstellungen hingibt, die mit den Jahren nur immer düsterer werden....

230. An Heinrich

[Juli 1749.]

Mein Herr Bruder,

Ich habe es für angezeigt gehalten, Ordnung in Ihrem Regiment zu schaffen[2], wo alles drüber und drunter ging. Ich bin Ihnen für meine Handlungen nicht verantwortlich. Wenn ich Änderungen getroffen habe, so waren sie eben nötig. Sie hätten allen Grund, manches in Ihrem Benehmen zu ändern, aber darüber hoffe ich mich ein andermal auszusprechen. Das ist alles, was ich Ihnen zur Zeit zu sagen habe. Ich bin, mein Herr Bruder, Ihr wohlgeneigter Bruder

Friderich.

231. An Algarotti[3]

Potsdam, 6. September 1749.

Hier ein sehr abgekürzter Entwurf für die Oper „Coriolan"[4]. Ich habe mich der Stimme unserer Sänger, dem Eigensinn der Dekorateure und den Regeln der Musik anbequemt. Am pathetischsten ist die Szene zwischen Paolino und seinem Vater, aber da das Rezitativ nicht seine Stärke ist, muß das Rührendste von der Astrua gesprochen werden, woraus sich ein Rezitativ mit Begleitung ergäbe. Wie Sie sehen werden, habe ich keine lange Oper beabsichtigt. Genug, wenn sie mit den Balletts 3¼ Stunden dauert. Ich bitte Sie, sie von Villati ausarbeiten zu lassen; sehen Sie

[1] So auch am Schluß seiner Abhandlung „Über die Gründe, Gesetze einzuführen oder abzuschaffen"; Werke Bd. VIII, S. 38. — [2] Der König hatte den Oberst von Rohr beauftragt, in dem Potsdamer Füsilierregiment, dessen Chef Heinrich war, Ordnung zu schaffen, worüber dieser sehr erregt war. — [3] Friedrich hatte Algarotti 1741 zum Kammerherrn ernannt; doch verließ dieser schon im nächsten Jahr Berlin, wie es scheint, weil die schöne Tänzerin Barbarina seine Hoffnungen nicht erfüllte. Im November 1748 kehrte Algarotti zu etwa fünfjährigem Aufenthalt nach Berlin zurück. Friedrich schätzte Algarotti nächst Voltaire als gewandten, geistvollen Gesellschafter damals wohl am höchsten. — [4] Der „Coriolan" von Graun wurde zuerst am 18. Dezember 1749 aufgeführt; Friedrich schrieb wiederholt Texte zu Opern, die seine Poeten, Villati oder Tagliazucchi, ausführen mußten.

aber bitte darauf, daß nur in der 5. Szene des III. Aktes lange Rezitative vorkommen. Das Rezitativ der Astrua im I. Akt braucht nicht allzu lang zu sein. Der Bericht des Senators Benedetta[1] am Ende der Oper muß rührend sein, aber ohne Begleitung, weil der Senator ohne Leidenschaft spricht. Immerhin muß der Dichter alle von mir angegebenen Punkte berühren.

Die Gedanken wollen Sie ihm bitte liefern und dafür sorgen, daß die Handlung etwas von der französischen Tragödie hat. Der Dichter darf alle schönen Stellen, die zum Gegenstand passen, plündern, und wenn er meinen Entwurf nicht mehr braucht, soll er ihn an Graun zurückgeben, denn es gibt bei den Arien alles mögliche, was Graun notwendig im einzelnen berücksichtigen muß. Seien Sie der Prometheus unseres Dichters; hauchen Sie ihm das himmlische Feuer ein, das Sie vom Himmel herabgeholt haben. Möge Ihre Aufsicht genügen, um so Schönes hervorzubringen, wie die großen Talente es geschaffen haben. Das Publikum und ich werden Ihnen Dank dafür wissen, daß Sie unser Theater so bereichert und uns geschmackvolle Vergnügungen bereitet haben.

232. An Heinrich

[Oktober 1749.]

Lieber Bruder,

Seit den letzten heftigen Szenen, die Du mir gemacht hast, würde ich sehr unklug handeln, wenn ich Dich aus den Augen ließe. Ich gestehe Dir ganz offen, daß ich mir vorgenommen habe, Dich nicht eher Dir selbst zu überlassen, als bis ich Deinen Charakter gefestigt sehe. Darum hätte ich das Regiment Kleist[2], selbst wenn ich es Dir gegeben hätte (General Meyrinck hat es vor zwei Monaten bekommen) unverzüglich versetzt, und der Grund, aus dem Du um dies Regiment batest, wäre hinfällig geworden. Aber steht es Dir zu, von Deinem jetzigen Regiment eine so schlechte Meinung zu haben[3]? Siehst Du nicht, daß ich eine Menge Landeskinder hineingesteckt habe und daß es, wenn in der Garnison noch Zucht hineinkommt, ebensogut sein wird wie ein altes Regiment? Wenn Du den Dienst wirklich liebst, wirst Du es Dir zur Ehre machen, es auf diesen Fuß zu bringen; aber wie mir scheint, brauchst Du den Soldatennamen nur, um Deine Privatzwecke zu erreichen. Das Haus in Berlin[4],

[1] Benedetta Molteni, die die Sopranrolle des Senators Olibrio sang. — [2] Das 26. Musketierregiment v. Kleist in Berlin. Feldmarschall Henning Alexander v. Kleist, der Chef dieses Regiments, war am 22. August 1749 gestorben. — [3] Das 35. Musketierregiment in Spandau. — [4] Dieses Palais, seit 1809 Universität, wurde seit 1748 von dem älteren Boumann erbaut. Die Aula ist der Festsaal des Prinzen.

das ich für Dich bauen lasse, wird noch so bald nicht fertig sein, und Du wirst es erst beziehen, wenn Du einen verständigen Gebrauch davon zu machen weißt. Ich fürchte sehr, mein Brief wird Dir das Blut ins Gesicht treiben, aber ich sage Dir lieber alles frei heraus, als daß ich mich Dir gegenüber verstelle. Darum liebe ich Dich nicht minder, aber es darf nicht mehr zu solchen Auftritten wie das letztemal kommen, und wenn ich Dir Vertrauen schenken soll, muß ich sicher sein, daß Du Dich aufzuführen verstehst ...

233. An Darget[1]

Potsdam, 10. November 1749.

Überlassen Sie sich nicht dem Schmerze[2]. Wenn Sie verständig sind, müssen Sie bedenken, daß wir nicht unsterblich sind, daß das Leben kurz ist und daß es bei unserer kurzen Lebensfrist sich nicht verlohnt, uns zu betrüben. Solche Ereignisse liegen über menschlichem Bestimmen, und es ist frevelhaft, als Philosoph wider die Naturgesetze und als Christ wider den Willen der Vorsehung zu murren. Bedenken Sie, daß der Himmel Ihnen nur einen Teil dessen raubt, was er Ihnen geschenkt hat, und daß man ihn schmäht, wenn man all die Güter verachtet, die er uns noch läßt. Sie haben einen Sohn. Es ist Ihre Pflicht, an seine Erziehung zu denken und ihn etwas Gescheites lernen zu lassen. All Ihr Schmerz ist umsonst. Die Toten kennen ihn nicht, und die Lebenden verlangen von Ihnen, daß Sie ihm nach den ersten Ausbrüchen gebührende Schranken setzen. Statt sich Ihrer Trauer zu überlassen, denken Sie daran, sich zu zerstreuen. Sobald Sie alles Nötige erledigt haben, kommen Sie hierher; ich verlange von Ihnen nichts, als daß Sie sich ablenken. Es ist nun einmal unser Los, geboren zu werden und zu sterben. Wer sich von solchen Ereignissen niederschmettern läßt, zeigt, daß er nie über sein Schicksal nachgedacht hat. Reißen Sie Ihre Blicke von dem Gegenstand Ihres Kummers los; sehen Sie auf etwas andres. Montaigne[3] hat sehr richtig gesagt, daß jedes Ding auf Erden zwei Seiten hat, eine gute und eine schlimme, und die Dinge wirken auf uns, je nachdem von welcher Seite wir sie auffassen. Ich fühle all den Schmerz, der Sie niederschmettert; aber abgesehen davon glaube ich, daß Sie mit Hilfe Ihrer Vernunft Zeit gewinnen müssen, um sich zu trösten. Wären wir nicht rechte Toren, wenn wir über das verzweifelten, was gestern vergangen ist? Es wird noch manches vergehen und nimmer wiederkehren! Jetzt

[1] Claude Etienne Darget (1712—1778) war als Sekretär Valorys nach Berlin gekommen; durch seine Geistesgegenwart rettete er im Feldzug von 1749 seinem Herrn die Freiheit, indem er sich für ihn ausgab und gefangen nehmen ließ. Friedrich nahm Darget im Januar 1746 in seine Dienste als Sekretär; 1752 kehrte Darget nach Frankreich zurück. — [2] Dargets Frau war gestorben. — [3] Vgl. den Brief vom 26. Oktober 1747.

müssen Sie zeigen, daß Sie ein Mann sind, und sich selbst bezwingen. Die Bibel sagt: Wer seines Mutes Herr ist, der ist besser, denn der Städte gewinnt[1]. Leben Sie wohl, mein guter Darget. Möge meine Predigt auf Ihren Geist wirken und ihm die Ruhe wiedergeben, deren er sicherlich sehr bedarf!



234. An Voltaire

[Berlin, Dezember 1749.]

... Soll ich Ihnen noch ein Wort über die Tragödie sagen? Große Leidenschaften mag ich auf der Bühne gern. Ich fühle eine geheime Befriedigung, wenn der Dramatiker meine Seele durch die Macht seiner Beredsamkeit zu erschüttern und zu rühren vermag. Aber mein Zartgefühl leidet, wenn die heroischen Leidenschaften unwahrscheinlich werden. Maschinen sind im Schauspiel eine Übertreibung; statt zu packen, wirken sie kindisch. Hätte ich zu wählen, ich sähe im Trauerspiel gern weniger Erhabenheit und mehr Natürlichkeit.

Wird das Erhabene übertrieben, so wirkt es theatralisch. Karl XII.[2] war in diesem ganzen Jahrhundert der einzige, der diesen theatralischen Charakter hatte, aber zum

[1] Sprüche Salomonis, Kap. 16, Vers 32. — [2] Für Friedrichs Beurteilung Karls XII. vgl. seine „Betrachtungen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII.", 1759: Werke Bd. VI, S. 367 ff.

Glück für die Menschheit sind Naturen wie Karl XII. selten. Eine „Mariamne" von Tristan[1] beginnt mit dem Verse:

„Schmählicher Schatten, Störer meiner Ruh."

So sprechen sicherlich nicht wir, sondern die Leute auf dem Monde. Was ich von den Versen sage, bezieht sich ebenso auf die Handlung. Soll ein Trauerspiel mir gefallen, so dürfen die Personen nur solche Leidenschaften zeigen, wie sie bei lebhaften und rachsüchtigen Menschen vorkommen. Die Menschen dürfen weder als Engel noch als Teufel geschildert werden, denn sie sind keines von beiden, sondern ihre Züge müssen der Natur entlehnt sein.

Verzeihen Sie mir diese Erörterung, lieber Voltaire. Ich rede zu Ihnen wie die Magd bei Molière; ich erzähle Ihnen, welche Eindrücke die Dinge auf meine unwissende Seele machen . . .

235. An August Wilhelm

Den 20. Februar 1750.

Lieber Bruder,

Ich ersehe aus Deinem Brief mit großem Vergnügen, wie sehr Du jetzt in die Finanzen vertieft bist. Es ist sehr gut, daß Du Dich über alles unterrichtest und alles weißt, was geschieht. Du wirst mir sogar einen Gefallen tun, wenn Du noch mehr Fleiß darauf verwendest. Denn ein Prinz unseres Hauses, der eines Tages zur Regierung berufen ist, darf in diesen Dingen kein Neuling sein. Er muß über alles Bescheid wissen, um selbständig arbeiten zu können, und alles, was Du jetzt studierst, wird Dir künftig die Mühe erleichtern. Ich kann zwar arbeiten, aber es bleibt nach meinem Tode noch so manches Gute zu schaffen, und wenn Du in den Geschäften gründlich bewandert bist und alle Zusammenhänge kennst, kannst Du diesen Ruhm ernten.

Vielleicht kommt mein Brief Dir zu ernst vor. Allein, lieber Bruder, Du mußt unbedingt nachdenken und Dich auf das Amt vorbereiten, zu dem der Himmel Dich bestimmt. Nie darf das Vergnügen Deinen Pflichtenkreis stören: die Pflicht geht stets vor. Die Welt ist ebenso gleichgültig gegen einen schlaffen Menschen, wie sie einen nützlichen achtet, und so geistreich jemand auch sein mag, er kommt doch nur durch Fleiß vorwärts. Aber mir scheint, meine Moralpredigt langweilt Dich schon höchlichst und Du wünschst den alten Bruder zum Teufel . . .

[1] François L'Hermite, genannt Tristan (1601—1655); seine Tragödie „Mariamne" erschien 1636.

236. An Valory[1]

[Potsdam], 27. März 1750.

Herr Marquis,

Ich habe Ihren Brief nebst Beilage richtig erhalten. Sie wissen, wie sehr ich Ihrem Herrn und König zugetan bin und an ihm hänge. Sie wissen ferner, wie eifrig ich jede Gelegenheit wahrnehme, ihm meine Aufmerksamkeit und meine aufrichtige Freundschaft zu bezeigen. Sie wissen endlich, daß ich Ihnen wirklich gern Zeichen meines besonderen Wohlwollens gebe. Aber ich kann mich nicht dazu verstehen, Ihnen das Scherzgedicht[2] zu schicken, das Sie haben möchten und für das Sie eine Neugier erwecken, die das Machwerk nicht verdient: ich als Verfasser weiß es richtig einzuschätzen. Dieser Narrenstreich war, wie Sie wissen, nur ein Zeitvertreib, ein Karnevalsscherz und eine Art Talentprobe, die ich mit mir selbst angestellt habe. Das Gedicht, wenn es eins ist, zeugt für meine Lustigkeit und die Zeit, in der ich es verfaßt habe. Ich wollte Grotesken malen. Aus Gefälligkeit glauben Sie jedenfalls, es sei mir gelungen. Aber wenn man einen Autor nach seinen Werken einschätzt, fällt dies Urteil schief und ungerecht aus, und ich fürchte, daß dies Werk einen zu schlechten Begriff von meiner Einbildungskraft gibt. Ich fürchte, man hält mich, wie alle Poeten, für recht unvernünftig, und Sie werden mir zugeben, daß diese Befürchtung nicht gleichgültig ist, wenn der Dichter zufällig ein Herrscher ist. Ich weiß wohl, daß die liebenswürdige Zuvorkommenheit Ihres Herrn und Königs mich vor dieser Besorgnis schützen wird, und mein unbedingtes Vertrauen in seine Freundschaft und seinen edlen Charakter beruhigt mich hinsichtlich seiner Person völlig. Aber durch irgendwelche Zufälle kann ihm das Buch abhanden kommen, und wie würden dann die Theologen, die Politiker und gar die Juristen zetern! Ein König, der ein Epos in sechs Gesängen schreibt, einen Himmel zu fabrizieren wagt und die Erde keck kritisiert, ein Deutscher, der französische Reime macht! Das heißt, zuviel vermeintlichen Lächerlichkeiten Trotz bieten, und ich fühle mich nicht bewogen, der Macht der Vorurteile so dreist die Stirn zu bieten. Ich verzeihe mir das Werk nur, weil ich wenig Zeit darauf verwandt habe und überzeugt bin, daß ich nur einen Zeitvertreib suchte, ohne daß es irgendwen etwas anginge. Aber Sie werden mir zugeben, daß die Welt weit entfernt sein wird, allen Gründen meiner Nachsicht beizustimmen.

Ich kenne Ihren Eifer für mich und berufe mich darauf: urteilen Sie selbst, welche Folgen entstehen würden. Ich verlasse mich völlig auf die Freundschaft Ihres Herrn und Königs: er wird mir einen Mangel aus Gefälligkeit nachsehen, der nur aus Vorsicht entspringt, und diese Vorsicht findet hoffentlich seinen Beifall. Seien Sie überzeugt, daß nur so starke Gründe mich hindern konnten, Ihnen bei dieser Gelegenheit zu zeigen, wie sehr Sie auf mein Wohlwollen und meine Hochachtung rechnen können.

Friderich.

[1] Über Valory vgl. den Brief vom 4. Dezember 1739. — [2] Das Palladion, in dem Valory eine Hauptrolle spielte; vgl. Werke Bd. IX, S. 177 ff.

237. An August Wilhelm

[April 1750.]

Lieber Bruder,

Dein Brief zeigt mir, daß Du mich in einen langen Prozeß verwickeln willst. Gestatte mir, Dir zu sagen, daß ich die Folgen davon zu genau voraussehe, um so unbesonnen zu sein, mich darauf einzulassen. Wenn Du noch einen freundschaftlichen Rat von mir annehmen willst, so bitte ich Dich, nicht zu sehr an eine Sache zu rühren, die zuletzt peinlich werden könnte. Ich nehme alle gebührende Rücksicht auf Dich und will Dir durch meine Schuld keinen Kummer bereiten. Nur das Heerwesen ist mir zu wichtig, um irgend jemand zu schonen. Gehen meine Brüder mit gutem Beispiel voran, so freue ich mich unendlich; ist es nicht der Fall, so vergesse ich für den Augenblick alle Verwandtschaft und tue meine Pflicht, nämlich: ich halte bei meinen Lebzeiten alles in Ordnung. Nach meinem Tode magst Du nach Gutdünken verfahren, und wenn Du das Prinzip und das System verläßt, das mein Vater bei uns eingeführt hat, wirst Du als erster die Folgen verspüren. Soviel in kurzen Worten, was ich Dir sagen kann. Im übrigen sind wir gute Freunde ...

238. An Wilhelmine

Potsdam, 11. April 1751.

... Wir exerzieren hier und wiederholen unsere Lektion, die wir seit nahezu vierzig Jahren lernen. Dir Neuigkeiten von hier zu senden, sollte mir schwer werden, denn ich führe ein stilles Leben, gleichförmig und zufrieden; das einzige, was mein Glück erhöhen kann, wäre die Nachricht, daß es Dir wohlgeht und Du zufrieden bist.

239. An August Wilhelm

[Potsdam,] 19. Oktober [1751].

Mein lieber Bruder,

Ich bin hocherfreut, zu vernehmen, daß Du in Deinem Regiment[1] alles in so guter Ordnung vorgefunden hast. Die Truppen sind die Pfeiler des Staates; erhält man sie nicht mit unablässiger Aufmerksamkeit in notwendiger Ordnung und

[1] Das zweite Kürassierregiment in Kyritz, dessen Chef Friedrich bis zu seinem Fluchtversuch gewesen war.

Vortrefflichkeit, so droht dem Staate Zusammenbruch, und der erste Sturm wirft ihn über den Haufen. Doch Gott sei Dank, dergleichen haben wir noch nicht zu befürchten. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen viel Vergnügen und bitte Dich, mir zu glauben, daß ich Dir zärtlich zugetan bin als Dein treuer Bruder und Diener

Friderich.

240. An Wilhelmine

Den 29. [Dezember 1751].

Geliebte Schwester,

Ich bin für Deine Liebenswürdigkeiten so empfänglich, wie ein Mensch nur sein kann, und so sage ich Dir Dank für Dein liebes Gedenken und die schöne Statue, die Du mir in Deiner Güte geschickt hast. Ich will sie liebevoll hüten, weil sie ein Altertum ist, vor allem aber, weil sie von Dir kommt. Ein rechter Trost soll es mir sein, daß ich im Laufe des Jahres, in das wir eintreten, die Freude haben werde, Dich zu sehen, zu hören und ans Herz zu schließen. So darf ich doch einmal in Deinen Busen all meinen Kummer und meine Betrübnis ausschütten: das ist eine Herzerleichterung, die mir viel bedeutet.

Deine Ansicht, teure Schwester, über die Genüsse des Daseins teile ich durchaus. Glücklich jeder, der sie lieben darf; doch eine erschütterte Gesundheit, Sorgen, Verdruß und dergleichen nehmen ihnen alles Erquickliche. Ich bin wie Du der Musik treu geblieben und habe eine Leidenschaft für das Adagio; allerdings braucht man, um es recht klagend herauszubringen, ein wenig Schwermut, ich aber werde, wenn ich Dich erst sehe, nur freudiger Gefühle fähig sein.

Einen häuslichen Kummer hatte ich, der mich an meiner ganzen Philosophie irre gemacht hat. Ich will mich Dir ruhig in all meinen Schwächen anvertrauen: ich habe meine Biche[1] verloren, und ihr Tod hat in mir das Gefühl des Verlustes aller meiner Freunde wieder erneuert, vor allem dessen, der sie mir einst geschenkt hat. Ich habe mich geschämt, daß ein Hund meine Seele so stark eingenommen hatte, und doch, mein eingezogenes Leben, und die treue Anhänglichkeit des armen Tieres hatten unser Verhältnis so innig gestaltet, seine Leiden hatten mich so heftig gerührt, daß ich ihm, wie ich gestehe, schmerzlich nachtrauere. Muß der Mensch hart und unempfindlich sein? Ich glaube, ein Mensch, der es fertig bekommt, einem treuen Tier gegenüber gleichgültig zu bleiben, wird ebensowenig der Dankbarkeit gegen seinesgleichen fähig sein; und wenn ich die Wahl habe, bin ich besser zu weichherzig als hart.

[1] Vgl. den Brief vom Mai 1748.

Du siehst, teure Schwester, was ich für ein Sophist meiner Neigungen bin, wie ich meine Schwächen vor mir selber beschönige. Es gehört eben nicht allzuviel dazu, unserer Vernünftigkeit einen Stoß zu versetzen, und die Empfindung spricht jederzeit lauter in uns als die prächtigste Logik. Was hilft's, wir können uns nicht umschaffen, und gelänge es uns wirklich, eine Neigung in uns zu ersticken, alsbald erstünde zum Ersatz eine neue. Ich lese die Selbstbetrachtungen des Kaisers Mark Aurel[1], um meinen inneren Menschen zu stählen, und finde in ihm einen Tröster, der selber noch trauriger ist als ich. Er handelt von den Menschen, als wenn ihnen garnichts vom Tiere oder von sinnlichen Regungen innewohnte, und so kehre ich von ihm zu Epikur zurück.

Falls Du begierig auf Neuigkeiten bist, will ich Dir berichten, daß Voltaire sich wie ein niederträchtiger Narr betragen hat; Maupertuis[2] hat er heftig angegriffen und so viele Unanständigkeiten begangen, daß ich ihn, bezwänge sein Geist mich nicht immer noch, herauswerfen müßte. Nun habe ich es mit Charakteren aller Art versucht. Ich komme doch immer wieder zu den Menschen von Verdienst zurück. Nur bei denen findet sich zuverlässige Tüchtigkeit, eine gar so seltene Eigenschaft . . .

[1] Vgl. den Brief vom 15. August 1736. — [2] Voltaire war ziemlich von Anfang seines Potsdamer Aufenthalts an (seit 10. Juli 1750) mit Maupertuis in einem Streit, der erst 1752 zur Katastrophe führte. Vorher hatte es ihm besonders geschadet, daß er sich mit einem Juden Hirschel in einen für beide Teile ehrenrührigen Prozeß eingelassen hatte.



241. An Wilhelmine

[30. Dezember 1751.]

Meine liebe Schwester,

Ach, geliebte Schwester, Du hast ein so gefühlvolles Herz, so habe Mitleid mit meinem Zustande: ich habe den Prinzen von Anhalt[1] verloren, und gestern verschied Rothenburg[2] in meinen Armen. Ich schulde Dir eine Antwort auf Deinen Brief, doch ich bin nicht imstande, zu schreiben, ich weiß nur von meinem Schmerz. Alle meine Gedanken drehen sich um den Verlust eines Freundes, mit dem ich zwölf Jahre in vollkommener Freundschaft gelebt habe. Möge Dir der Himmel solche Heimsuchungen ersparen und Dir immer nur Anlaß zur Freude bescheren.

242. An Wilhelmine

Den 14. Januar 1752.

Liebe Schwester,

Wenn etwas geeignet ist, mich zu trösten, so ist es der gütige Anteil, den Du an meiner schmerzlichen Lage nimmst. Ich gestehe Dir, liebe Schwester, daß ich völlig Deiner Ansicht bin: das Leben ist so viele Klagen nicht wert. Was liegt noch am Dasein, wenn man sich aller derer beraubt sieht, mit denen man die meiste Lebensgemeinschaft gehabt, wenn der Tod uns für immer die entreißt, die uns liebten? Ich für mein Teil gestehe Dir, ich bin die dumme Rolle, die ich spiele, herzlich überdrüssig und die Welt ist mir höchst zuwider geworden.

Du fragst, wie Rothenburg starb. Ach, liebe Schwester, er hauchte seine Seele in meinen Armen aus, gefaßt und mit dem Gleichmut eines Helden. Ein paarmal schrie er auf vor Schmerz: „O Gott, habe doch Erbarmen mit mir!" Aber kein Anzeichen von Aberglauben oder von Wankendwerden in seinen letzten Augenblicken. Der katholische Priester kam, doch da hatte er bereits ausgeatmet, auch hatte nicht er ihn holen lassen. Der arme Entschlafene streckte mir sterbend seine Hand hin und sagte zu mir mit schon versagender Stimme: „Leben Sie wohl, Sire, ich muß Sie verlassen; ich werde nicht wiederkommen." Meine Verfassung in den ersten Tagen war geradezu schrecklich. Den ersten Aufruhr meines Innern habe ich jetzt

[1] Fürst Leopold Maximilian von Anhalt (1700—16. Dezember 1751) war ein Jugendfreund Friedrichs, der sich z. B. 1734 bei ihm anmeldete, „um dem lieben Polten den Champagner auszusaufen"; auf dem Schlachtfeld von Chotusitz hatte Friedrich ihn zum Feldmarschall ernannt. — [2] Rothenburg starb am 29. Dezember 1751; vgl. den Brief vom Juli 1743, Nr. 174.

zur Ruhe gebracht, doch bleibt in meiner Seele eine schwermutvolle Grundstimmung zurück, und ich fühle es wohl, ich werde sie sobald nicht zu tilgen vermögen. Die geringste Kleinigkeit, die diese Erinnerung wieder in mir wachruft, fährt mir wie ein Dolchstoß durchs Herz. Glücklich, glaube ich, kann hienieden nur der sein, der niemanden liebt. Ich lese den dritten Gesang des Lucrez[1] und versuche es, mein Weh einzuschläfern. Doch all dies schafft mir nicht wieder, was eben niemals mehr zurückgegeben werden kann. Ich arbeite angestrengt, um mich zu zerstreuen, und das bietet mir die einzige Erleichterung. Für mich fürchte nichts, geliebte Schwester, ich bin nicht gut genug, um zu sterben. Und schone Dich nur selber, um meiner Trauer nicht noch ihre schmerzlichste Krönung zu geben.

Ich wünschte, der Karneval wäre vorüber, und ich wälze in meinem Kopfe die Frage: wie rette ich mich nur nach Potsdam, wo ich mehr mir selber angehöre und wo ich trübsinnig sein darf, ohne daß einer etwas daran auszusetzen findet?

Von ganzem Herzen wünsche ich Dir, von derartigem Unglück verschont zu bleiben, das ohne Frage für fühlende Seelen das schwerste auf der Welt ist. Alle meine Wünsche vereinigen sich für Dich.

243. An Wilhelmine

Den 28. [Januar 1752].

Liebe Schwester,

Deine Tröstungen wirkten auf mich wie der Tropfen auf den heißen Stein, sie haben mein Schmerzgefühl ein wenig gestillt, doch all Deine Güte, alle Lehren der Philosophen und selbst Gottes Allmacht wird das Geschehene nicht rückgängig machen können. Immerhin ist es mir eine rechte Wohltat, in Deinem Mitgefühl und Deinem feinen Verständnis eine Erleichterung zu finden, auf die ich hier beinahe bei keinem Menschen rechnen kann. Ich gebe Dir zu, liebe Schwester, die Mehrzahl der Menschheit, unempfindlich oder gleichgültig, wie sie ist, findet Freundschaft und Herzeleid lächerlich. Das zwingt uns zu einer Zurückhaltung, die um so unerträglicher wird, als man sich selber deswegen allerhand Vorwürfe macht. Ich studiere eifrig, und das schafft mir tatsächlich Erleichterung. Doch wird dann mein Geist wieder zu vergangenen Zeiten gelenkt, so öffnen sich die Wunden des Herzens von neuem, und ich muß vergeblich wieder betrauern, was ich alles verlor. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen Kräftigung Deiner Gesundheit. Das gäbe mir den Todesstoß, sollte ich Dich auch noch verlieren nach so vielen schweren Schlägen, die ich zu

[1] Zu einer dem Marschall Keith gewidmeten Epistel „Über die leeren Schrecken des Todes" (Werke Bd. IX, S. 124 ff), bemerkt Friedrich: Nachahmung des dritten Buches von Lucrez, „De rerum natura".

bestehen hatte! Ach, liebe Schwester, denk an die, die Dir mit Zärtlichkeit zugetan sind, und schone Dich, wenn nicht um Deiner selbst willen, so doch wenigstens einem Bruder zuliebe, der mit aller Freundschaft und mit aller erdenklichen Anhänglichkeit Dein ist.

244. An August Wilhelm

[Potsdam, März 1752.]

Ach, mein lieber Bruder, ist einer erst tot, dann läßt sich gut fragen, ob es wohl möglich gewesen wäre, daß er am Leben blieb. Ins Gesicht gelacht hätte der arme Lord[1] seinen Zergliederern, wenn er dazu imstande gewesen, hätte er in der Hand des einen seine Leber, in der des andern seine Lunge gesehen und all den Unsinn angehört, den die Gelehrsamkeit in solchen Fällen zum besten gibt. Ich für meine Person habe verboten, mich nach meinem Tode zu öffnen. Es ist genug an dem Spaß, den man bei seinen Lebzeiten der Welt macht; ihr auf Kosten seiner Milz, Leber und Lunge noch eine Kurzweil schaffen zu sollen, ist zuviel verlangt. Meine fleißigen Ritte haben mir nicht sonderlich geholfen, ich habe noch jeden Abend meine Kolik, und nachts ist es noch schlimmer damit. Ich flicke an einem alten Bauwerk herum, das in Trümmer zerfällt; arbeite ich am Dach, so kracht's im Fundament. Ja Du, mein Bruder! Du stehst in Deines Lebens Blüte, gesund, lebenslustig, stark. An Dir ist's noch, das Leben zu genießen, das nichts als Reize für Dich hat, und Blüten zu pflücken, wo es für mich nur Dornen gibt. Das brauche ich Dir freilich nicht erst zu sagen; weißt Du es doch selbst. So bescheide ich mich damit, hinzuzufügen: Niemand nimmt wärmeren Anteil an Dir als ich, und kein Glück kann Dir widerfahren, das mich nicht ebenso herzlich freute wie Dich. Dies meine aufrichtige Gesinnung, mein lieber Bruder. Und somit verbleibe ich immerdar

Dein treuer Bruder und Diener

Friderich.

245. An Maupertuis

[Potsdam, 12. April 1752].

Algarotti sagte mir gestern, daß Sie noch immer Blut husten[2]. Daraufhin habe ich mich entschlossen, Ihnen den geschicktesten Quacksalber, den ich kenne, zu schicken. Ich wünsche, daß er Sie durch einen glücklichen Zufall kuriert oder Ihnen doch wenig-

[1] Earl Richard Franz Talbot Tyrconnell, französischer Marschall, war seit 1750 bis zu seinem Tode am 12. März 1752 französischer Gesandter in Berlin. — [2] Vgl. die Notiz zum Brief vom 16. Januar 1748.

stens Linderung verschafft. Gehen Sie nur bei gutem Wetter an die Luft; keinen Kaffee und Branntwein mehr; dann werden Sie sich mit der Zeit und durch Enthaltsamkeit wieder erholen. Das wünsche ich von ganzem Herzen.

F r i d e r i c h.

246. An Wilhelmine

Den 29. Mai 1752.

Liebe Schwester,

Tausend Dank für Dein kostbares Gedenken. Mein sehnlichster Wunsch ist, daß Dir Deine Tage in Lebensfreude und bei bester Gesundheit hingehen. Meine Gicht hat sich trollen müssen, wir konnten nicht fürder zusammen leben. Mit meinen Berliner Truppenübungen bin ich fertig. Gelegentlich meines Abschiedsbesuches bei der Königin-Mutter war viel von Dir die Rede: ganz gewiß, liebe Schwester, Du warst da gut aufgehoben, und Deine Bescheidenheit hätte das alles nicht ohne Erröten anhören können. Übermorgen reise ich nach Magdeburg, wo ich die nämlichen Dinge treiben werde wie in Berlin, dann geht's nach Stettin, meine dortigen Schüler wiederholen zu lassen, was sie gelernt haben. Du denkst, liebe Schwester: ein schöner Schulmeister, mein Bruder! Zugegeben, doch der Mensch muß sein Amt versehen. Ich lasse hier bauen, wie närrisch. Es macht mir Spaß, das Land zu bevölkern, wohlgemerkt nicht durch eigene Bemühungen um Nachwuchs, sondern durch fremde Ansiedler. Man muß, solange man in der Welt weilt, sich zu schaffen machen, und, alles gewogen und geprüft, ist's angenehmer und richtiger, sich mit Gutem zu beschäftigen als mit Bösem. Am 25. kommenden Monats wird Seiner Königlichen Hoheit, meines Bruders Heinrich, Vermählung sein.[1] Ich bin nicht neugierig, zu erfahren, ob er sie liebt oder nicht, doch ich denke, eine Frau wird ihm in jeder Hinsicht gut tun. Leb wohl, meine teure, sehr teure Schwester. Ich entschuldige mich lieber heute schon wegen meiner demnächstigen Saumseligkeit im Schreiben, denn die Besichtigungen nehmen mich immer so stark mit, daß ich bei aller Lust, Dir zu schreiben, doch nicht die Kraft dafür aufbringen werde . . .

247. An Maupertuis

[Potsdam,] den 8. Juli 1752.

Ich wünsche Ihnen gute Reise, lieber Maupertuis, und hoffe, daß das Rütteln des Wagens und die Heimatluft Ihnen die Gesundheit wiedergeben werden, die Ihre modernen Hippokratesse Ihnen nicht verschafft haben[2].

[1] Prinz Heinrich vermählte sich am 25. Juni 1752 mit Wilhelmine von Hessen; die Ehe war unglücklich. — [2] Maupertuis hatte Urlaub für Frankreich erhalten, fühlte sich aber zum Antritt der Reise zu schwach.

Ich habe keine Neuauflage meiner Rhapsodien vor, denn in Wahrheit lohnen sie die Mühe nicht. Ich habe das vorgesteckte Ziel erreicht, nämlich mir die Zeit zu vertreiben. Aber diese Nichtigkeiten, die Kinder meiner Muße und meiner Zurückgezogenheit, sollen den Geschmack ihres Erzeugers teilen und für immerdar in der Tiefe eines Kabinetts begraben bleiben.

Zwei Auflagen, das ist schon zuviel[1]. Wenn man sich die Stiche[2] und die Verse ansieht, kommt man zu der Überzeugung, daß der Dichter und der Kupferstecher einander in Fehlern nichts nachgeben. Gegenwärtig arbeite ich an etwas Gehaltvollerem, das aber durch die Natur der Sache zum selben Schicksal verdammt ist wie seine älteren Geschwister[3]. Einerlei, man ist nur glücklich auf der Welt, wenn man sich beschäftigt. Ich habe fast all meine Freunde und alten Bekannten verloren und finde nur im Studium und in der Arbeit Trost. Man muß lernen, sich selbst zu genügen und die ganze Welt entbehren zu können. Das ist hart, aber für mich die einzige Art, mir das Leben zu versüßen. Leben Sie wohl, lieber Maupertuis! Ich sollte Ihnen von fröhlicheren Dingen erzählen und Ihnen Trost spenden. Aber ein Schüler in der Philosophie wie ich hat seinen Meistern keine Lehren zu geben.

Friderich.

248. An Maupertuis

[Potsdam,] 18. Oktober 1752.

Ach, lieber Maupertuis, wohin ist es mit den Gelehrten gekommen, wenn sie nicht mehr ruhig ins Grab steigen können und selbst während ihrer Krankheiten von Neid und Haß begeifert werden! Ich war empört über eine Reihe von Schriften, die gegen Sie erschienen sind[4]. Ich kenne die Verfasser nicht, schätze aber darum ihre Feigheit und niederträchtige Bosheit nicht geringer ein. Es ist eine Schmach für die Wissenschaft, daß die Leute, die sich ihr widmen und sich den pomphaften Titel Philosophen

[1] Die beiden Ausgaben (1750 und 1752) der „Werke des Philosophen von Sanssouci"; vgl. Werke Bd. IX, Einleitung. — [2] Des Hofkupferstechers George Friedrich Schmidt. — [3] Das am 27. August 1752 abgeschlossene Politische Testament (Werke Bd. VII, S. 115 ff.), in dem Friedrich Preußen einen Staat nennt, der noch in seinem Wachstum sei und davon „träumt", daß zu seiner Abrundung Sachsen, Westpreußen und Pommern erforderlich seien. — [4] Der Mathematiker Samuel König in Leiden veröffentlichte im August 1752 einen, wie heute feststeht, echten Brief von Leibniz, aus dem hervorging, daß Leibniz und nicht Maupertuis, der das für sich in Anspruch nahm, das „Prinzip der kleinsten Aktion" entdeckt hatte, nach dem die Natur für jede Bewegung eine möglichst geringe Kraft aufwendet. Maupertuis wurde von König und anderen sehr grob deshalb angegriffen. Friedrich verteidigte ihn in einem Aufsatz „Brief eines Akademikers in Berlin an einen Akademiker in Paris"; vgl. Werke Bd. VIII, S. 227 ff.

zulegen, alle Leidenschaften in ihrer Seele herrschen lassen und, von Eigenliebe und abstoßender Eitelkeit betört, mehr bemüht sind, den Ruf großer Männer zu zerstören, als den eigenen fest zu begründen. Ich hatte stets geglaubt, das Studium der Weisheit machte weise. Wie habe ich mich doch geirrt! In Wahrheit findet man in keinem Beruf und Stand soviel elendes Gezänk, soviel verleumderische Anklagen und soviel wortreiche Schmähungen wie unter den Gelehrten. Die meisten gleichen Komödianten, die edle Gefühle zur Schau tragen, wenn sie auf der Bühne Helden und Heldinnen darstellen, aber zu Hause niedrige Intrigen spinnen und einander entehren. Hätte ich Kinder, ich sähe mehr darauf, ihnen gute Sitten beizubringen, als ihren Geist zu bilden. Es ist, als wäre die Fähigkeit der Gedankenverknüpfung, die Vorstellungs- und Denkkraft den Menschen nur verliehen, um einander zu schaden. Doch genug und übergenug von einem Gegenstand, den Sie sicherlich mit der ganzen Gleichgültigkeit und Verachtung ansehen, die er verdient. Wenn Sie mir schreiben, sagen Sie mir wenigstens ein Wort über Ihre Gesundheit, an der ich den lebhaftesten Anteil nehme.

Fr.

249. An Maupertuis

[Potsdam,] 25. Oktober 1752.

Ich danke Ihnen, lieber Maupertuis, für die Antwort der Akademie, die Sie mir schicken[1]! Hätten Sie mir doch zugleich gute Nachrichten über Ihre Gesundheit geben können: das wäre mir weit interessanter gewesen. Immerhin glaube ich, Sie haben als kluger Mann gehandelt, indem Sie Ihre Reise aufgaben[2]. Ich gestehe Ihnen, daß ich bei dem bloßen Gedanken schauderte, was Sie alles aufs Spiel setzten und wie tausendfach Sie es bereuen würden.

Unser Freund Stille[3] ist nun auch den Weg gegangen, den alle meine Bekannten vor ihm beschritten haben. Schließlich wohne ich ganz allein in dieser Gegend, vereinsamt unter den Lebenden und allein bekannt und im Verkehr mit den Toten. Ich weiß, daß die meisten Menschen mit sechzig Jahren in diese Lage kommen, aber es ist wohl sehr selten, daß man mit vierzig all seiner Freunde beraubt ist. Wird nicht der ganze Mensch durch den Tod vernichtet, so ist es klar, daß der unsterbliche Hauch, wohin er sich nach Verlassen meines Körpers auch wenden möge, mit

[1] Im Oktober erschienen die „Briefe, betreffend das Urteil der Akademie" in dem Streit zwischen Maupertuis und König von Euler, Maupertuis selbst und Merian. — [2] Vgl. die Notiz zum Brief vom 8. Juli 1752. — [3] Stille (vgl. den Brief an Suhm vom 15. August 1736) starb am 19. Oktober; Friedrichs Gedächtnisrede auf Stille, Werke Bd. VI, S. 364 ff.

dem meiner Freunde wieder zusammentrifft, aber höchstwahrscheinlich ist es mit uns ein für allemal aus, wenn man der Welt erst richtig Lebewohl gesagt hat. Trotz dieser Ansicht erscheint mir der Tod nicht so furchtbar, vorausgesetzt, daß die Art des Sterbens leicht ist. Es ist dann nur ein völliges Verlöschen der Erinnerung, und ich halte es für kein so großes Unglück, die menschlichen Torheiten und Erbärmlichkeiten zu vergessen. Wir haben ja Muße, über all das Mißgeschick zu klagen, das uns betrifft; der Tod hat den Vorteil, daß niemand sich beklagen kann, nachdem er ihn erlitten hat.

Doch ich fürchte, meine düstere Phantasie steckt die Ihre an. Leben Sie, lieber Maupertuis, wenn es der wohltätigen Natur so beliebt. Leben Sie und seien Sie der Akademie und der Welt nützlich. Leben Sie wohl.

Fr.

250. An Wilhelmine.

[Berlin,] 15. Dezember 1752.

Meine liebe Schwester,

Deine Briefe sind immer so voll von Güte für mich, daß sie mich ganz und gar beschämen. Ich glaube es gern, daß Du nicht eben unzufrieden bist, wenn Du Dich einmal einen Augenblick auf Dich allein gestellt siehst und Dich einem völligen seelischen Ausruhen hingeben kannst. Ich weiß nicht, macht's bei mir das zunehmende Alter oder das Schwere, das ich durchgemacht habe, oder ist's das Ergebnis reiferer Vernunft: jedenfalls komme ich von Tag zu Tag immer mehr zurück vom Gefallen an geräuschvollen Vergnügungen, und wenn ich könnte, wie ich wollte, zöge ich mich am liebsten ganz und gar zurück. Ich glaube die Wahrnehmung zu machen, daß Du annähernd ebenso empfindest, liebe Schwester. Unglücklicherweise fühlt man sich verstrickt in eine Art von Knechtschaft, aus der es keine Befreiung gibt; wir sind verpflichtet, das Joch, das uns das Geschick auferlegt hat, zu schleppen, unsere Geburt entscheidet über unsere Lebensstellung, und so heißt es wohl oder übel den Beruf ausfüllen, zu dem man verdammt ist. Die Mehrzahl der Menschen hat den ehrgeizigen Trieb nach oben; ich für mein Teil stiege gern herunter, könnte ich für dies Opfer — das für mich keines wäre, da es mich nichts kosten würde — die Freiheit eintauschen. Sieh, dieser Brief hat freilich nicht das Gepräge des Karnevalstils; er ist eine Maske in Fledermauskapuze unter lauter rosenfarbigen Dominos. Ich bitte Dich tausendmal um Entschuldigung und versichere Dir trotz meiner schwarzen Laune, daß ich Dich liebe und mit wärmster Zärtlichkeit im Herzen trage.



Wilhelmine Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth
Schwester Friedrichs des Grossen. Handzeichnung von Menzel

251. An August Wilhelm

[Potsdam], den 12. [Februar 1753].

Lieber Bruder,

Die große Charakterstärke, die Du bei meiner Bayreuther Schwester findest, ist kein Vorrecht unserer Familie[1]. Vielmehr, lieber Bruder, hat sie ihre Seele durch Philosophie über das Unglück erhoben, dem wir Menschen verfallen sind. Das ist der wahre Beistand, den wir aus dem Nachdenken gewinnen: alle Dinge ihrer Reize zu entkleiden und sie richtig zu beurteilen. In diesem Sinne ist das meiste Unglück, das die Menschen betrifft, nicht so groß, wie sie es selber machen. Wirklich und unersetzlich ist nur der Verlust geliebter Menschen, und doch ist die Philosophie selbst in solchem Unglück ein Halt. Mit ihrer Hilfe und mit Hilfe der Zeit gelingt es uns, den allzu heftigen Schmerz zu dämpfen, der den Menschen erniedrigen würde, wenn man ihn nicht niederzwänge. Aber trotz all unserer Anstrengungen muß man mit der Heftigkeit des ersten Schmerzes Nachsicht haben und sich sagen, daß die Schwachheit eines zartfühlenden Herzens besser ist als die fühllose Härte der Stoiker.

Glaube nicht, ich hätte meine Torheiten zu denen des Chevalier Folard[2] hinzugefügt! Ich habe nur ein paar Stücke auswählen lassen, die Sers[3] wohl aus seinem Werke auszuziehen vergaß, und sie zu den übrigen hinzugetan. Derart kann man in diesem kleinen Auszug alles Vernünftige, was bei Folard vorhanden ist, in der Tasche tragen. Ich glaube sogar, es kann unsern lernbegierigen Militärs jetzt von Nutzen sein. Denn an unser Heer denke ich unablässig und möchte, daß man mir nicht den leisesten Vorwurf machen kann über seine Disziplin, seinen Unterhalt, die Ausbildung der Offiziere und alle Vorbereitungen auf einen Krieg, die ich zu treffen befähigt bin. In solcher Bereitschaft warte ich ruhig die Ereignisse ab, und muß ich vom Leder ziehen, so wird man uns gerüstet und imstande finden, den Ruf des preußischen Namens aufrechtzuerhalten . . .

252. An Wilhelmine

Den 23. [Februar 1753].

Liebe Schwester,

Ich nehme mir die Freiheit, Dir einige Konzertstücke für den Markgrafen zu schicken; damit wird hoffentlich der Brandschaden in der Musikabteilung ersetzt sein[4]. Bei meiner aufrichtigen Freundschaft für Euch habe ich mir Eure Angelegenheit oft

[1] Anspielung auf den Brand des Bayreuther Schlosses am 26. Januar 1753 und Wilhelminens dabei bewiesene Fassung. — [2] Von der kommentierten Polybiosübersetzung des Militärschriftstellers Jean Charles de Folard (1669—1752) hatte Friedrich einen Auszug herstellen lassen, zu dem er selbst die Vorrede schrieb; vgl. Werke Bd. VI, S. 351 f. — [3] Philipp von Sers, der als Generalmajor 1757 Schweidnitz den Österreichern übergab; vgl. Werke Bd. III, S. 103. — [4] Vgl. den Brief vom 12. Februar 1753.

durch den Kopf gehen lassen und mir dabei zurechtgelegt, wie Ihr es anstellen könntet, um den Schaden, den das Feuer bei Euch angerichtet hat, wieder gutzumachen. Da gilt es zunächst das Haus wiederaufbauen. Da ein gut Teil des Mauerwerks stehen geblieben ist, so glaube ich, mit vierzig- bis fünfzigtausend Talern werdet Ihr den Bau wiederherstellen können, und mit sechzigtausend die ganze innere Einrichtung. Dabei gestatte ich mir den Rat, laßt Euch ja, eh Ihr den Bau in Angriff nehmt, einen ordentlichen Kostenanschlag aufstellen und seht Euch nach zuverlässigen Leuten um, die als Bauaufseher die Arbeiten leiten. Was Du mir von der Anleihe berichtest, die der Markgraf aufnehmen will, so will ich von ganzem Herzen meine Zustimmung geben, und ich bin auch überzeugt, daß der Markgraf von Ansbach keine Schwierigkeiten machen wird. Du hast recht, den Staatsschatz darf ich nicht anrühren. Seit meines Vaters Tode habe ich niemals auch nur einen Pfennig, der dem Staate gehörte, zu eigenem Gebrauch verwandt. Doch alles, worüber ich verfüge, darüber darfst Du gleichfalls verfügen. So sehe ich der Mitteilung Deines Planes entgegen über den Umfang der Beihilfe, die ich zu leisten habe. Wenn Ihr für Eure Oper neue Kostüme braucht, bedarf es nur eines Wortes. Ich verfüge über eine so reiche Schauspielergarderobe, daß ich mit Leichtigkeit den Bedarf für Eure Oper zu stellen vermag. Ihr habt mir nur anzugeben, womit Euch etwa gedient ist, und ich werde beglückt sein, ein wenig zu Eurer Befriedigung beitragen zu können. Die Freundschaft, meine liebe Schwester, wird mit feurigen Schwingen gemalt, sie muß fliegen können und mit lebhaftem Schwunge sich zu ihrem geliebten Gegenstande begeben. Also sprecht Euch bitte nur aus, und Ihr werdet unverzüglich bedient werden. Meinen alten Lumpenkram Euch anzubieten, schäme ich mich, doch wenn Ihr eine Oper einrichten wollt, so kann Euch der Vorrat für den nächsten Bedarf aus der Verlegenheit helfen. In der Folge gibt er dann immer noch eine brauchbare Ausstattung für die Statisten. Alle meine Wünsche begleiten Dich; wenn nur ein so armer Deist vor den Augen des höchsten Wesens Gnade fände, wenn Gott mir nur Dein Wohlsein bewilligt, das ist mir doch das Teuerste von allem.

253. An Wilhelmine

Den 29. [April 1753].

Liebe Schwester,

Dein Brief entreißt mich der quälendsten Ungewißheit, in der ein Sterblicher nur schweben kann. Ich war in Angst um Deine kostbare Gesundheit. Ich hatte schleunigst Cothenius[1] nach Bayreuth beordert, und nun blieb ich dauernd ohne Nachricht. Dem Himmel sei Dank, nun gibst Du mir selber welche und gute dazu! Wäre

[1] Friedrichs Leibarzt, Geheimrat Christian Andreas Cothenius (1708—1789).

meine unglückselige Maschine hier auf meiner Galeere nicht festgekettet, ich wäre zu Dir geflogen, um mich dieser Unruhe zu entreißen, doch ich bin ja weniger Herr meines Tuns als der kleinste Bürgersmann; ich muß eben rudern, weil Rudern mein Lebensschicksal ist. Ich habe indessen den Trost gehabt, meine Ansbacher Schwester einmal wiederzusehn. Stelle Dir meine Freude vor, eine Freundin meiner Kindheit umarmen zu dürfen, eine Schwester, die ich innig liebe, die ich seit neun Jahren nicht gesehen habe[1]. Das einzig Traurige bei alledem war dann der Abschied; das sind Augenblicke, meine ich, die man sich nach Möglichkeit ersparen soll. Friederike wird heute in Braunschweig[2] sein und gegen den 7. oder 8. kommenden Monats meiner Schätzung nach in Bayreuth. Sie wird Dir erzählen, teure Schwester, daß wir uns so manches Mal über Dich unterhalten haben und daß Du von der ganzen Familie geliebt und angebetet wirst. Ich finde ihre Gesundheit recht wenig befriedigend und habe ihr dringend ans Herz gelegt, während ihres Aufenthalts in Bayreuth Cothenius zu konsultieren. Ich wage die Bitte an Dich, sie daran zu erinnern. Sie hat die Oper Dido gehört und meine Sänger, was ihr Freude gemacht hat. Ich glaube, sie haben in Italien nur wenig brauchbare Leute; wie sollten sie auch, wenn so viele Theater nach ihnen suchen und große Fürsten sie mit Gold aufwiegen? . . .

254. An Algarotti

[Sommer 1753.]

Ich danke Ihnen für die schöne Musik, die Sie mir übersandt haben. Wenn ich sie höre, ist mir, als hätten seit Vinci und Hasse[3] die Hunnen und Gepiden[4] in der Lombardei gehaust und ihren wunderlichen Barbarengeschmack dorthin verpflanzt. Auf Ihre Komponisten paßt das Wort von Waldstörchel[5]: „Du schreibst Noten, ohne Musik zu machen". Mehr denn je fürchte ich für Ihre Gesundheit, seit ich Sie an einer Universität von Ärzten weiß[6]. Die müssen ihr Handwerk recht schlecht verstehen, wenn nicht einer darunter so gescheit ist, Sie bald fortzuschicken. Mit zunehmendem Alter fühle ich, daß mein Unglaube den Historikern, Theologen und Ärzten gegenüber immer mehr zunimmt. Es gibt nur wenige bekannte Wahrheiten auf der Welt. Wir suchen sie, und unterwegs begnügen wir uns mit den Fabeln, die man uns auftischt, und der Beredsamkeit der Marktschreier. Sie gehen also nicht nach Herkula-

[1] Friedrich hatte Friederike zuletzt am 17. September 1743 in Ansbach besucht. — [2] Bei ihrer Schwester Charlotte. — [3] Die Komponisten Leonardo Vinci (1690—1732) und Johann Adolf Hasse (1699—1783). — [4] Die Gepiden, ein germanischer Volksstamm, der vom 3. bis 6. Jahrhundert in den Donauländern nachweisbar ist. — [5] Gemeint ist eine Satire des Barons v. Grimm: „Prophezeiung des Gabriel Johannes Nepomuk Franz von Paula Waldstorch, genannt Waldstörchel", die sich gegen die Anhänger der französischen Musik richtet. Friedrich war überzeugter Freund der italienischen Musik. — [6] Padua.

neum? Das tut mir leid: es ist das Wunder unserer Zeit. Hielten mich hier nicht so feste Bande zurück, ich reiste fünfhundert Meilen weit, um eine antike Stadt aus der Asche des Vesuvs wiederaufsteigen zu sehen. Ich habe schöne Sachen aus Italien bekommen. Sie würden mich aber erfreuen, wenn Sie mir noch delle agate gialle di colori diversi[1] bestellen wollten, und zwar so große Stücke, daß sich zwei große Tische und zwei große Kamine daraus machen lassen. Leben Sie wohl, Schwan von Padua, wohllautender Schüler des Schwanes von Mantua[2]. Ich hoffe Sie im Oktober hier wiederzusehen, trotz der Ärzte, Ihrer Mörder.

255. An Fredersdorf[3]

[Ende August 1753.]

Macht man Kinder, so hat man Sorgen; macht man keine nicht, so machen einem die Schwesterkinder genug. Hier sind heute deren zwei angekommen[4], die sagen, der alte Onkel ist ein Geizhals, und ledig kann es nicht ausgehen. Der arme Onkel hat sich mit den Schwestern verblutet und nimmt seinen Rekurs an Madame Notnagel; sonsten wird es garstig aussehen. Ich denke, dem einen wollte ich einen goldenen Degen mit Diamanten besetzet schenken und dem anderen eine Uhr mit Diamanten; die Preise müssen aber gleich sein, sonsten mache ich Jalousie ...

256. An Maupertuis

[Potsdam,] den 15. [September 1753].

Sie können, lieber Maupertuis, in Ihrer Sache mit Voltaire von mir Gebrauch machen, wie Sie wollen[5]. Ich kenne alle seine Tücken und alle Schändlichkeiten, die er Ihnen angetan hat; auch mich hat er nicht verschont. Die Schmähschriften, die in Paris umliefen, stammen von ihm. Um seinen Stil zu verbergen, hat er sie ins

[1] Gelbe Achate von verschiedenen Farben. — [2] Vergil, der 70 v. Chr. in Andes bei Mantua geboren wurde. — [3] Michael Gabriel Fredersdorf (1708—1758) war ursprünglich Musketier; der Kronprinz wählte ihn zu seinem Lakaien und beförderte ihn zum Kammerdiener und Geheimen Kämmerer. 1740 schenkte er ihm das Gut Zernikow bei Rheinsberg, 1750 ließ er ihn nach Frankreich reisen. — [4] Karl Alexander von Ansbach (geb. 1736), Markgraf 1757—1791; er verzichtete zugunsten Preußens auf sein Ländchen und starb 1806. Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (geb. 1735), Herzog 1780—1806; er ist der unglückliche Befehlshaber von Auerstädt. Beide Neffen sind im Testament vom 8. Januar 1769 bedacht; vgl. Werke Bd. VII, S. 289. — [5] Voltaire hatte Maupertuis wiederholt angegriffen. Nach seinem Scheiden vom preußischen Hof ließ er im Mai eine anonyme Schrift über Friedrich und seinen Hof erscheinen, die eine gemeine Verzerrung der Wirklichkeit bedeutete.

Deutsche übertragen und ins Französische zurückübersetzen lassen. Aber das stört mich nicht; denn sind die Verleumdungen, die er gegen mich verbreitet, begründet, so ist es meine Sache, mich zu bessern. Sind es aber Lügen, so triumphiert die Wahrheit doch schließlich über den Betrug. So denke ich und so werde ich mir meine Seelenruhe bewahren, trotz der Versuche, sie zu erschüttern. Der Verleumdung zur Zielscheibe zu dienen, ist das Los der in der Öffentlichkeit Stehenden. Gegen sie richtet die menschliche Bosheit ihre Geschosse. Ich wollte ein durchgehendes Pferd aufhalten[1], das jedermann in seinem wilden Laufe verletzte. Es wundert mich nicht, daß ich dabei ein paar Kotspritzer abbekommen habe. Trösten wir uns miteinander, lieber Präsident; denken Sie an das Wort Mark Aurels[2], das in goldenen Lettern über der Tür jedes Philosophen angebracht werden sollte: „Gegen die, die dich beleidigen, und gegen die Verleumder sollst du Milde üben, nicht aber gegen die, die dich nicht kränken.“ Leben Sie wohl, mein Lieber. Wenn Mark Aurel gesprochen hat, ziemt es mir zu schweigen. Ich wünsche Ihnen tausendmal, daß Sie wieder gesund werden.

Friderich.

257. An den Lord Marchall von Schottland[3]

[Berlin,] 23. [Oktober 1753].

Mein lieber Mylord,

Ich bin glücklicherweise sehr gleichgültig gegen alles, was in Wort und Schrift auf meine Kosten zu Markt gebracht wird[4]; ja, ich bin sogar einigermaßen stolz darauf, wenn ich einem armen Schriftsteller, der sonst vielleicht Hungers sterben müßte, Honorar eintrage, würde er nicht allerlei Beleidigungen gegen mich anbringen. Jederzeit habe ich das Urteil der Welt verachtet und bei all meinem Tun und Lassen allein auf das Zeugnis meines Gewissens Wert gelegt. Ich diene dem Staate mit all den Fähigkeiten und mit all der Redlichkeit, die die Natur mir zuerteilt hat.

[1] Mit seinem Aufsatz „Brief eines Akademikers in Berlin an einen Akademiker in Paris“; vgl. die Notiz zum Brief vom 18. Oktober 1752. — [2] Über Mark Aurel vgl. den Brief an Suhm vom 15. August 1736. — [3] George Keith Earl Marishal of Scotland (1686—1778), mußte als Parteigänger der Stuarts 1719 die Heimat verlassen; er nahm zunächst spanische Kriegsdienste. 1748 trat er in Friedrichs Dienst, der ihn 1751 als Gesandten nach Paris, 1754 als Gouverneur nach Neufchâtel schickte. 1764 ließ Friedrich ihm ein eigenes Haus neben Sanssouci bauen, in dem er auch starb. Er und sein Bruder James, der 1747 aus der russischen in die preußische Armee übertrat und bei Hochkirch den Heldentod fand, gehörten zu Friedrichs nächsten Freunden. — [4] Es handelt sich um die Schrift „Vorstellung von der Persönlichkeit, der Lebensweise und dem Hofe des Königs von Preußen“, die damals erschien. Voltaire wurde als Verfasser vermutet, hat aber beteuert, daß er dem Machwerk fernstand. Indes ist so viel wohl sicher, daß das Pamphlet mindestens unter seiner Mitwirkung zustande kam.

So gering meine Gaben sein mögen, schuldig bleibe ich dem Staate nichts; man kann eben nicht mehr geben, als man selber hat. Im übrigen gehört das nun einmal zum Wesen eines Mannes in öffentlicher Stellung, daß Kritik und Satire und oft sogar Verleumdung ihn aufs Korn nehmen. Wer nur je einen Staat geleitet hat, sei es ein Minister, ein General oder ein König, ohne Stiche ist er nicht davongekommen; es sollte mir leid sein, wenn es mir allein anders beschieden wäre. Und so verlange ich keine Widerlegung des Buches, noch eine Bestrafung des Verfassers. Ich habe das Pamphlet mit sehr kühlem Kopfe gelesen und es sogar einigen Freunden in die Hand gegeben. Es gehört eine größere Eitelkeit, als ich sie besitze, dazu, um sich über derartige Anwürfe zu ärgern, wie sie jeden auf seinem Wege treffen können; ich müßte auch weniger Philosoph sein, als ich es bin, wollte ich mich vollkommen und über jede Kritik erhaben dünken. Ich gebe Ihnen die Versicherung, mein lieber Mylord, die Schmähungen des ungenannten Verfassers haben nicht den mindesten Wolkenschatten über die Heiterkeit meines Daseins gebreitet; meinetwegen können sie noch zehn Streitschriften dieser Art zusammenschreiben, mich soll es in meiner Weise, zu denken und zu handeln, nicht im geringsten stören.

258. An Wilhelmine

Den 25. [Dezember 1753].

... Man sollte sich daran gewöhnen, Menschen sterben zu sehen. Und doch, ich gestehe meine große Schwäche: meine Festigkeit verläßt mich, wenn es meinen Freunden gilt oder Menschen, die ich lange gekannt habe. Sei es nun Schwäche oder sei es Mangel an seelischer Größe — ich glaube, es ist immer noch besser, sich in seinem Mitempfinden bis zum Äußersten gehen zu lassen, als sich der mindesten Herzenshärte anklagen zu müssen; und ein Stoiker, der keine Seele liebt, scheint mir seinerseits auf keine Liebe Anspruch zu haben. Natur oder Vorsehung haben es in ihrer Weisheit so eingerichtet, daß die Gesellschaft nur durch Wechselseitigkeit der Dienstleistungen ihren Bestand hat, und die Tugend so das Band wird, das die Menschen zusammenhält. Nur sich selber lieben, unberührt von Gutem und Traurigem um uns her, das heißt ein nichtsnutziger Bürger sein, ein Geschöpf, das sich auflehnt wider die Natur, die uns wohlweislich so Schmerz- wie Lustempfinden gegeben hat, die uns nicht aus Erz erschuf, sondern aus Fleisch und Blut, damit wir empfindende Wesen seien. Doch seltsam, da verliere ich mich in moralische Betrachtungen. Die angenehme Vorstellung, zu Dir zu sprechen, verführt mich, und ich bilde mir trotz der Trennung ein, Dich vor mir zu sehen und Dich zu hören. Verzeih mein aufdringliches Geschwätz und halte es meiner alten Freundschaft zugute ...

259. An Darget

Potsdam, 25. Februar 1754.

Die Gicht, mein lieber Darget, ist ein großes Übel, aber die Hypochondrie ist das allerschlimmste. Wenn Ihnen die gichtischen Säfte die Leber erleichtern, ist es gut, daß Sie die Gicht haben. Diesen kleinen Tribut schulden wir dem Alter, das uns unablässig von unserm Ursprung entfernt und uns zum Augenblick unserer Auflösung fortreißt. Doch Sie könnten meinen Brief für einen Auszug aus den Vierzeilern von Pibrac halten, wenn ich in diesem Tone fortführe. Sehr erfreut haben mich Ihre Nachrichten aus Paris und von dem Poeten[1]. Sein Charakter setzt mich über die Sehnsucht hinweg, die ich nach seinem Geiste habe. Dieser Winter war schrecklich. Sie haben sehr richtig erraten, daß ich mein Zimmer nicht verlassen würde, sodaß ich allerdings einsamer bin, als mir lieb ist. Unsre Gesellschaft ist zum Teufel gegangen. Der Narr ist in der Schweiz[1], der Italiener[2] ist heimlich durchgebrannt, Maupertuis liegt auf dem Siechbett, und d'Argens[3] hat sich den kleinen Finger verletzt, weswegen er den Arm in der Binde trägt, als ob er bei Philippsburg einen Kanonenschuß bekommen hätte. Das ist die größte Neuigkeit aus Potsdam, fragen Sie mich nicht weiter. Ich lebe mit meinen Büchern, pflege Zwiesprache mit den Menschen des augusteischen Zeitalters und werde bald die heutigen Menschen nicht besser kennen, als weiland Jordan die Straßen von Berlin. Man sagt hier, Sie würden Krieg bekommen[4]; das täte mir für Ihre Flotte leid. Sie brauchte mindestens noch drei Jahre, um der englischen mit Erfolg gegenübertreten zu können. Ob aber in Amerika Krieg oder Friede herrscht, es wird noch eine Weile dauern, bis die Feuersbrunst bis an unsere Grenzen kommt.

Leben Sie wohl, mein guter Darget. Ich rufe Ihnen nicht zu: „Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nimmt"[5].

260. An den Lord Marschall von Schottland

[Potsdam,] 16. März 1754.

Ich hatte gewiß nicht erwartet, mein teurer Mylord, daß ich's mit einem Philosophen zu tun bekommen würde, der mir eine Vorlesung über das Wesen des Ehrgeizes hielte. Im Grunde sind wir ja einig; was uns trennt, sind nur die Bezeich-

[1] Voltaire. — [2] Algarotti. — [3] D'Argens war französischer Infanteriekapitän gewesen und 1734 bei der Belagerung von Philippsburg verwundet worden. Seine ängstliche Sorge um seine Gesundheit bot Friedrichs Spottlust reichen Stoff; vgl. auch die „Epistel an das Bett des Marquis d'Argens", Werke Bd. X, S. 105 ff. — [4] Zu Anfang des Jahres 1754 drohten die Streitigkeiten um Nordamerika zwischen England und Frankreich zuerst zum Kriege zu führen; vgl. Werke Bd. III, S. 29 ff. — [5] So schlossen alle in der Kanzlei, also nicht eigenhändig, geschriebenen Briefe.

nungen. Ich verstehe unter Ehrsucht eine heftige, leidenschaftliche Begier, größer zu werden, zu glänzen, Aufsehen zu erregen, sich einen hohen Namen zu schaffen; und das ist eine Gesinnung, die ich als ein Laster verdamme: ihr Endziel ist nicht sittlich. Doch wenn ich von dieser Leidenschaft abrücke, die den Nächsten bedroht, und ihrem eigenen Herrn gefährlich ist — anders denke ich über das Ehrgefühl, das ein glühendes Verlangen darstellt, seine Pflicht besser zu leisten als andere, es ihnen durch innere Würdigkeit vorzutun. Ehrgefühl spornt, ohne Eifersucht zu erwecken, die Seele an, entreißt sie der Untätigkeit und Gleichgültigkeit. Ehrgefühl ließ den Prinzen Condé seinen Feldzug in die Franche Comté unternehmen, damit er Turennes holländischen von 1672 überbiete[1]. Ich glaube, selbst ein Mensch, der fern von der großen Welt lebt, kann diesen Stachel verspüren; es ist, mit einem Wort, der edelste Antrieb zu allen unsern Leistungen.

Was nun die meinen anlangt, so verdienen sie, mein teurer Mylord, die hohe Anerkennung nicht, die Ihre Freundschaft ihnen zollt. Die Menschen betrachten uns Könige in derselben Weise, wie sie die kleinen Kinder betrachten, die schon mit ihrem Lallen Bewunderung ernten, als sei das schon viel für ihr Alter: ganz erstaunt sind sie, wenn unsereiner weder stumpfsinnig noch närrisch ist, sodaß man schon mit unsern bescheidensten, vernünftigen Handlungen zufrieden ist. Wenn Sie hier einige wenige Herrscher ausnehmen, so bleiben allenfalls die Begründer der Reiche, die in Wahrheit Männer gewesen sind, während offenbar Lässigkeit und Schlaffheit das Erbteil aller ihrer Nachfolger gewesen ist. Ich glaube, ihre verdammenswerte seelische Trägheit ist auf Rechnung der üblichen Prinzenerziehung zu setzen, die sie wohl zum Gehorchen anhält, nicht aber zum Gebieten. Über all diese Dinge, mein teurer Mylord, machen Sie sich im Grunde kaum Sorgen — und ich auch nicht. Ich wünsche Ihnen eine zufriedenstellende Gesundheit bei diesem üblen Wetter. Ich verzichte nicht auf das Vergnügen, Sie wiederzusehn, und versichre Ihnen, daß niemand Sie mehr verehrt und wertschätzt als ich.

Friderich.

261. An Fredersdorf

[April 1754.]

Wenn heute gegen Mittag die Sonne scheint, so werde ich ausreiten. Komm doch ans Fenster, ich wollte Dich gerne sehen; aber das Fenster muß feste zubleiben, und in der Kammer muß stark Feuer sein. Ich wünsche von Herzen, daß es sich von Tage zu Tage mit Dir bessern möge. Gestern habe ich Deine Besserung zelebriert mit zwei Bouteillen Ungarischen Wein ...

[1] Friedrich verwechselt hier den holländischen Feldzug von 1672 mit dem von 1667; Condé eroberte die Freigrafschaft Burgund 1668, die Spanien 1678 an Frankreich abtreten mußte. Richtig ist die Darstellung in der Geschichte des Hauses Brandenburg; vgl. Werke Bd. I, S. 68.

262. An Darget

Den 13. Mai 1754.

Ich bin Ihnen, lieber Darget, sehr verbunden für die Mühe, die Sie sich für mein Theater[1] geben, und zweifle nicht, daß Ihre frommen Absichten ihm Glück bringen. Sie werden trotz Ihrer Hypochondrie lachen, wenn Sie hören, daß ich am selben Tage Briefe von Maupertuis und Voltaire erhalte, worin sie sich gegenseitig beschimpfen. Sie halten mich für eine Kloake, in die sie ihren Schmutz ausschütten. Dem Dichter habe ich eine lakonische Antwort geben lassen und mich damit begnügt, den Mathematiker daran zu erinnern, daß sein Geist des Dichters wegen sein Gravitationszentrum verlöre. Ich danke dem Himmel, daß ich nicht so heftig und leidenschaftlich bin wie die beiden, sonst würde ich zeitlebens Krieg führen. Man sage, was man wolle, unsere braven Deutschen sind in ihrem Phlegma doch verträglicher als Ihre zappeligen Schöngeister. Allerdings sind wir, wie Sie selbst gestehen, schwerfällig und besitzen leider gesunden Menschenverstand, aber wenn Sie einen Freund wählen müßten, wo würden Sie ihn sich suchen? Der Geist, lieber Darget, ist nur eine Schminke, die die Mißgestalt der Züge verbirgt. Der gesunde Menschenverstand ist zwar weniger glänzend, führt aber just durch sein richtiges Urteil zur Tugend — und ohne Tugend gibt es keine Gesellschaft. Allein ich sollte bei Ihrer Hypochondrie nicht mit Ihnen moralisieren und täte es auch nicht, wüßte ich Sie nicht in einem Lande[2], wo Sie alle Zerstreuungen finden können, durch die meine Moralpredigt in eitel Dunst aufgeht. Leben Sie wohl, mein Lieber! Pissen Sie gut, und seien Sie lustig. Das ist das einzige, was Sie auf Erden tun können . . .

263. An Wilhelmine

[Bayreuth,] den 20. [Juni 1754].

Meine liebe Schwester,

Ich scheide von hier[3], noch ganz voll von Deiner Güte; ich verlasse die Stätte des Friedens und der Freundschaft, um sie mit der Unruhe und der Sorge zu vertauschen. Mein Schmerz darum würde gar kein Ende nehmen, dächte ich nicht, Dir einen Dienst erweisen zu können, indem ich Dir unsern Äskulap[4] sende. Alle meine Wünsche sollen nur das eine Ziel haben, daß seine Behandlung zu einem Erfolge führt. Laß Dir

[1] Darget hatte sich um Tänzerinnen für die Berliner Oper bemüht. — [2] Seit 1752 war Darget in Frankreich. — [3] Friedrich hatte Wilhelmine für einige Tage besucht. — [4] Vgl. den Brief vom 29. April 1753.

doch, liebe Schwester, Deine Gesundheit recht angelegen sein, von ihr hängt mein Lebensglück ab. Du, die Du Dich so gut auf die Freundschaft verstehst und weißt, wie weit die Macht der Empfindungen reicht, laß Dir von Deinem eigenen Herzen sagen, wie's in meinem aussehen mag. Und darum unterlaß keine Vorsicht für Deinen schwachen Körper, Deine zarte Gesundheit, an die eine so schöne Seele gebunden ist. Deine Entschuldigungen an die Königin-Witwe, daß Du außerstande seist, ihr zu schreiben, will ich ausrichten, ebenso auch Deine Empfehlungen an jedermann; ich weiß ja ungefähr, was Du jedem zu sagen hättest. Die Erinnerung an die glücklichen Tage, die ich mit Dir verlebt habe, will ich mein Leben lang bewahren. Habe ich doch nur eines an ihnen vermißt, daß ich Dich nicht bei vollem Wohlbefinden sah. Mein körperliches Ich ging von Dir, aber bei Dir bleibt mein Herz.

264. An Fredersdorf

[9. Juli 1754.]

Ich kann recht gut essen, und die Köche können dieselbigen Essen machen; nur müssen sie nicht die Hälfte von den Ingredienzien stehlen, sonsten gehen alle Tage elf Taler mehr drauf. Ich versichere Dir, daß unser Fraß nicht kostbar, aber nur delikat ist.

Was tut der Teufel? Er schicket mir einen Major[1] mit Rekruten aus Baireuth; dar gehöret eine goldene Tabatiere vor. Sollte ich auch an den Bettelstab, so muß ich sie kaufen. Lasse nur eine für hundertfunfzig Taler aus Berlin kommen.

265. An Fredersdorf

[1754.]

Monsieur Vestris ist nicht klug; wer wird einem Tänzer viertausend Taler geben, der Schwester dreitausend und dem Bruder tausend Taler? Das müßten Narren sein ... Man muß sehen, ihn für beständig zu engagieren; dann menagiere ich das Reisegeld hin und zurück, was auch viel macht. Ich muß Geld zu Kanonen, Montierungsstücken, Pontons usw. ausgeben und kann nicht soviel für Haselanten vertun ...

[1] Wahrscheinlich der Major von Treskow, den Friedrich am 9. Juli 1754 in einem Brief an Wilhelmine nennt.

266. An Wilhelmine

Den 10. Dezember 1754.

Meine liebe Schwester,

Mit großem Vergnügen empfing ich Deine anziehende Schilderung Deines Aufenthalts in Lyon[1]. Ich glaube es gern, daß Du dort jede Art von Anregung findest, die Deiner würdig ist, sowohl in der Beschäftigung mit den Altertümern, Denkmälern, Bildern und Ruinen, wie in der Gesellschaft der Franzosen. Bei diesem Volke hat die Kunst zur Zeit ihren Thron aufgeschlagen; Gelehrte haben wir in Deutschland vielleicht ebenso viele wie sie, doch was die Männer der Feder in Frankreich vor denen in unserm Vaterlande voraus haben, ist in erster Linie der veredelte Geschmack. In allen Jesuitenklöstern wirst Du gebildeten und liebenswürdigen Leuten begegnen, und es ist nicht zu leugnen, jeder französische Jesuit für sich genommen, stellt eine schätzenswerte Persönlichkeit dar; und doch bleibt trotz dieser Vorzüge die Gesellschaft als Ganzes ein Greuel[2]. Ich spreche keineswegs vom Standpunkt des Andersgläubigen, sondern von dem des Philosophen, der die bedenkliche Moral und die haarsträubenden Grundsätze verabscheut, die all ihre Kasuisten lehren, und die für das Verhalten des Ordens maßgebend sind. Doch Dir von alldem zu sprechen, erübrigt sich. Du hast zuviel Geschichte gelesen, um sie nicht zu kennen, und in Frankreich ist dieser Orden so bekannt, daß er allgemein gehaßt wird. Zum mindesten dürfen sie's mir nicht verübeln: sind sie doch erklärte Feinde aller Könige und jeder legitimen Macht, die sich ihrer Willkür nicht beugt.

Hier ist das herrlichste Wetter von der Welt, ein wenig kühler als bei Euch. In den Nächten friert es, doch tagüber kann man sich im Freien ergehen, ohne über Kälte klagen zu müssen.

Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, mich mit Dir über Regen und schönes Wetter zu unterhalten. Sei versichert, liebe Schwester, daß von allen Neuigkeiten, die Du mir schreibst, mir die liebste sein wird, daß Du gesund bist.

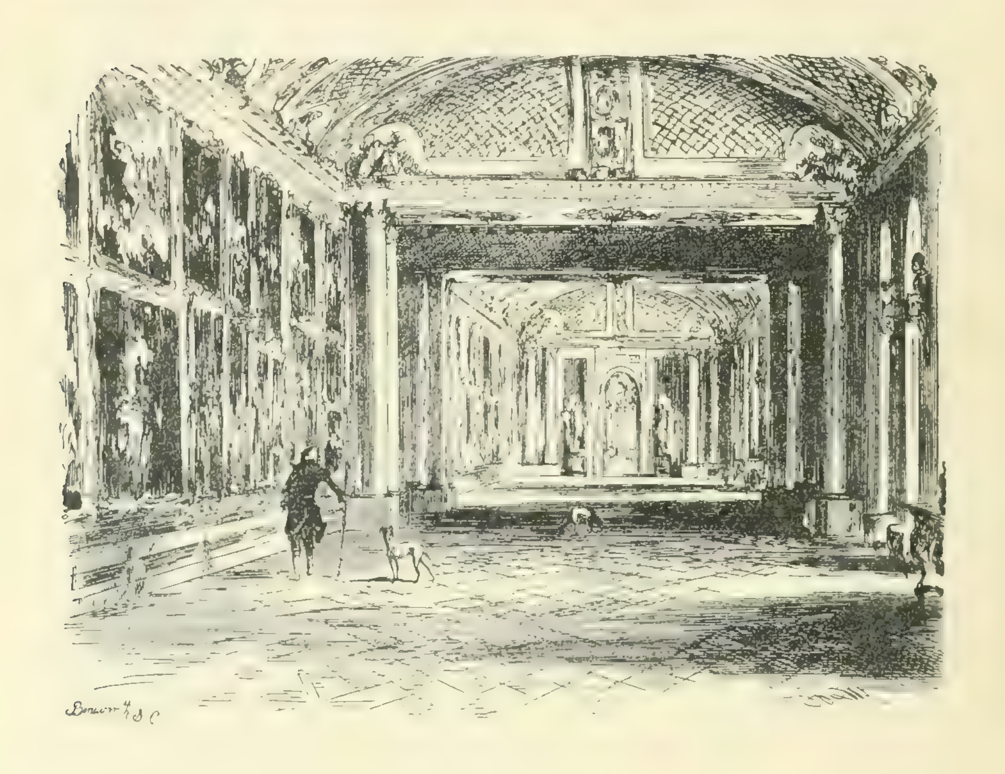
267. An Darget

Potsdam, 14. Dezember 1754.

... Betreffs der Bilder, von denen Sie schreiben, will ich Ihnen sagen, daß ich diesen Geschmack nicht mehr teile, oder vielmehr, daß ich von dieser Art genug habe[3].

[1] Wilhelmine verbrachte ihrer Gesundheit wegen den Winter in Südfrankreich und Italien. — [2] Friedrich hielt die Jesuiten für die gefährlichsten Mönche; als 1773 der Orden aufgehoben wurde, ließ er sie freilich ruhig in Schlesien bleiben, da sie nunmehr unschädlich waren und er sie auch für den Schulunterricht brauchte. — [3] Darget hatte Friedrich Bilder von Lancret zum Kauf angeboten; vgl. den Brief vom 9. November 1739.

Ich kaufe jetzt gern Rubens und van Dyck, kurz, Bilder der großen Meister, sowohl der flämischen wie von der französischen Schule. Wenn Sie hören, daß eins zu verkaufen ist, werden Sie mich durch die Mitteilung erfreuen. Ich hege stets die gleiche Gesinnung gegen Sie, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Ihnen einen Dienst leisten werde, sobald ich vermag . . .



268. An Wilhelmine

[Berlin,] 26. Dezember 1754.

Liebe Schwester,

Ich hatte die Freude, einen Brief von Dir, datiert aus Avignon, zu erhalten. Ich wundere mich, daß Du dort unter Kälte leidest, bei diesem äußerst milden Himmelsstrich, auf dem obendrein der Segen des Papstes[1] ruht. Höchst erstaunt bin ich über alles, was Du mir in Deinem Schreiben erzählst. Man sieht indessen immer wieder:

[1] Avignon war bis 1797 päpstlich.

je größer ein Staat ist, um so schwerer läßt er sich in allen Einzelheiten verwalten. Das alte Sprichwort hat seine Richtigkeit: Die Welt besteht durch ihre Verkehrtheiten. Wie wäre es auch möglich, daß die Regierung in Versailles von all den Unterschlagungen der Generalpächter[1], die das Volk aussaugen, unterrichtet wäre? Wie kann sie Abhilfe schaffen für diese Fülle von Mißbrauch, wenn die, deren Pflicht es wäre, darüber zu wachen, selbst der Bestechung nicht unzugänglich, selber nicht redlich sind?

Eine Hauptursache für die von Dir bemerkten Mißstände in Frankreich liegt unbestreitbar in der Bedeutung, die dortzulande der Reichtum verleiht; man macht da zuviel Aufhebens von den Besitzenden, von denen, die auf großem Fuße leben, und kein Mensch fragt danach, durch welche Gemeinheit sie zu ihren Reichtümern gekommen sind. Daher schreibt sich dann das Verlangen, sich zu bereichern, die Verachtung der Ehre, der Tugend, und die allgemeine Sittenverderbnis. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich das ganze Volk der hauptstädtischen Laster anklage. Man könnte auf diese unbestechlichen Leute das Wort Boileaus[2] auf die keuschen Frauen anwenden; doch diese Minderheit von Ehrenwerten reicht nicht aus, um Mißständen abzuhelfen, die im Laufe langer Jahre in der inneren Reichsverwaltung Wurzel gefaßt haben. Um mit dieser Unordnung aufzuräumen, dazu bedürfte es einer sehr festen Hand, unbarmherzig müßte man gegen die Schuldigen vorgehen, und besonders in allen Ständen dem persönlichen Werte vor Reichtum und Geburt den Vorzug geben.

Die Franzosen machen sich über mich lustig, oder lassen mich höchstens, wenn sie auf mich zu sprechen kommen, aus Liebenswürdigkeit gelten gegenüber der guten Meinung, mit der Du mich beehrst: Nein, ich würde mich jedenfalls nicht stark genug fühlen, um eine solche Riesenaufgabe, wie die Abstellung aller Mißwirtschaft in jenem Königreiche, auf mich zu nehmen. Ich habe hier schon alle Hände voll zu tun und Not genug, meine eignen Pflichten zu bewältigen: ich danke für die Aufgabe, ein Reich von solcher Ausdehnung zu verwalten.

Nun, wenn ich nur höre, teuerste Schwester, daß es Dir gut geht, so wird das für mich die erfreulichste Post aus Frankreich sein. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Du Deine Tage dort angenehm verlebst, das neue Jahr glücklich anfängst und dabei nicht einen Bruder vergißt, der jederzeit in zärtlichster Freundschaft, liebe Schwester, sein wird

Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.

[1] Seit 1680 waren alle indirekten Steuern in Frankreich an einen Generalpächter verpachtet; doch wurden auch die Bürgen, die dieser dem Staat für Lieferung der Steuern zu stellen hatte, so bezeichnet. — [2] Boileau, Satiren.

269. An Fredersdorf

[1754/1755.]

Du hast diesmal keinen Weihnachten verdient, Deine unartige Krankheit hat mir viel zu schaffen gemacht.[1] Nun studiere ich mit Cothenius[2], um zu sehen, ob es nicht möglich wäre, Dir bald zu helfen; aber noch sind wir nicht recht eins. Ich wünsche von Herzen, daß die Besserung von Tag zu Tage zunehmen möge, und daß Du wieder Kräfte sammeln mögest. Hier ist eine Rechnung, den 24. Januar zu bezahlen. Ich gehe Donnerstag nach Berlin. Lasse doch durch Cothenius schreiben, wie es mit Dir ist, daß ich alle Tage Nachricht habe. Hüte Dich vor allem, was Dir schaden kann, vor Ärgernis hauptsächlich, und warte nur mit Geduld, bis man Dir was Positives sagen kann. Gott bewahre.

Antworte mir nicht; Du bist zu matt und würdest Dir Schaden tun.

[1] Zum großen Ärger des Königs wechselte Fredersdorf ständig den Arzt und zog Quacksalber zu Rat. — [2] Vgl. den Brief vom 29. April 1753.



270. An Wilhelmine

Den 7. Dezember 1755.

Liebe Schwester,

Der Jäger überbrachte mir Deinen lieben Brief bei meiner Rückkehr von Berlin, wohin ich mich begeben hatte, unsrer teuren Mutter meine Aufwartung zu machen. Sie hat an einer Brustfellentzündung gelitten, doch ist, dem Himmel sei Dank, jede Gefahr vorüber. Sie ist noch ein wenig schwach, aber erholt sich mit jedem Tage mehr, sodaß für den Augenblick nichts zu befürchten ist. Ich komme auf den Jäger zurück. Er versichert mir, er habe Dich bei leidlichem Wohlsein verlassen, was mir eine große Freude macht. Es ist zu gütig von Dir, all dem Kram, mit dem ich Dir dienen konnte, soviel Gewicht beizulegen, und in so freundlichem Sinne die Musikalien und die tausenderlei Kleinigkeiten aufzunehmen, die ich mir erlaubte, Dir anzubieten. Was die Poesie anlangt, so suche ich, weil doch einmal meine Brüder in Apoll sich wie die Narren zu benehmen pflegen, hübsch damit im Hintergrunde zu bleiben; ich meide die Brüderschaft, ganz gewiß nicht, weil ich mich für klüger halte als sie, sondern weil es einem Manne in Amt und Würden übel anstünde, für einen Narren zu gelten. Aus diesem Grunde vertraue ich meine Träumereien keiner Seele an und verheimliche sie vor allem meinem Barbier, aus Furcht, es könnte mir ergehen wie dem König Midas[1]. Mein Gott, Du erinnerst Dich noch an das Palladion, und dabei beklagst Du Dich über Dein schlechtes Gedächtnis. Tatsächlich bist Du aber die einzige, die alles behalten kann, liebe Schwester. Denn solche Dummheiten in der Art des Palladions prägen sich doch nur in ganz allgemeinen Zügen ein. Indessen, wenn Dir das Spaß machen kann, so will ich versuchen, im Laufe des Winters das unförmliche Werk, das von Fehlern strotzt, noch einmal zu überarbeiten, um es Deiner Aufmerksamkeit ein wenig würdiger zu gestalten.

Hier künden sich mir die ersten Vorboten des Karnevals an in Gestalt des Bischofs von Breslau[2] und einige andere, ebenso würdige Personen. Das ist der Prolog des Stückes. Politische Erörterungen warten meiner in Berlin gegen Ende des Monats, die mir auch noch allerhand Zeit rauben werden. Das sind ebensoviel Verluste an meiner Erholung. Indes, es ist eine Pflicht, und die geht allem vor.

[1] In einer Satire von Boileau IX, 224 verkündet der Barbier des Königs Midas aller Welt: König Midas hat Eselsohren. — [2] Graf von Schaffgotsch.

271. An Wilhelmine

[Potsdam,] 21. [Februar 1756].

Liebe Schwester,

Dein Brief hat mir erst ganz meine innere Ruhe wiedergegeben, die durch meine Angst um Deine kostbare Gesundheit gestört war. . . . Wenn ich recht bei mir Einkehr halte, so finde ich da nichts als ein armes Menschenkind, zusammengesetzt aus einem Durcheinander von Gutem und Bösem, das oftmals mit sich selber recht unzufrieden ist und herzlich gern ein höheres Verdienst haben möchte, als es hat, das, zum Privatmann geschaffen, sich gezwungen sieht, vor der Welt etwas vorzustellen, Philosoph aus Neigung, Staatsmann aus Pflicht — kurz, einen Menschen, der genötigt ist, alles zu sein, was er nicht ist, der kein Verdienst hat als eine religiöse Hingabe an seine Pflichten. Sieh, da hast Du meine Generalbeichte, nach der ich wohl auf eine Lossprechung von Deiner Seite hoffen darf.

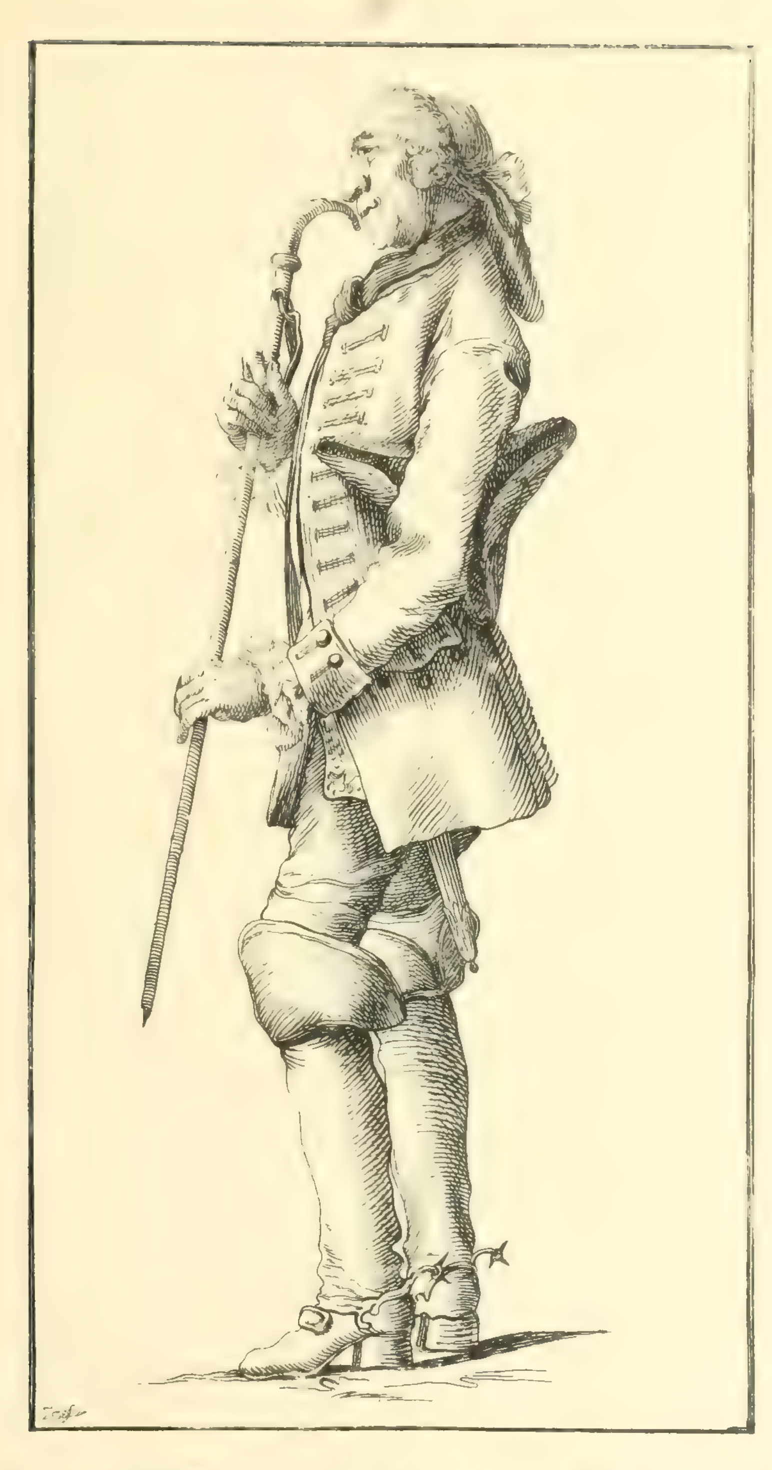
272. An den Lord Marschall von Schottland

[Potsdam], den 17. [März 1756].

. . . Ich stecke in der politischen Misere und versuche unverträgliche Leute verträglich zu machen[1]. Ich möchte, daß man sich in Europa nicht vernichtete, nur um zu wissen, wer Stockfische fangen wird[2], und daß man sich den Besitz des Appalachengebirges[3] und der Einöden von Cayenne weniger zu Herzen nähme. Weder Sie noch ich werden je dorthin gehen, und sie werden dem glücklichen Eroberer herzlich wenig einbringen. Ich könnte hier noch manches hinzufügen, unterdrücke es aber aus Vorsicht, da ich die Unmöglichkeit einsehe, die Welt zur Vernunft zu bringen. Das sicherste ist, sie gehen zu lassen, wie sie geht.

Ich danke Ihnen tausendmal für die Mühe, die Sie sich gegeben haben, mir ein Bild bei Pompeo[4] zu bestellen. Sehr gern möchte ich zwei von Mengs[5] und eins von Costanzi[6] erwerben. Die beiden von Mengs könnten sein: „Die Erziehung

[1] Damals hoffte Friedrich übrigens noch auf Erhaltung des Friedens. — [2] Der einträgliche Stockfischfang in Nordamerika, den Frankreich beanspruchte, war einer der Kriegsgründe; vgl. Friedrichs „Bericht des Phihihu, Sendboten des Kaisers von China in Europa" (1760), Werke Bd. VIII, S. 123. — [3] Gewöhnlich Alleghanygebirge genannt. — [4] Pompeo Batoni (1708—1787), damals wohl der berühmteste Maler Italiens; er kehrte zu Raffael und zur Antike zurück; am bekanntesten ist seine büßende Magdalena in Dresden. — [5] Raphael Mengs (1728—1779), neben Angelika Kauffmann das bekannteste Mitglied der deutschen Künstlerkolonie in Rom im 18. Jahrhundert. — [6] Placido Costanzi (1688—1759) malte für Sanssouci Apollo und Daphne, Batoni als Gegenstück die Hochzeit der Psyche.



George Keith Marschall von Schottland
preuss. Gouverneur von Neufchâtel genannt Mylord Marischal
Radierung von Oesterreich nach einer Karikatur v. Ghezzi

des Adonis" und „Das Urteil des Tiresias". Er könnte Pendants daraus machen, und das Bild von Costanzi könnte das Gegenstück zu dem von Pompeo bilden. Die Preise müßten vorher ausgemacht werden, aber es wäre unerhört, eine Anzahlung auf ein Gemälde zu machen. Man zahlt den Goldschmieden wohl etwas an, wenn man Silbergeschirr bestellt, aber niemals den Malern. Ich überlasse es Ihnen, den Preis und die Bedingungen nach Gutdünken festzusetzen, und versichere Ihnen, lieber Lord, daß Sie nie einen besseren Freund haben werden als mich.

273. An Wilhelmine

[Potsdam,] 28. [Juli 1756].

Liebe Schwester,

... Ich für mein Teil versuche es, angesichts all der Zusammenbrüche der Ehrgeizigen[1] rings um mich her, meine Lebensführung auf einem Fuße zu halten, wie mir solches meine Jahre anzuweisen scheinen. Weit entfernt, jeder ersten Regung meines Innern nachzugeben, schlage ich eine sicherere Straße ein. Ich habe zunächst den Weg der Verhandlungen mit meinen Feinden beschritten[2]: sie sollen sich über ihre Absichten erklären, und auf diese Weise soll mein Beginnen angesichts des ganzen Erdkreises gerechtfertigt dastehen. Erweisen sie sich nach diesen Versuchen als Leute, mit denen sich nicht reden läßt, die in ihrer Trunkenheit taub bleiben für die Stimme der Vernunft, so werde ich tun, was jeder an meiner Stelle täte, aber mein Gewissen wäre dann frei von jedem Vorwurf, voller Vertrauen auf die Gerechtigkeit meiner Sache. Laß Dich, liebe Schwester, die Zukunft nicht beunruhigen, sie ist ungewiß, ein Schleier verbirgt sie zum Glück unsern Augen. Unsere Hoffnungen sowenig wie unsere Ängste werden den Lauf der Dinge hemmen, und da wir nun einmal Menschen sind und für Glück und Unglück geboren werden, so gilt es, gefaßt zu sein und mit gleichmütigem Angesicht entgegenzunehmen, was für ein Maß Jupiter aus seinen beiden Schalen über uns ausschütten wird. Schließlich, teure Schwester, tun wir's uns selber zu leid, wenn wir nur Unheil voraussehen; unsere Geschicke sind gemischter Art, und wir haben immer noch der günstigen mehr zu erwarten als der schlimmen. Ich umarme Dich tausendmal und versichere Dich der aufrichtigen Zärtlichkeit, mit der ich für immerdar bin, liebe Schwester, Dein

getreuer Bruder

Friderich.

[1] Friedrich spricht vorher von den Schwierigkeiten, die die Verfassungspartei in Schweden den absolutistischen Bestrebungen des Königspaars bereitete. — [2] Verhandlungen mit Österreich über dessen Kriegsrüstungen; vgl. Werke Bd. III, S. 37.

274. An August Wilhelm

[Potsdam,] 12. [August 1756].

Mein lieber Bruder,

Ich bin entzückt, daß der Wouwerman[1] Dir Freude macht; darum habe ich ihn Dir ja geschickt. Was mich anlangt, ich glaube jeden Abend mein Werk getan zu haben, und muß dann am Morgen wieder neu beginnen; aber das macht mir nichts aus, und ich arbeite mit Lust, ohne mir von dem Butzemann oder einer Vogelscheuche bange machen zu lassen. Bin ich doch überzeugt, daß diese kreißenden Berge nur Mäuslein gebären werden, daß der Wert der preußischen Truppen und die Erbärmlichkeit unserer Feinde immer die gleichen bleiben, und daß man Großes nur durch großen Einsatz gewinnt. Mit solchem Troste und fest entschlossen, jedem, der sich uns stellt, hinter die Ohren zu schlagen, kann man der Hölle und dem Teufel trotzen, in Gemütsruhe dabei die Zeitung lesen, ohne bei den leeren Prahlereien seiner Feinde zu zittern, und überzeugt sein, daß man sich mit Ehren durchschlagen wird. Leb wohl, lieber Bruder, ich umarme Dich mit der Versicherung meiner herzlichen Zuneigung, mit der ich bin Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.

275. An August Wilhelm

[Potsdam,] 13. [August 1756].

Mein lieber Bruder,

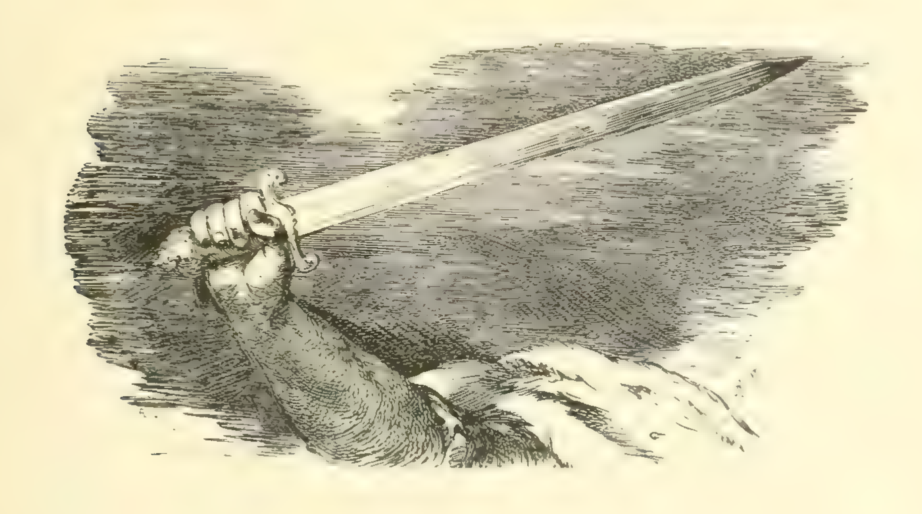
Wenn unsere Feinde uns den Krieg aufdrängen, so haben wir nur zu fragen: Wo stehen sie? Nicht aber: Wieviel sind es[2]? Wir haben nichts zu fürchten, unsere Feinde haben mehr zu wagen als wir, und nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit werden wir uns mit aller erdenklichen Ehre aus dieser Falle herausretten. Was die Frauen in Berlin über Teilungsverträge schwatzen — — —[3], aber was preußische Offiziere angeht, die unsere Kriege geführt haben, die werden es aus Erfahrung wissen, daß keine Überzahl und keine Schwierigkeiten uns je den Sieg entreißen konnten; die müssen es sich gegenwärtig halten, daß unsere Truppen heute noch dieselben sind

[1] Philips Wouwerman (1619—1698), einer der berühmtesten jüngeren Haarlemer Maler. — [2] August Wilhelm hatte in einem Brief vom gleichen Tage an den König geschrieben, so hoch er auch die preußischen Truppen bewerte, möchte er sie doch keiner allzu gewaltigen Übermacht entgegengestellt sehen. Er opfere seinen Ehrgeiz gern dem öffentlichen Wohl und wünsche somit, daß die Verhandlungen mit Wien den Krieg verhüteten. — [3] So im Text

wie im letzten Kriege, daß jede Armee, die schon im Feuer stand, etwas voraus hat, und daß somit, wenn wir nicht allzu grobe Dummheiten machen, kaum eine moralische Möglichkeit für uns besteht, den kürzeren zu ziehen. Diese Herzstärkung, lieber Bruder, wird hoffentlich die trüben Dünste zerteilen, die die Politiker und die politischen Damen über die Stadt heraufgeführt haben. Ich umarme Dich und versichere Dich meiner herzlichen Zuneigung, mit der ich bin

Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.



Zu Menzels Illustrationen

Inhaltsverzeichnis[1]

[1] Fürstliche Personen siehe unter den betreffenden Staaten. — Die von Eberhard König übersetzten Briefe sind durch einen Stern kenntlich gemacht.

II. Thronbesteigung und erste Kriege

Verzeichnis der Tafeln

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.





HG.B
F8524bH
.Gop
592436
Frederick II, the Great, King of Prussia
Briefe; hrsg. von Max Hein; deutsch von
Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.
v.1.
DATE
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

